40
7119

40
7119

Bücherei
Augustin Krämer

<366019133400019

<366019133400019

Bayer. Staatsbibliothek

Reise

des

Mirza Abu Taleb Khan

durch

Asien, Afrika und Europa

in den

Jahren 1799, 1800, 1801, 1802 und 1803.

Nebst einer Widerlegung der Begriffe, welche man in Europa von der Freyheit der Asiatischen Weiber hat.

X, a, 8.

Aus dem Französischen.

Heidelberg,
in Commission bey Mohr und Zimmer.
1812.

Hie. 100

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede des Englischen Uebersetzers.

Ich will meinen Lesern mit Aufzählung der Gründe, welche mich bestimmt haben, gegenwärtiges Werk herauszugeben, nicht Langeweile machen. Die freymüthigen Bemerkungen eines Fremden, und besonders eines Asiaten, über unsre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, können nicht anders als Neugierde und Interesse erregen, wenn man weiß, daß sie nicht erdichtet sind.

Der Verf. dieser Reise war während der Jahre 1800 und 1801, unter dem Namen des Persischen Prinzen, in London so bekannt, und er selbst hat uns einen so richtigen Begriff von seiner Person gegeben, daß es unnöthig scheint, mich länger bey seiner Privatgeschichte aufzuhalten. Ich habe daher nur noch Rechenschaft von der Handschrift zu geben, nach welcher ich diese Uebersetzung gemacht habe.

Der Verf. blieb nach seiner Zurückkunft nach Bengalen mehrere Monate ohne Anstellung. Während dieser Zeit ordnete er nun die gesammelten Notizen, und schrieb sein Werk. Er ließ hierauf, unter seiner Aufsicht, durch mehrere Katibs (Schreiber) eine gewisse Anzahl Abschriften davon machen, welche er unter seine vertrauten Freunde vertheilte. Eine dieser Abschriften gab der Verf. Hrn. Joseph Taylor, Kapitän des Artillerie-Korps in Bengalen, der im J. 1806 zu Allahabad eine genaue Copie davon verfertigen ließ, womit er den General-Obersten Lennon beschenkte, der sie das folgende Jahr mit nach England brachte.

Dieses Manuscript ist mir, in drey kleinen Octav-Bänden, in die Hände gefallen, und leserlich geschrieben. Personen, welche an der Authenticität desselben zweifeln sollten, können es, während dreyer Monate, bey den Herren Longmann und Comp., Buchhändlern in London, einsehen.

Was die Uebersetzung betrifft, so bemerke ich bloß, daß ich bemüht war, sie so wörtlich zu geben, als die Verschiedenheit beyder Sprachen es erlaubte, und ich habe nur wenige Stellen, welche mir für den Englischen Leser von geringem Interesse zu seyn schienen, zu ändern oder zu streichen gewagt.

Gegenstände, bey welchen ich diese Freyheit nehmen zu können glaubte, sind erstens die poetischen Begeisterungen des Verfassers, welche sich im Original in ziemlicher Menge befinden; zweytens, die langweiligen Listen seiner Freunde in den vorzüglichsten Städten, die er besucht hat; drittens, eine anatomische Abhandlung; und viertens eine lange Beschreibung eines Treibhauses. Dieß sind die einzigen Artikel, welche ich weggelassen habe.

An einigen Orten war ich genöthigt, die Kapitel zu versetzen, um mehr Zusammenhang in das Ganze zu bringen, worauf die Orientalischen Schriftsteller gewöhnlich wenig sehen.

Wir besitzen mehrere fabelhafte Reisebeschreibungen, welche Orientalen zugeschrieben werden. Hier erscheinen aber, denke ich, zum erstenmal die wahren Ansichten eines Asiaten über die Europäischen Verhältnisse; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, darf ich hoffen, werden sie vom Publikum mit dem Interesse, das sie verdienen, aufgenommen werden.

Vorrede des Französischen Uebersetzers.

Nur weniges haben wir dem hinzuzufügen, was Herr Carl Stewart in seiner Vorrede zu der Englischen Uebersetzung dieses Werkes gesagt hat.

Wir bemerken bloß, daß man sich nicht über die Art wundern wird, wie unser Reisender oft das beschreibt, was seine Aufmerksamkeit erregt hat, sondern bedenke, daß die Umschreibungen, deren er sich bedient, ihm nöthig waren, um sich seinen Landsleuten, den Indiern, verständlich zu machen, welche die technischen Ausdrücke, deren er sich hätte bedienen sollen, nicht kennen, und die er vielleicht selbst nicht wußte, ungeachtet seines langen Aufenthaltes in Europa. Auch scheint es, daß diese Art zu erzählen dazu dient, die Wahrheit und Originalität seiner Beschreibung zu beweisen.

Was das Interesse der Sachen selbst betrifft, von denen er spricht, so mag der Leser darüber urtheilen. Wir glauben übrigens, daß dieses Werk pikante Anekdoten und kluge Bemerkungen, mit Klarheit und Bestimmtheit vorgetragen, enthält.

Der Wegweiser von Constantinopel nach Bassora scheint uns schätzbar für die Geographie, wegen der genauen Angabe aller Orte auf dieser Route, und ihrer Entfernung von einander. Auch hat das, was unser Reisende von den Wechabiten sagt, unsrer Meinung nach, viel Interesse, besonders nach der Erscheinung des vortrefflichen

Werkes des Herrn von Corance' über diesen Arabischen Stamm, dessen Bewegungen gegenwärtig die Aufmerksamkeit des Ottomannischen Hofes auf sich ziehen.

Der Verf. hat den größten Theil der Namen der Personen nur durch die Anfangsbuchstaben bezeichnet. Wir haben geglaubt, diejenigen ausschreiben zu müssen, von denen wir gewiß waren, die wahren Inhaber erkannt zu haben.

Vorrede des Deutschen Uebersetzers.

Wir liefern hier unsern Deutschen Lesern eine Uebersetzung von Mirza Abu Taleb Khan Reise durch Europa und Asien. Der Verfasser schrieb seine Bemerkungen für seine vertrauten Freunde in Persischer Sprache nieder. Aus der Originalsprache wurde diese Reisebeschreibung von Stewart, dem eine Abschrift davon zugekommen war, in das Englische, und aus diesem in das Französische übertragen.

Was den Werth des Werks selbst betrifft, so ist er im Allgemeinen für uns in Beziehung auf Völker- und Länderkunde nicht hoch anzuschlagen. Bloß die genauern Angaben der Entfernung der Stationen im Türkischen Reiche machen hiervon eine Ausnahme; unter den Meilen versteht der Verf. immer Englische. Was die übrigen Bemerkungen anlangt, z. E. über England, so wird auch der oberflächlichste Dilettant einsehen, wie sehr es unserm Verf. an Kenntnissen und richtiger Einsicht gebrach, um ein competentes Urtheil hier abgeben zu können.

Allein das Werk hat einen andern, weit höhern Werth, und dieser insbesondere hat uns bewogen, eine Uebersetzung zu veranstalten. Wir meinen das Anthropologische. Bisjetzt kannten wir, im Allgemeinen, bloß Reiseberichte und Reisebeschreibungen Europäischer Reisender. Das, was bemerkt wurde, trug immer den Stempel Europäischer Cultur. Hier tritt ein Asiate auf; ein in

seiner Art gebildeter Asiate, der auch schon früherhin in seinem Vaterlande mit Europäern in Verhältnissen gestanden hatte, und theilt seinen Asiatischen Freunden Bemerkungen über Europa, dessen Sitten und Angelegenheiten mit. Sein Urtheil zeigt den Asiaten. Soll es nun geradezu falsch seyn? Wir Europäer sagen freylich, Ja, weil wir Europäer sind. Die Nicht-Europäer aber dürften im Ganzen doch auch nicht übersehen werden. Ueberhaupt wird durch dieses Werk abermals der alte Satz beurkundet, daß die kosmischen Verhältnisse auf den Menschen großen und tiefen Einfluß haben, und daß alle ihnen unterthänig sind. Jede Seite spricht dieß vollkommen aus.

Da der Verf. sich selbst und seine Individualität ohne Rückhalt darstellt, so sprechen wir über ihn kein Wort, sondern überlassen unsern Lesern das Vergnügen, aus dem hier und da Zerstreuten sein Bild sich zusammenzusetzen.

Inhalt.

Seite

Vorrede des Englischen Uebersetzers. ---------- III

— — des Französischen ---------- V

— — des Deutschen ---------- VII

Einleitung. ---------- 1

Erstes Kapitel. Der Verfasser gibt Nachricht von seinem Herkommen. Begebenheiten, welche ihn bestimmen, die Reise nach Europa zu machen. Seine Abreise von Calcutta. 2

Zweytes Kapitel. Begebenheiten, während das Schiff auf dem Ganges und bey der Mündung dieses Flusses vor Anker liegt. ---------- 8

Drittes Kapitel. Anfang der Reise. Begebenheit während der Reise bis nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung. 12

Viertes Kapitel. Beschreibung der Capstadt. Verschiedene Völker, welche sich auf dem Cap niedergelassen haben. -- 24

Fünftes Kapitel. Der Verfasser verläßt das Cap, und geht an Bord eines Englischen Schiffes. Beschreibung von St. Helena. Ankunft im Meerbusen von Cork. -------- 34

Sechstes Kapitel. Der Verf. begibt sich nach Cove; hernach nach Cork und Dublin. ---------- 41

Siebentes Kapitel. Beschreibung von Dublin. ------ 48

Achtes Kapitel. Character der Irländer. Clima von Irland. Beschreibung der Provinz Wallis. Ankunft des Verfassers in London. ---------- 61

Neuntes Kapitel. Zusammenkunft des Verfassers mit Hrn. Dundas. Er wird bey Hofe vorgestellt. Oeffentliche Vergnügungen. Windsor. Oxford. Blenheim. Haus des Hrn. Hastings. ---------- 71

Zehntes Kapitel. Freunde des Verfassers in London. Greenwich und andere Orte. Hindostanische Damen, welche der Verfasser in London findet. ---------- 82

Eilftes Kapitel. Allgemeine Beschreibung von England. Literarische Gesellschaften. Oper und andere Schauspiele. Oeffentliche Gebäude. ---------- 90

Zwölftes Kapitel. Zustand der Künste und Wissenschaften in England. Englische Marine. Woolwich. Werften und Eisengießereyen. Englische Armee. Tower von London. 97

Dreyzehntes Kapitel. Mechanische Wissenschaften. Mühlen. Gießereyen. Dampfmaschinen. Kupferstecherkunst. Manufacturen. Character der Kaufleute von London. ------ 103

Vierzehntes Kapitel. Wie die Engländer ihre Zeit zubringen. Tag- und Nachtlänge in England. Lebensart in London. Freyheit des niedern Volkes. Bedienten. Freyheit der höhern Classen. Erziehung der Kinder. ------- ------- 109

Funfzehntes Kapitel. Brittische Regierung. Benehmen des Königs gegen den Verfasser. Cirkel bey der Königin. Der Prinz von Wallis. Carleton-House. Staatsminister. 116

Seite

Sechszehntes Kapitel. Ostindische Compagnie. Controll-Kammer. Lord Mayor von London. Fest wegen ihm. -- 131

Siebenzehntes Kapitel. Justizhöfe. Englische Jury. Englische Justizhöfe in Indien. Doppelsinn der Englischen Gesetze. ---------- 138

Achtzehntes Kapitel. Englische Finanzen. Taxen. Anleihen der Regierung. National-Schuld. Armentaxe. ---- 146

Neunzehntes Kapitel. Character der Engländer. Der Verfasser vertheidigt die Muhammedanischen Gebräuche. -- 149

Zwanzigstes Kapitel. Tugenden der Engländer. Was die Engländer unter dem Wort Vollkommenheit verstehen. Der Verfasser tadelt einige Gebräuche in London. 162

Ein und zwanzigstes Kapitel. Der Verf verläßt London, und schifft sich nach Frankreich ein. Beschreibung von Paris. 167

Zwey und zwanzigstes Kapitel. Character der Franzosen. Französische Damen. Gelehrte. ---------- 177

Drey und zwanzigstes Kapitel. Der Verf. begibt sich nach Lyon. Beschreibung dieser Stadt. Heil. Geist-Brücke. Avignon. Marseille. Der Verf. schifft sich nach Genua ein. 182

Vier und zwanzigstes Kapitel. Beschreibung des Mittelländischen Meeres. Genua. Italienische Musik. Cicisbeen. Livorno. ---------- 191

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Malta. Milet. Smyrna. Meer von Marmora. Dardanellen. ---------- 199

Sechs und zwanzigstes Kapitel. Beschreibung von Constantinopel. Anekdote von Nadir Schah. ---------- 210

Sieben und zwanzigstes Kapitel. Character der Türken. Der Verf. wird den Veziren und hernach dem Kaiser vorgestellt. ---------- 224

Acht und zwanzigstes Kapitel. Der Verf. verläßt Constantinopel. Seine Reise von da bis Nisibe. ---------- 234

Neun und zwanzigstes Kapitel. Curdistan. Die Wüste. Mousul. Arabische Pferde. Grab des h. Georg. Kirboot. Karutapa. Entfernung von Constantinopel nach Bagdad. 246

Dreyßigstes Kapitel. Bagdad. Kazemine. Samerah. 257

Ein und dreyßigstes Kapitel. Kerbela. Nejif. Geschichte der Wechabiten. ---------- 266

Zwey und dreyßigstes Kapitel. Hilla. Nejif. Der Verf. schifft sich auf dem Tigris ein. ---------- 274

Drey und dreyßigstes Kapitel. Sook al Shyukh. Makul. Bassora. Sonderbare Begebenheit, welche sich in dieser Stadt ereignet hat. ---------- 284

Vier und dreyßigstes Kapitel. Der Verf. verläßt Bassora. Persischer Meerbusen Indischer Ocean Ankunft zu Bombai. Von den Parsen und andern inländischen Völkern. Der Verf. schifft sich nach Bengalen ein, und begibt sich nach Calcutta. ---------- 295

Widerlegung der Begriffe, welche man in Europa über die Freyheit der Asiatischen Weiber hat. ---------- 307

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Reise des Mirza Abu Taleb Khan.

Einleitung.

Nachdem der Verfasser Gott seinen Dank dargebracht hat, führt er die Gründe an, welche ihn bestimmt haben, seine Reisebeschreibung bekannt zu machen.

Ruhm dem allmächtigen Gott, dem Herrn aller Welten, welcher mit Wohlthaten ohne Zahl das menschliche Geschlecht gesegnet, und alle lobenswürdigen Wünsche seiner Geschöpfe erfüllt hat! Lob sey dargebracht dem Erwählten unter den Menschen, dem Wanderer der himmlischen Sphären (Muhammed); Segnungen ohne Ende mögen auf seinen Nachkommen und auf seinen Schülern ruhen!

Der Reisende auf der Oberfläche der Erde, Abu Taleb, der Sohn des Mahommed von Ispahan, nimmt sich die Freyheit, die Liebhaber der Biographie zu unterrichten, daß, da er wegen mehreren unangenehmen Vorfällen seinen Wohnort zu verlassen gezwungen war, er mehrere lange Reisen unternahm, während welchen er mit Menschen aus allen Nationen in Verbindung kam, und viele merkwürdige Dinge, sowohl zu Wasser als zu Lande, sah.

Er hat geglaubt, daß es für seine Mitbürger ein angenehmes Geschenk seyn würde, wenn er ihnen die Erzählung seiner Begebenheiten übergäbe, und sie mit den Merkwürdigkeiten und Wundern, welche er gesehen, unterhielte, so wie mit den Sitten und Gebräuchen der von ihm besuchten Nationen: Gegenstände, von welchen die Asiaten nur unvollständige Begriffe haben.

Auch war er der Meinung, daß eine große Anzahl Europäischer Gebräuche, Erfindungen, Wissenschaften und Einrichtungen, deren gute Wirkungen in diesen Gegenden sichtbar sind, mit großem Vortheile von den Mahometanern nachgeahmt werden könnten.

Von diesen Ideen erfüllt, fing er an, da er sein Vaterland verließ, ein Tagebuch zu führen, in welches er, jeden Tag, die Dinge, welche ihm vorgekommen sind, und seine Bemerkungen darüber, eingetragen hat. Nach seiner Zurückkunft in Calcutta, im Jahr der Hegira 1218 (J. Chr. 1808), hat er seine Notizen geordnet und abgekürzt, und das Ganze so eingetheilt, wie er es hier darbietet.

Erstes Kapitel.

Der Verf. gibt Nachricht von seinem Herkommen, von seiner Familie und von sich selbst. Schicksale, welche ihm begegnen, und die ihn bestimmen, die Reise nach Europa zu machen. Seine Abreise von Calcutta.

Bevor ich die Erzählung meiner Reise beginne, halte ich es für nöthig, den Leser von einigen Vorfällen zu unterrichten, die meiner Abreise vorhergegangen sind, und ihm einen allgemeinen Begriff von meiner Lebensgeschichte zu geben.

Mein Vater, welcher Hagi-Mohammed-Bey-Khan hieß, war seiner Nation nach ein Türke, jedoch geboren zu Abbassabad-Ispahan. Schon in früher Jugend hatte er die Tyranney des Nadir-Shah zu befürchten, und flüchtete sich aus Persien nach Indien, wo er sich die Freundschaft des Nabob Abul-Munsur-Khan-Sufder Jung erwarb. Nach dem Tode des Nowil-Ray, deputirten Statthalters von Oude, wurde Mohammed-Kuly-Khan, Neffe des Nabob, zu diesem wichtigen Posten ernannt, und mein Vater zu seinem Begleiter bestimmt. Dieser Umstand knüpfte eine so enge Freundschaft zwischen ihnen, daß mein Vater als einer seiner getreuesten Anhänger betrachtet wurde.

Der Nabob Sufder-Jung starb i. J. d. H. 1167 (J. Chr. 1753), und ihm folgte sein Sohn Shujan ad Dowleh, der, aus Eifersucht, seinen Vetter Mohammed-Kuly-Khan gefangen nehmen und hinrichten ließ. Der Nabob, auch die Anhänger seines Vetters fürchtend, suchte sich meines Vaters zu bemächtigen, der, vor dieser Begebenheit, seine Frau und Familie nach Lucknow gebracht hatte. Mein Vater, zu rechter Zeit von dem Vorhaben des Nabob unterrichtet, begab sich mit einer kleinen Zahl treuer Diener nach Bengalen. Seine Flucht war so schnell, daß er nur sein Geld und seine Kleinodien mit sich nehmen konnte: sein ganzes übriges Vermögen blieb zurück, und wurde von den Soldaten geplündert.

Mein Vater blieb mehrere Jahre nacheinander in Bengalen, wo er geliebt und geehrt war, und starb zu Moorshedabad im J. 1768 der chr. Zeitr.

Der Vater meiner Mutter hieß Abul-Hussem-Beg, und war ein frommer und weiser Mann. Da er die Geburtsstadt des Nabob Borhan-Al-Mulk-Saadit-Khan, Großvater des gegenwärtigen Herrschers von Oude, auch die seine nannte: so hegte er eine so innige Freundschaft für ihn, daß er nach dem Tode dieses Prinzen sich aller weltlichen Geschäfte entzog, und sein Haus nicht mehr verlassen wollte.

Ich wurde geboren zu Lucknow im J. 1752, und obgleich der Nabob Shujan-ad-Dowleh sehr erbittert über meinen Vater war, erinnerte er sich doch der Verbindung, welche zwischen unsern beyden Familien bestanden hatte, lieferte meiner Mutter das nöthige Geld zu ihrem Unterhalte, und empfahl ihr sehr, mir eine gute Erziehung zu geben.

Mein Vater, entschlossen, ferner in Bengalen zu wohnen, befahl meiner Mutter, mit ihrer ganzen Familie zu ihm nach Bengalen zu reisen. Wir verließen daher Lucknow im J. 1766, und begaben uns zu Land nach Patna, wo wir eine Schaluppe nach Moorshadabad bestiegen. Dieß war meine erste Reise, welche wenig mühsam für mich war; denn ich war damals erst 14 Jahre alt, und befand mich unter dem Schutze meiner Mutter.

Achtzehn Monate nach unserer Ankunft in Bengalen, verlor ich meinen Vater, und war nun mit allen, sowohl öffentlichen als Privat-Geschäften unseres Hauses beladen. Wenige Zeit vor diesem traurigen Vorfall, hatten mich meine ehrwürdigen Eltern mit der Tochter eines nahen Verwandten von Muzuffer Jung, Nabobs von Bengalen, verlobt. Mehrere Jahre war ich, als Folge dieser Verbindung, glücklich und zufrieden im Dienste dieses Fürsten.

Im Jahr 1775 folgte Assuf-ad-Dowleh dem Musnud von Oude. Bey dieser Gelegenheit empfing ich von seinem ersten Minister, Mokhtiar-ad-Dowleh, die Einladung, nach Lucknow zurückzukehren, und wurde zum Aumildar (Empfänger) von Etaya und mehreren andern, zwischen den Flüssen Jumnah und Ganges gelegenen Distrikten ernannt. Ich verwaltete zwey Jahre lang diese Stelle, und lebte den größten Theil dieser Zeit unter Zelten; ich war nämlich wegen der Einnahme der Abgaben genöthigt, die Cantone, in welchen ich Empfänger war, öfters zu durchreisen.

Nach dem Tode meines Beschützers, und der Ernennung des Hyder-Beg-Khan an seine Stelle, wurde ich abberufen und kehrte nach Lucknow zurück, wo ich nahe an Ein Jahr blieb. Der Obrist Alexander Hannay, der damals zu der Stelle des Einnehmers zu Gorruckpore ernannt worden war, bat den Nabob um die Erlaubniß, mich als seinen Adjunkt zu sich nehmen zu dürfen. Ich bekleidete diese Stelle drey Jahre lang, indem ich nur unter Zelten oder in Häusern, für den Augenblick aus Binsen und Bambusrohr erbaut, wohnte. Als der Obrist seine Zurückberufung erhielt, begleitete ich ihn nach Lucknow, wo ich Ein Jahr ohne Anstellung blieb.

Zu dieser Zeit erhoben sich ernsthafte Uneinigkeiten zwischen dem Minister Hyder-Beg-Khan und den Vorstehern der Ostindischen Kompagnie, den Herren Nathanael Middleton und Richard Johnson. Dieß brachte große Unordnung in die Staatsfinanzen, durch die versteckten Intriguen des erstern; und obgleich die Steuereinnehmer größere Summen von den Zemindars erpreßten, so

verminderten sich doch die Einnahmen von Jahr zu Jahre. Die Erpressungen der Einnehmer wurden endlich so ungeheuer, daß mehrere Zemindars sich empörten, besonders der Rajah Bulbudder-Sing, welcher in gerader Linie von den alten Hindostanischen Herrschern von Oude abstammte; und da er hunderttausend Rajpoots (die militärische Kaste der Hindus) hatte, so hielt er sich für eben so mächtig, als der Nabob Vizier, dessen Würde er anzuerkennen sich weigerte.

Um den Rajah Bulbudder-Sing zu seiner Pflicht zurückzuführen, schickte man eine Armee gegen ihn, die theils aus Truppen des Nabob, theils aus Sipoyen der Compagnie bestand; aber die Intriguen Hyder-Beg-Khans und der Steuer-Einnehmer machten diese Maßregel fruchtlos.

Die Angelegenheiten des Nabob standen nun so schlecht, daß der General-Gouverneur Hastings für gut fand, sich darein zu mischen. Er beauftragte daher Herrn Middleton mich zu sich zu berufen, um sich mit mir über die besten Mittel zu berathen, den Rajah zu unterwerfen und die gute Ordnung im Lande wieder herzustellen.

Da ich überzeugt war, daß Hyder-Beg-Khan die Angelegenheiten des Nabob zu verwirren sich bemüht hatte, und daß, so lange er an seiner Stelle bliebe, alle Mühe, sie wieder in Ordnung zu bringen, nur dazu dienen würde, ihn zu erbittern, und folglich mein Verderben herbeyzuführen: so suchte ich es zu vermeiden, mich darein zu mischen. Da der Resident jedoch darauf bestand, mich dazu zu bewegen, und da er mich versicherte, daß er gegen meine Feinde mich schützen würde: so willigte ich endlich ein, bey dieser Unternehmung angestellt zu werden.

Innerhalb zweyer Jahre brachte ich Bulbudder-Sing mehrere Niederlagen bey, und verfolgte ihn bis in sein Lager, wo er, im Augenblick, da er zu entfliehen suchte, getödtet wurde. Durch diesen Dienst befreite ich den Nabob von einem Manne, der seit sechzig Jahren der Feind seiner Familie gewesen war, und stellte so die Ordnung in der Regierung des Landes wieder her.

Diese Epoche bezeichnet aber mein und meiner Familie Verderben; denn da, wenige Zeit nachher, Herr Middleton von Lucknow zurückberufen wurde, und der General-Gouverneur nach Europa zurückgekehrt war, blieb ich den heimlichen Anschlägen meiner Feinde ausgesetzt.

Hyder-Beg-Khan, der, durch seine List und Heucheley, in die Gunst des neuen General-Gouverneurs sich eingeschlichen hatte, betrug sich, einige Jahre lang, mit einer scheinbaren Güte gegen mich, und wollte mich selbst bewegen, eine Stelle unter ihm anzunehmen; da er seinen Plan nicht durchsetzen konnte, so erregte er mir Händel, und entzog mir eine Pension von sechstausend Rupien *), die ich von dem Nabob zu meinem Unterhalt erhielt. Da es mir auf diese Art unmöglich war, länger in Lucknow zu bleiben, so entschloß ich mich, wieder nach Bengalen zurückzukehren.

J. J. 1787 schiffte ich mich auf dem Ganges ein, und begab mich nach Calcutta, wo ich mich anschickte, meine Klage vor den Lord Cornwallis zu bringen. Seine Herrlichkeit empfing mich mit vieler Güte, und ließ mich seine Unterstützung hoffen; da er aber im Begriff war, sich nach Madras einzuschiffen, um den Befehl der gegen Tippoo-Saib bestimmten Armee zu übernehmen, so blieb meine Sache vier Jahre lang unentschieden. In diesem Zwischenraum ließ ich meine Familie nach Calcutta kommen; meine Freunde dagegen, die keine Hoffnung mehr hatten, mich wieder angestellt zu sehen, zerstreuten sich in verschiedene Gegenden.

Die Kosten meiner Reise und der meiner Familie aus einer so entlegenen Gegend, verbunden mit dem Baue eines Hauses in der Nachbarschaft von Calcutta, wo ich wohnen wollte, nöthigten mich, Schulden zu machen. Mein Unglück und meine Kümmernisse wurden noch erhöht durch den Tod meines Sohnes, eines schönen Knaben von vier Jahren, der ein Opfer des ungesunden Clima's dieses Landes und der Unwissenheit der Aerzte wurde.

---

*) Eine Rupie gilt ungefähr 1 fl. 20 kr.

Nach der Zurückkunft des Lord Cornwallis nach Bengalen, erinnerte er sich der mir gemachten Versprechung; und da Hyder-Beg-Khan damals gestorben war, schickte er mich mit Empfehlungsbriefen an Herrn Cherry, Residenten zu Lucknow, und an den Nabob Assuff-ad-Dowleh, mit der Versicherung, daß dieser mich unverzüglich anstellen würde.

Diese Briefe verschafften mir einen guten Empfang zu Lucknow, sowohl von Seiten des Nabob als seiner Hofleute, und ich sah von einem Tag zum andern der Zahlung meiner Pension entgegen, als, unglücklicherweise für mich, der Lord Cornwallis Indien verließ, wodurch alle meine Hoffnungen zerstört wurden; denn, wenige Zeit nachher, gerieth der Nabob mit Herrn Cherry in Uneinigkeit, und nöthigte ihn, Lucknow zu verlassen, worauf er mir gleichfalls den Befehl zuschickte, mich anderswohin zu begeben. Umsonst machte ich ihm Vorstellungen über diese Ungerechtigkeit: ich mußte mich seinem Willen unterwerfen. Ich ließ daher einen Theil meiner Familie zu Lucknow, brachte den übrigen nach Allahabad und kehrte darauf zum drittenmale, im J. 1795, nach Calcutta zurück.

Sir John Shore (jetzt Lord Teignmouth), der damals General-Gouverneur war, empfing mich mit Güte, und versprach mir Unterstützung; aber die, von Vizier-Aly-Khan nach dem, bald darauf erfolgten, Tode des Nabob Assuf-ad-Dowleh, erregten Unruhen, und die Menge der durch dieses Ereigniß veranlaßten Geschäfte, erlaubten ihm nicht, vor seiner Abreise nach Europa, an mich zu denken.

In den drey Jahren, welche ich nun in leeren Hoffnungen in Calcutta zubrachte, verließen mich alle meine Freunde und Anhänger, so wie einige meiner eigenen Kinder, und Diener, welche in dem Hause meines Vaters erzogen worden waren, da sie meine üble Lage sahen. In diesem hülfslosen Zustande drückte der Kummer mich nieder, als eines Tags mein Freund, der Kapitän Richardson, mich besuchte. Da er die Persische und die Hindostanische Sprache vollkommen verstand, so unterhielten wir uns über verschiedene Gegenstände. Unter andern sagte er mir, daß

er gesonnen sey, sich nach Europa einzuschiffen, weil seine Gesundheit täglich mehr abnehme, und daß er Hoffnung habe, die vaterländische Luft werde sie wieder herstellen können; in drey Jahren rechne er wieder nach Bengalen zurückzukehren. „Und da Sie „jetzt ohne Anstellung sind“, fügte er hinzu, „und sich hier zu „langweilen scheinen, so schlage ich Ihnen vor, mich zu beglei„ten. Die Veränderung des Aufenthalts und die Merkwürdig„keiten, welche Sie in Europa zu sehen bekommen, werden die „Traurigkeit zerstreuen, die sie niederdrückt. Ich verbinde mich, „Sie während unserer Reise das Englische zu lehren, und für „alle Ihre Bedürfnisse zu sorgen.“ Nachdem ich dieses Anerbieten reiflich erwogen hatte, und die Hoffnung mir vorschwebte, irgend ein Zufall auf dieser langen und mit Beschwerlichkeiten verbundenen Reise würde meinem Leben ein Ende machen, und mich dadurch von den Widerwärtigkeiten der Welt und der Undankbarkeit der Menschen befreyen; so nahm ich seinen freundschaftlichen Vorschlag an, und entschloß mich, die Reise mit zu machen.

Um keine Zeit zu verlieren, begab ich mich den folgenden Tag zu dem Kapitän der Charlotte, eines Schiffs der Ostindischen Compagnie; aber einige Tage nachher verbrannte dieses Schiff. Da wir jedoch, der Kapitän Richardson und ich, fest entschlossen waren, abzureisen, so begaben wir uns auf das Schiff des Kapitän R—n, die Christine, welches nach Dänemark bestimmt war.

Zweytes Kapitel.

Der Verf. verläßt Calcutta. Er kommt zu Kedjeree an, und geht an Bord eines nach Dänemark bestimmten Schiffes. Beschreibung des Schiffes. Character des Kapitains und seiner Offiziere. Das Schiff begiebt sich in die Mündung des Flusses. Es wird Embargo darauf gelegt. Unangenehmer Aufenthalt. Ein Englisches Schiff verbrennt, während es vor Anker liegt, und wird von dem Dänischen Kapitain geplündert. Wegnahme der Französischen Fregatte, la Forte, durch eine Englische Fregatte; beyde Schiffe gehen

den Fluß hinauf. Das Embargo wird aufgehoben. Der Verf. beginnt seine Reise.

Den ersten Tag des Ramezan des J. 1213 der Hegira (8. Febr. 1799), nahmen wir Abschied von unsern Freunden, und bestiegen, zu Calcutta, eine Budgerow (Barke), um uns an Bord zu begeben. Den dritten Tag kamen wir zu Kedjeree an, wo unser Schiff vor Anker lag, das wir sogleich bestiegen, nnd Besitz von unsern Cajüten nahmen. Wir fanden das Schiff in der größten Unordnung, und seine Mannschaft größtentheils aus trägen Bengalischen Lascars bestehend. Die Cajüten waren klein, dunkel und unreinlich, besonders die, welche mir bestimmt war, und wovon die bloße Erinnerung daran mich traurig macht. Die Ursache davon ist: weil wir zuletzt mit dem Kapitän wegen unserer Ueberfahrt contrahirt hatten, so waren die besten Plätze durch die andern Reisenden besetzt; da wir aber den Patron des Schiffs zu Calcutta bezahlt hatten, und wir unser Geld nicht zurückerhalten konnten, so waren wir genöthigt, die Cajüten zu nehmen, welche man uns geben wollte.

Die Cajüte neben mir bewohnte Herr Grand, ein heftiger und eigensinniger Mensch, die auf der entgegengesetzten Seite hatten drey Kinder inne, von denen eins, ein dreyjähriges Mädchen von schwacher Gesundheit, Tag und Nacht ohne Aufhören schrie. Mit einem Worte: die Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten, welche ich an Bord dieses Schiffs erduldete, gaben mir eine schlimme Vorbedeutung von meiner Reise.

Wir waren übereingekommen, daß das Schiff hinreichend mit Wasser, Liquers und Lebensmitteln versehen, und uns direct, ohne irgend einen Aufenthalt auf dem Wege, nach Europa bringen sollte: wir durften daher hoffen, schnell und angenehm die Ueberfahrt zu machen.

Der Kapitän gab uns den ersten Beweis seiner Treulosigkeit durch seine Einladung, sogleich an Bord zu gehen, indem er uns dabey versprach, den andern Tag unfehlbar zu folgen, während er länger als vierzehn Tage in Calcutta, in Privat-

geschäften, verweilte. Wie unangenehm uns dieser Verzug war, brauche ich nicht zu sagen, da wir keine Art von Unterhaltung hatten, und unser einziger Wunsch war, schnell fortzukommen. Er kam endlich an, und gab Befehl, die Anker zu lichten.

Der Kapitän war ein eitler und eigensinniger Mann. Sein erster Offizier, in Amerika gebohren, glich einem beißigen Hunde, war aber ein geschickter Seemann. Der zweyte Offizier und die Hochbootsleute, unwissend und roh, verdienen keine Erwähnung.

Am 18. dess. M. verließen wir Kedjeree, um die Mündung des Flusses zu erreichen. Im Hinaufsegeln waren wir mehreren Gefahren ausgesetzt. Unser Schiff hatte 13½ Schuh Wassertiefe, und wir passirten einige Sandbänke, deren Tiefe kaum 6 Zoll mehr betrug. Ohnfehlbar würden wir Schiffbruch gelitten haben, wenn wir diese Untiefen während der Ebbe berührt hätten.

Den folgenden Tag Morgens, da wir eben die Anker lichten wollten, legte die Schaluppe eines Ufersteuermanns an unser Schiff an, um uns zu benachrichtigen, daß eine Französische Fregatte, la Forte, an den Sandbänken kreuze, und schon mehrere Schiffe weggenommen habe; es sey daher für nöthig erachtet worden, Embargo auf unser Schiff zu legen, nach dessen Aufhebung wir erst abreisen könnten.

Weil wir aber viele Zeit verloren hätten, und auch mehr oder weniger Gefahren ausgesetzt gewesen wären, wenn wir den Fluß wieder hinauf hätten segeln wollen, so wurde beschlossen, bis zur Aufhebung des Embargo da zu bleiben, wo wir waren. Während deß wir zu Kedjeree vor Anker lagen, hatte man uns regelmäßig von der Küste frisches Brod, Butter, Eyer, Fische und Gemüse geliefert; jetzt aber wollten die Schaluppen nicht bis zu unserm Ankerplatz herunterfahren, und wir mußten deshalb unsere Seevorräthe angreifen, und Zwieback und eingesalzene Butter essen. Wir wurden auch von Fliegen sehr belästigt, die ungeachtet der großen Entfernung von der Küste, in so ungeheurer Menge auf unser Schiff flogen, daß man nicht anders sprechen konnte, als mit der Hand vor dem Munde, um nicht eine Anzahl einzuschlucken.

Wir blieben zwanzig Tage in dieser grausamen Unthätigkeit. Ein Kanonenschuß, den wir eines Tages in einiger Entfernung von unserm Schiffe hörten, ließ uns vermuthen, daß man eins der Englischen, zu Madras stationirten, Kriegsschiffe abgeschickt habe, um Jagd auf die Französische Fregatte zu machen. Wenige Zeit hernach erblickten wir drey Schiffe, die mit vollen Segeln auf uns zukamen, welches uns in unsrer Muthmaßung bestärkte. Wir erfuhren aber, bey ihrer Annäherung, daß es drey Englische Schiffe waren, von vieren, welche der Französischen Fregatte begegnet, und deren viertes in die Hände des Feindes gefallen war.

Einige Nächte nachher ging ein Englisches Schiff, das in unsrer Nähe vor Anker lag, und dessen Ladung hauptsächlich in Bengalischen Tüchern bestand, in Feuer auf, welches uns nicht wenig in Schrecken setzte. Nachdem es die Mannschaft verlassen hatte, verbrannte es bis auf's Wasser. Unser Kapitän, der in sein Land zurückkehrte, und der Meinung war, vor keinen Englischen Gerichtshof gebracht werden zu können, schickte einige Tage nach einander seine Schaluppe an den Wrack des Schiffs, um mehrere, von dem Feuer halb verzehrte, Tücherkisten holen zu lassen. Er hatte jedoch in der Folge Ursache, dieses unredliche Verfahren zu bereuen.

An einem andern Tage sahen wir mehrere Schiffe ankommen, deren eins die Französische Flagge unter der Englischen zu haben schien, woraus wir schlossen, daß die Französische Fregatte genommen worden sey. Wir erkannten aber bald, nachdem sie uns nahe waren, letzteres für ein Arabisches Fahrzeug, auf welches die Fregatte ihre Gefangenen gebracht hatte; die es begleitenden kleinern Fahrzeuge waren Goletten von Küstensteuermännern.

Den letzten Tag des Monats empfingen wir die bestimmte Nachricht, daß ein von Madras angekommenes Schiff sich der Französischen Fregatte bemächtigt habe. Einige Zeit nachher passirte der Kapitän Cook, in einiger Entfernung von uns, vorbey; er war in dem Gefechte, wo er die Sibylle kommandirte, stark verwundet worden, und starb einige Tage nach seiner Ankunft zu Calcutta.

Den 3. des Monats Shual (4. oder 5. März) warfen die beyden Schiffe in unsrer Nähe Anker. Die Sibylle war sehr beschädigt, und die Forte, welche größer war, hatte alle ihre Maste verloren, daher es die Siegerin in das Schlepptau nehmen mußte. Die Engländer hatten nur 25 Mann im Gefechte verloren, während die Franzosen ihren Kapitän und 200 Todte oder Verwundete einbüßten, welches uns sehr wunderbar vorkam. Den folgenden Tag kamen fünfzehn Schaluppen, eine jede mit einigen Soldaten bemannt, den Fluß herunter, um die Gefangenen abzuholen und nach Calcutta zu bringen.

Nach endlich aufgehobenem Embargo, kam der Steuermann wieder an Bord, und brachte uns ins Fahrwasser, von den Engländern die Bay von Bengalen genannt, wo er uns verließ.

Drittes Kapitel.

Anfang der Reise. Phänomen. Beschreibung der Inseln Nicobar. Das Schiff verläßt diese Inseln. Die Sonne steht senkrecht über dem Schiffe. Windstille. Polarsternen. Aequator. Sonderbare Ceremonie beym Durchgang durch die Linie. Menge von fliegenden Fischen. Passatwinde. Das Schiff passirt die Länge der Inseln Moritz und Madagascar. Kühler Wind. Leiden des Verfassers. Man entdeckt die Küste von Afrika. Wallfische in der Nachbarschaft des Schiffs. Der Tafelberg auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Das Schiff wird von dem Strom nach Süden getrieben. Heftiger Sturm. Betrachtungen des Verf. Das Schiff verliert seine Richtung — ist in großer Noth; man entdeckt von neuem Land — ankert in der Bay Falso.

Nach einem einige Zeitlang anhaltenden günstigen Winde, bemerkten wir eines Morgens, daß der Kapitän die Richtung des Schiffs von Süden nach Süd-West geändert habe. Die Passagiere, sehr erstaunt darüber, wurden durch die Erläuterungen des Kapitäns in ihren Besorgnissen noch bestärkt. Die Sache war die: durch unsern langen Aufenthalt an der Mündung des Ganges, hatte sich unser Wasservorrath dergestalt vermindert, daß wir darauf

denken mußten, unsern Lauf nach den Nikobar-Inseln zu richten, um daselbst frisches Wasser einzunehmen.

Diese Inseln, achtzehn an der Zahl, sind mehr oder weniger bewohnt, und werden öfters von Schiffen besucht, welche Mangel an Wasser oder Lebensmitteln haben. Wir suchten die größte, Cornicobar genannt, zu erreichen; ein widriger Wind aber verhinderte uns daran. Mit demselben Erfolge versuchten wir es, auf die zweyte zu kommen; und erst nach großen Anstrengungen konnten wir bey der dritten Anker werfen.

Indem wir uns diesen Inseln näherten, machte ich eine, für mich ganz neue Erfahrung. Als man Land entdeckt hatte, wünschte ich es deutlicher zu sehen, und lieh mir zu dem Ende ein Fernrohr; sobald ich aber dieses Instrument ans Auge brachte, konnte ich das Land nicht mehr unterscheiden. Darüber betroffen, bat ich einen erfahrenen Offizier, mir diese Erscheinung zu erklären. „Diese Inseln", antwortete er mir, „sind wirklich noch unter „dem Horizont, und sind unserm Blick durch den sphärischen Kör„per des Wassers, das den Raum zwischen beyden einnimmt, „entzogen; was wir jetzt entdecken, wird durch die Strahlen„brechung hervorgebracht, welche, in einer dichten Atmosphä„re, wahrscheinlich alle Gegenstände über ihren wahren Höhe„punkt erhebt." Um mir diesen Lehrsatz deutlicher zu machen, warf er einen Ring in einen porcellänen Napf, und entfernte ihn so weit, daß ich den Ring nicht mehr sehen konnte. Er füllte nachher das Gefäß mit Wasser, und der Ring schien, vermöge der Strahlenbrechung, auf der Oberfläche des Wassers zu schwimmen. Da diese, obgleich interessante, Erklärung die Schwierigkeit nicht lös'te, so ist es wahrscheinlich, daß das Telescop, dessen ich mich bediente, in Unordnung war, oder daß man mir bey dieser Gelegenheit einen Streich hatte spielen wollen.

Die Insel, wo wir frisches Wasser einnahmen, heißt Trikiser, und hat 45 Meilen im Umkreise; die beyden andern, welche man von da aus entdeckt, heißen Najoury und Bigou. Die Bewohner dieser drey Inseln kamen an Bord unsers Schiffs, und brachten uns Cocos-Nüsse, Ananas, Citronen und andere Früchte

in Ueberfluß, so wie auch Geflügel, Enten ꝛc. welches alles sie gegen Stoffe, Tabak und alle Arten von Messerwaaren vertauschten. Gold und Silber, welches keinen Cours bey ihnen hat, schien für sie wenig Werth zu haben.

Die Cocos-Nüsse sind hier in solchem Ueberflusse, daß man zehn Stück für eine Cheroot oder Cigarre gab, welche in Bengalen nur einen Farthing (einen Pfenning) kostet.

Da diese Inseln nahe unter der Linie liegen, so haben sie zwey Frühlinge und zwey Sommer; und weil die Sonne erst kürzlich die Linie passirt war, hatten wir unaufhörliche Regengüsse.

Diese Insulaner sind, im Allgemeinen, wohl gebaut und sehr muskulös, haben einen muntern Charakter, und ihre Züge gleichen denen der Peguaner und der Chinesen; jedoch ist ihre Farbe gelb, auch haben sie nur wenig Bart. Ihre Kleidung besteht in einem einfachen, um die Lenden gewickelten Schurz von Baumwolle. Nach erhaltener Erlaubniß, uns aufs Land begeben zu dürfen, um zu jagen, hatten wir oft Gelegenheit, ihre Kinder zu sehen, wovon mehrere mir sehr schön vorkamen. Ihre Häuser sind von Holz und Bambusrohr erbaut und mit Strohdächern versehen; sie haben alle eine cirkelrunde Form, und gleichen ziemlich einem großen Heuhaufen. Man findet jedoch welche, die drey Stockwerke haben; im untern Stock sind die Ziegen und das Geflügel, den zweyten bewohnen die Männer und den dritten die Weiber. Sie sind Mahometaner, und halten ihre Weiber eingeschlossen, ihnen den Umgang mit Fremden nicht gestattend. Sie bauen sehr schöne Schaluppen, und haben selbst deren zwey oder drey nach Art der Europäer erbaut. Die Milde des Clima's, die Schönheit der, von Bächen durchschnittenen, Ebenen, und das freye und unabhängige Leben dieses Volkes, bezauberten mich so, daß ich in Versuchung kam, meine Wohnung unter ihnen aufzuschlagen.

Nachdem wir unsre Wasserfässer gefüllt, und eine große Menge Lebensmittel eingenommen hatten, wollte unser Kapitän die Anker lichten: allein ein unvorhergesehener Unfall, der uns beynahe an der Fortsetzung unsrer Reise verzweifeln ließ, verhinderte ihn daran.

Sechzehn unsrer besten Lascars (Indianische Matrosen) desertirten nämlich, unzufrieden mit der Art, wie man sie behandelte, und versteckten sich in den Wäldern; ja es zeigte sich, daß der übrige Theil der Mannschaft nur die Nacht erwartete, um dem Beyspiel ihrer Kameraden zu folgen. Glücklicherweise kamen auf unser Schiff einige Insulaner, welche aus Furcht, daß man ihnen Schuld geben möchte, diese Entweichung befördert zu haben, sich von selbst erboten, die Flüchtlinge zurückzubringen. Der Kapitän, der sich in diesem Augenblick in einer sehr kritischen Lage befand, machte sich, von seiner Seite, durch den heiligsten Eid verbindlich, sie für ihre Mühe zu belohnen, indem er ihnen einige Stücke Stoff, welche er von dem Wrack des auf dem Ganges verbrannten Schiffs hatte holen lassen, versprach. Angefeuert durch dieß Versprechen, und in den Gebürgen und Wäldern wohl bekannt, hatten sie bald unsere Deserteurs ergriffen, und brachten sie zur Nachtzeit an Brod. Unser undankbarer Kapitän belohnte sie für ihre Mühe durch den schändlichsten Betrug. Unter dem Vorwande, daß die Dunkelheit ihm nicht gestatte, das Magazin zu öffnen, um die Stoffe zu holen, beschied er sie auf den andern Morgen, wo er ihnen ihre Dienste reichlich lohnen wolle: bey Tages Anbruch lichtete er aber die Anker, und bevor die Insulaner sein Vorhaben bemerken konnten, hatte er schon mehrere Meilen nach Süden gemacht.

Wir verließen diese gastfreyen Inseln den 4. April, und drey Tage nachher schoß die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf uns, durch den 7. Grad nördlicher Breite; die Hitze war daher außerordentlich groß. Vierzehn Tage lang hatten wir Regenwetter und Windstille, daher wir nur wenig Weg zurücklegten, und manchen Tag unser Wegmesser nicht über zehn Meilen zeigte. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Windstille besonders häufig in der Nähe der Linie ist; welches man, glaube ich, dem Einflusse der Sonne zuschreiben muß.

Da wir uns in der Nacht vom 16. nahe unter der Linie befanden, und die Atmosphäre vollkommen rein war, so beobachteten wir den Polarstern mit vieler Aufmerksamkeit. Die Constellation des großen

und kleinen Bären schien über ihn erhaben, und gleich der Höhe, welche dieser Stern zu Calcutta hat; während dieser letzte beynahe auf den Rand des Horizonts heruntergestiegen war. Ich bin daher der Meinung, daß man selten den Polarstern der Linie näher sieht, als im vierten oder fünften Grad nördlicher Breite; und wirklich sahen wir ihn erst wieder, als wir das Cap vorbeygesegelt und die Linie wieder passirt waren, d. h. nachdem wir uns zum zweytenmal unter der Breite befunden hatten, wovon ich gesprochen habe.

Den 19. passirten wir den Aequator, hundert Grad östlicher Länge von London. Wir sahen, mehrere Tage lang, eine große Menge Vögel, von denen einige die Größe einer Gans, andere die einer Taube hatten. Sie leben nur von Fischen, und ruhen die Nacht über auf dem Wasser. Zur Fortpflanzung ihrer Gattung begeben sie sich ans Ufer, wo sie die ganze Brütezeit bleiben. Einer dieser Vögel, von der kleinsten Art, setzte sich zur Nachtzeit auf einen Mast unsers Schiffs, und wurde von den Matrosen gefangen. Er war wahrscheinlich krank; denn als man ihn den andern Tag in Freyheit setzte, hatte er Mühe, fortzufliegen.

An demselben Tage gab uns die Schiffsmannschaft ein lächerliches Possenspiel. Drey der ersten Matrosen, auf eine groteske Art gekleidet, das Gesicht roth und gelb bemahlt, kamen auf das Verdeck, Kleider und Haare von Wasser triefend; der eine trug ein Buch, ein anderer eine Trompete, und der dritte, welcher am wunderlichsten gekleidet war, schien der beyden Andern Befehlshaber. Nachdem sie sich auf die ihnen hingesetzten Stühle niedergelassen hatten, machte der Trompeter bekannt, daß Neptun, der Meeres-Gott, das Schiff mit seiner Gegenwart beehrt habe. Der sich so nennende Beherrscher der Meere befahl hierauf, alle Personen des Schiffs, welche die Linie noch nicht passirt hatten, vor ihn zu laden, um von allen ihren Sünden durch eine unmittelbare Abwaschung gereinigt zu werden. Mehrere Matrosen und Schiffsjungen, welche dieser Feyerlichkeit noch nicht beygewohnt hatten, wurden von Furcht ergriffen, und flüchteten sich in die Winkel des Schiffs, oder kletterten auf die Mastkörbe. Der Sekretär schlug nunmehr sein Buch auf, las die Nahmen aller der-

jenigen, welche sich der Eintauchung unterwerfen mußten, und befahl, sie vor ihn zu führen. Nachdem dem Verbrecher die Augen verbunden waren, wurde er auf ein Brett, ruhend auf einer Tonne, gesetzt, und während man ihm mehrere Eimer Wasser über den Kopf schüttete, ließ man ihn zugleich in die Tonne fallen, indem das Brett, worauf er saß, hinweggezogen wurde. Auch an mich kam die Reihe, durch Vermittelung einer der Offiziere kam ich aber mit einigen Bouteillen Brandtwein davon.

Am 25. sahen wir eine große Menge fliegender Fische, wovon einige sich mehrere Fuß über das Meer erhoben, und ungefähr fünf hundert Schritt weit fortflogen. Die Bewegung ihrer Floßfedern gleicht vollkommen der der Flügel eines Vogels; vorher dachte ich mir immer, sie liefen nur auf der Oberfläche des Wassers, obgleich Reisende mir sie oft beschrieben hatten: nunmehr bin ich aber überzeugt, daß man sie zu den fliegenden Thieren rechnen kann. Eine Menge derselben fiel auf das Schiff, wovon ein Gericht auf unsern Tisch kam. Ihr Fleisch hat einen guten, dem des Geflügels ähnlichen Geschmack.

Unter dem fünften Grad südlicher Breite fanden wir das Wasser bedeutend kälter, obgleich wir nur zwanzig Grad von der Sonne entfernt waren. Da unter dem zwölften Grad die Atmosphäre sehr rein war, so suchte ich irgend einen Stern, der mir den Südpol zeigen könnte; wir konnten aber nicht einmal eine, dem großen oder kleinen Bären ähnliche Constellation entdecken, und folglich um so weniger den Polarstern.

Den 27. kamen wir in die Gegend der Passatwinde. Da dieß eine merkwürdige Natur-Erscheinung ist, so will ich sie zu erklären suchen. Die Erfahrung hat den Europäischen Seefahrern gelehrt, daß zwischen dem zehnten und dem acht und zwanzigsten Grad nördlicher Breite der Wind beständig von Süd-West her weht, welcher den nach Indien gehenden und von daher kommenden Schiffen gleich günstig ist, und sie schnell durch achtzig Grad der Länge führt. Man nimmt allgemein an, daß ohne die Zwischenlage des Vorgebürgs der guten Hoffnung und des mittäglichen Amerika, man die Reise um die Welt in einem sehr kurzen Zeitraume durch

diese Breiten machen könnte; aber außer diesen Breiten sind die Winde die ganze Reise über sehr veränderlich.

In der ersten Woche des May's, wo wir durch den funfzehnten Grad südlicher Breite fuhren, war die See so unruhig, daß die Wellen sich so hoch wie das Schiff erhoben, und häufig auf die Gallerie und durch die Fenster des Hintertheils drangen. Ihr Geräusch störte unsern Schlaf, und der Aufenthalt auf dem Verdeck war gefährlich.

Obgleich wir damals nur dreißig Grad von der Sonne entfernt waren, so hatten wir doch eine empfindliche Kälte, die uns nöthigte, wärmere Kleider anzulegen, und unsere Betten mit Decken zu versehen. Es ist sonderbar, daß der Monat May, wo die Hitze in Bengalen am größten ist, hier so kalt war.

Wir umsegelten die Insel Moritz und die mittägliche Spitze von Madagascar, in einer Entfernung von sechzig bis siebenzig Meilen. Letztere Insel beherrscht, wie man mir sagte, ein muhammedanischer König, und in einigen Gegenden wird Arabisch gesprochen.

Schon im Anfange unsrer Reise befürchteten wir, von einem Französischen Schiffe genommen zu werden, da der Krieg zwischen Frankreich und England damals erklärt war: hier, in der Nachbarschaft ihrer Inseln, mußten wir also noch mehr in Furcht seyn. Wir sahen daher jedes Segel, das wir zufällig durch das Fernrohr entdeckten, für ein feindliches Schiff an; waren jedoch so glücklich, auf kein solches zu stoßen.

Um diese Zeit hatten wir einen fürchterlichen Sturm auszuhalten, der vier Tage dauerte. Die Wogen, von einer ungeheuern Höhe, schlugen mit einer solchen Heftigkeit gegen das Schiff, daß es unmöglich war, sich auf den Füßen zu erhalten; und selbst sitzend, wurde uns der Kopf an den Schiffswänden zerschmettert. Während dieser Unordnung fiel der lange und starke Hr. Grand, dessen Cajüte von der meinigen nur durch einen Vorhang getrennt war, der Länge nach auf mich, und veursachte mir einen empfindlichen Schmerz. Was meine Lage aber noch unangenehmer machte, war, daß er bey dem geringsten Geräusch, das man bey mir machte

in jenem anmaßenden Ton schrie, welcher das Benehmen des gemeinen Engländers gegen die Morgenländer charakterisirt: „Was treibt ihr denn hier? Ich kann kein Auge zuthun!“ anderer grober Ausrufungen der Art nicht zu gedenken.

Nur mit vieler Mühe konnten wir, während dieses Sturmes, etwas zu essen erhalten, und sitzend auf unsern Betten mußten wir unser Mahl einnehmen. Unsre Noth wurde noch größer durch das Leckwerden des Schiffs, welches so zunahm, daß man Tag und Nacht pumpen mußte, worüber mehrere Passagiere nicht wenig in Angst geriethen. Ich selbst war meines Lebens überdrüßig, und daher sehr gleichgültig über mein Schicksal.

Ungeachtet dieses schrecklichen Kampfes der Elemente sahen wir mehrere Vögel, welche Stürmen nicht trotzen zu können schienen. Ihr Körper war nicht größer als der einer Weihe, während ihre ausgebreiteten Flügel beynahe vier Ruthen breit waren.

Den 24. May sahen wir einen Theil des festen Landes von Afrika, ungefähr zwey hundert Meilen nördlich vom Vorgebürge der guten Hoffnung; die Ansicht des Landes füllte mein Auge mit Thränen, obgleich wir nicht Willens waren, nach dieser Küste zu steuern. An ihr vorbeysegelnd, sahen wir oft eins der Wunder des Meeres. Mehrere unter dem Nahmen Wallfische bekannte Fische, kamen unserm Schiffe so nahe, daß wir sie recht gut unterscheiden konnten. Sie waren dreymal dicker als der größte Elephant, und bließen aus ihren ungeheuern Nasenlöchern das Wasser funfzehn Ruthen hoch. Da diese Thiere öfters auf die Oberfläche des Meeres kommen, um Athem zu schöpfen, so bemerkt man sie leicht, und die Europäer tödten sie, um den Thran, das Fischbein und das sogenannte Wallrath zu bekommen, welches alles gute Handelsartikel sind; aber diese Fischerey ist von großen Gefahren begleitet, und fordert große Gewandtheit.

Wir hatten den übrigen Theil des Monats so schlechtes Wetter, daß wir mehrere Tage lang weder Sonne noch Sterne entdecken konnten; und da die Wellen beständig über das Schiff rollten, so mußten wir die Luken verschlossen halten, und daher entweder im Dunkeln bleiben, oder Lichter brennen, wovon wir nur einen

kleinen Vorrath hatten. So waren wir denn, wie Todte, in dunkele Zellen eingeschlossen! Ohne das Getöse der kämpfenden Elemente hätten wir uns für Bewohner der andern Welt halten können. Oft gedachte ich der Verse unsers Dichters Hafiz:

Düster ist die Nacht, und schrecklich der Wogen Geräusch und des Strudels,
Wenigen nur, die das Ufer frohsinnig bereisen, ist unsre Lage bekannt.

Am 4. Juni erblickten wir den Tafelberg auf dem Cap der guten Hoffnung, und bald hernach die Tafelbay, in deren Grund die Capstadt liegt. Da die Vorräthe von Wasser und Lebensmitteln beynahe erschöpft waren, so erklärte uns hier der Kapitän, daß er sich genöthigt sehe, in den Hafen einzulaufen, um das Schiff wieder zu verproviantiren. Obgleich dieß unsrer Uebereinkunft mit dem Kapitän entgegen war, und den Passagieren Zeit und Geld raubte, so mußten wir doch einwilligen, da nichts anders zu machen war. Da es beynahe Nacht war, und wegen der Felsen es gefährlich gewesen wäre, in der Dunkelheit in die Bay einzulaufen, so mußte die Nacht hindurch lavirt werden, um den andern Tag den Hafen zu gewinnen. Der Wind war während der ganzen Nacht sehr günstig, und wir hätten alle ohne Gefahr und Kosten an's Land gehen können, wenn nicht das Schiff durch die Nachläßigkeit des zweyten Offiziers, der sich, uns unbewußt, von der Wache wegbegeben und schlafen gelegt hatte, so weit südlich gelaufen wäre, daß wir den ganzen folgenden Tag das Land nicht wieder gewinnen konnten. Wir mußten daher eine zweyte Nacht mit Laviren zubringen; und als wir den folgenden Morgen in die Bay einlaufen wollten, wurden wir plötzlich von einem Sturm, mit Donner und Blitz, überfallen, welcher uns fünf Grad südlich verschlug, ehe er sich legte. Der Blitz schlug auch in das Schiff, tödtete drey Mann, und beschädigte mehrere sehr.

Um meinen reiselustigen Landsleuten nützlich zu seyn, will ich hier einige der Leiden und Widerwärtigkeiten anführen, welche ich auf diesem Schiffe auszustehen hatte, in der Hoffnung, daß meine traurigen Erfahrungen sie vor ähnlichen bewahren werden.

Vor allen Dingen muß ich ihnen rathen, sich nur auf ein Englisches Schiff zu begeben, und keine Reise zu unternehmen, wenn sie nicht reich genug sind, um sich mehrere unumgänglich nöthige Sachen anzuschaffen.

Viererley Arten von Leiden habe ich auf diesem Schiffe erduldet.

Die der erstern Art sind allen Schiffen gemein: der Mangel an gutem Brode, an guter Butter und Milch, an Früchten und Vegetabilien; die Nothwendigkeit, schlechtes Wasser trinken, und sich mit Seewasser waschen zu müssen; die Unannehmlichkeit, mit Hunden und Schweinen eingesperrt zu seyn, und die Schwierigkeit des Ein- und Ausgangs beym Hinterkastell, aus Furcht durchnäßt zu werden, oder wohl gar zu ertrinken, während man auf dem Verdeck ist. Dazu kommt noch der Zustand von Angst und Unruhe, in welchem man sich beständig befindet, wenn man lange an einem und demselben Orte eingeschlossen ist, und die Krankheit, durch die Bewegung veranlaßt.

Die Unbequemlichkeiten der zweyten Art rühren von dem Mangel an Gelde her; dergleichen sind: der lange Aufenthalt in einer engen, des Lichts und der Luft beraubten Cajüte; die Nachläßigkeit derjenigen, welche mich bedienen sollten; der Mangel einer Hangematte, die der enge Raum mir nicht erlaubte; die Grobheit und die Tyranney meiner Nachbarn, welche sich auf meine Kosten gemächlich einzurichten suchten.

Die der dritten Art sind nur den Fremden fühlbar, d. h. denen, welche keine Europäer sind. Sie bestehen in der Schwierigkeit, sich zu rasiren, sich Bart und Nägel zu beschneiden; keinen besondern Ort zu seinen Abwaschungen zu haben; die Nothwendigkeit, sich eines Messers und einer Gabel beym Essen zu bedienen, und die Unmöglichkeit, sich zu reinigen. Ich litt sehr durch letztern Umstand; denn man hatte die Gewohnheit, am frühen Morgen Wasser in Eimer zu schöpfen, woraus sich die ganze Schiffsmannschaft wusch. So war ich denn oft gezwungen mir selbst Wasser zu schöpfen, wenn ich dessen benöthigt war, in eins meiner kupfernen Gefäße, deren ich einige beym Sturm einbüßte, so daß mir am Ende nur mein Waschnapf blieb. Ich

gab alsdann die Reinigung auf, und war demnach außer Stand, die andern Pflichten meiner Religion zu erfüllen.

Unannehmlichkeiten der vierten Art sind nur den Schiffen eigen, welche keine Englischen sind, nämlich: Lärm und Tumult bey dem geringsten Manöver; die groben und schändlichen Ausdrücke, deren sich die Matrosen beym Ankerlichten bedienen; das im Schiffraum befindliche Wasser. Hierzu kommt die Menge von stinkenden gesalzenen Fischen und verdorbenen Eyern, worin die Seevorräthe gewöhnlich bestehen, und die widersinnige Gewohnheit der Schiffmannschaft, sich auf das feuchte Verdeck zu legen, der gänzliche Mangel an Disciplin der Matrosen, und der Mangel an Schifffahrtskenntnissen der Offiziere.

Die genaue Kenntniß, welche mein Freund A—B—k zu Calcutta von allen diesen Umständen hatte, bewog ihn, mir ernstlich zu rathen, mich nur an Bord eines Englischen Schiffs zu begeben. Da er mich aber entschlossen sah, das Dänische Schiff zu besteigen, so rieth er mir wiederholt, mich mit einem hinreichenden Vorrath trockener Früchte, Confituren, Zwieback ꝛc. und warmen Kleidern zu versehen. Nicht zufrieden, mir diesen Rath gegeben zu haben, machte er mir alle diese Artikel zum Geschenk. Welch Glück für mich, einen solchen Freund gehabt zu haben! Ohne diese Hülfsquellen würde ich ganz gewiß verhungert oder erfroren seyn. —

Der Wind legte sich am 13., ohne daß unsre Lage dadurch viel gebessert wurde. Mehrere Tage lang war uns die Sonne unsichtbar; dadurch und durch den Mangel genauer Ephemeriden, verbunden mit der Unwissenheit der Offiziere, waren wir ganz von unserm Wege abgekommen, so daß niemand auf dem Schiff die Polhöhe angeben, noch sagen konnte, nach welcher Seite gesteuert werden müsse. Mangel an Wasser vermehrte unsre Noth, und brachte uns beynahe zur Verzweifelung: ohne die Barmherzigkeit Gottes wären wir ganz gewiß zu Grunde gegangen. In diesem schrecklichen Zustand von Ungewißheit, und während alle Offiziere glaubten, wir seyen noch weit östlich vom Cap und beynahe auf halben Wege von St. Helena, kam der Verwalter der

Lebensmittel, der ein sehr gutes Gesicht und schon mehreremale die Reise nach Indien gemacht hatte, auf das Hintertheil des Schiffs, um das noch übrige Geflügel zu zählen. Seine Augen rückwärts gewendet, rief er plötzlich: „Land! Land! Hinter uns Land!“ Auf diese gute Nachricht stiegen einige Offiziere auf die Masten, und entdeckten deutlich die Küste durch ihre Fernrohre, ohne jedoch die Gegend bestimmen zu können. Sie drehten indessen das Schiff, und liefen gerade darauf zu. Wenige Stunden darauf erkannten wir die Tafelbay und den Löwenberg des Caps. Diese Entdeckung belebte den gesunkenen Muth der Schiffsmannschaft, und alles war in Bewegung, um den so sehnlich gewünschten Hafen zu erreichen.

Am 21. befanden wir uns dem Eingang der Tafelbay gegenüber. Da jedoch der Passatwind sich gewendet hatte, so mußten wir in die Bay Falso einlaufen, weil es keinem Schiff erlaubt ist, sich in die erstere zu begeben, zu einer gewissen Epoche, wenn der Wind, von Süd-Westen blasend, sie vier Monate lang zu einem unsichern Ankerplatz macht. Der Gouverneur ist besonders beauftragt, keinem Schiff zu dieser Zeit das Einlaufen in diesen Hafen zu erlauben, und selbst auf diejenigen, welche dem gegebenen Signal nicht gehorchen, feuern zu lassen.

Am 23. July, gegen Abend, liefen wir, mit einiger Schwierigkeit, in die Bay Falso ein; da jedoch die Nacht einbrach, so mußten wir Anker werfen, aus Furcht auf Felsen zu laufen. Den andern Morgen setzten wir unsern Weg fort, und ankerten im Angesicht der Stadt.

Sie liegt am Fuße eines grünen, mit wohlriechenden Kräutern und Blumen aller Art bedeckten Berges, und besteht aus ungefähr dreißig regelmäßig und gut gebauten Häusern, deren jedes einen Springbrunnen hat: sehr zweckmäßig für einen Erfrischungsplatz der Schiffe, zur Zeit des südwestlichen Passatwindes. Wir fanden im Hafen sechzehn Fahrzeuge, unter denen zwey stationirte Kriegsschiffe, um ihn gegen Angriffe der Franzosen zu schützen. Lange hatte ich keine Wohnungen von Menschen gesehen, daher entzückte mich der Anblick dieser Stadt und die Schönheit

ihres Hafens; nie hatte ich angenehmere Empfindungen, als da ich hier ans Land stieg.

Am 24. begaben sich alle Passagiere ans Land, mich allein ausgenommen, weil ich mich vor Ausgaben fürchtete, die meine schwache Casse nicht ertragen konnte. Meine Lage war jedoch dadurch viel besser geworden, daß ich täglich frisches Gemüß und Früchte bekam.

Viertes Kapitel.

Der Verf. verläßt das Schiff, und bezieht ein Zimmer in der Stadt. Er begibt sich nach der Capstadt. Bericht von seiner Reise. Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebungen und des Clima's. Verschiedene Nationen auf dem Cap. Der Verf. trifft daselbst mehrere Muhammedaner. Lob des Generals Dundas und der übrigen Englischen Offiziere. Das Dänische Schiff wird aus der Bay Falso nach der Tafelbay gebracht. Der Kapitän wird in Untersuchung genommen, wegen der Plünderung des Englischen Schiffs auf dem Ganges. Der Verf. kommt mit einem andern Kapitän überein, mit ihm die Reise nach England zu machen.

Bald nachher erfuhr ich, daß sämmtliche Passagiere, unzufrieden mit dem Benehmen des Kapitäns, den Entschluß gefaßt hätten, nicht wieder an Bord zurückzukehren, und daher nach der Capstadt gegangen wären, um daselbst die Ankunft eines Englischen, nach Europa bestimmten Schiffes abzuwarten. Ich war demnach in dem Fall, entweder meine Reisegefährten zu verlassen, oder ihrem Beyspiele folgend, eine große Ausgabe zu machen; ich wählte letzteres, begab mich ans Land, und nahm in demselben Hause, wo die andern Reisenden wohnten, Quartier.

Unser Wirth, Nahmens Barnet, war ein feiner Zierbengel. Er sagte uns, daß er, obgleich in Holland geboren und erzogen, von einer Schottischen Familie abstamme. Ich kam mit ihm überein, ihm für Kost und Logis täglich fünf Rupien zu bezahlen. Seine Familie bestand aus seiner Frau, zwey Kindern und fünf

Sklaven. Obgleich funfzehn Passagiere, die Bedienten mitgerechnet, bey ihm wohnten, so wurden wir doch auf das beste, ohne die geringste Unordnung, bedient, und man kam unsern Wünschen zuvor.

Erst kurze Zeit vor unsrer Ankunft auf dem Cap hatten die Engländer davon Besitz genommen. Es hatte damals eine Besatzung von fünf tausend Europäischen Soldaten, unter den Befehlen des Generals Dundas (Neffe des berühmten M. Dundas, eines der ersten Minister von Großbrittannien), der auch zugleich die Statthalter-Stelle versah, in Abwesenheit des Lord Macartney. In der Bay Falso kommandirte der Kapitän C—s, der mich mit Höflichkeit aufnahm, als ich ihn besuchte, und mir den andern Tag seinen Gegenbesuch machte, um mich zum Mittagsmahl einzuladen. Ich fand bey ihm eine zahlreiche Gesellschaft und eine wohl besetzte Tafel. Die Aufmerksamkeit, welche mir Hr. C—s und seine Gattin so wie die ganze Gesellschaft bewieß, versetzte mich in die heiterste Stimmung, ungeachtet meiner damals noch sehr geringen Kenntniß des Englischen, und ich lebte einen der angenehmsten Tage meines Lebens. Beym Abschied baten sie mich, an jedem freyen Abend mit ihnen Thee zu trinken. Eben so verbindlich wurde ich von den Kapitäns der Kriegsschiffe aufgenommen; sie luden mich zweymal zu Festen an Bord ein, und ließen mich in ihren Goeletten abholen. Sowohl wann ich das Schiff bestieg, als auch, wann ich es wieder verließ, wurde ich mit einer gewissen Anzahl Kanonenschüsse begrüßt, und überhaupt in jeder Hinsicht als ein Mann von Wichtigkeit behandelt.

Nach einiger Zeit änderte Hr. Barnet sein Benehmen gegen uns auffallend. Unsere Tafel wurde täglich schlechter besetzt, und er selbst grob und unerträglich. Eines Tages bat er mich, mein Zimmer mit einem kleinern zu vertauschen, weil er, neue Passagiere erwartend, sich genöthigt sehe, zwey Betten in das von mir bisher bewohnte Zimmer zu setzen. Schon hatte ich meine Bagage in meine neue Wohnung bringen lassen, als er mir sagte, sie sey schon besetzt, und ich müßte mich mit einer andern begnügen, in welcher ich das Reisegeräthe einer Person fand, welche nach dem

Cap gegangen war, um wahrscheinlich denselben Abend wieder zurückzukommen. Dieses Benehmen empörte mich. Auf meine Frage: was das alles zu bedeuten habe? antwortete er mir: er habe mir mein Quartier zu wohlfeil gelassen; wenn ich mein zuerst bewohntes Zimmer behalten wollte, müßte ich nunmehr zehn Rupien täglich bezahlen. Ich bemerkte ihm die Unanständigkeit seines Verfahrens, und daß ich den andern Tag sein Haus verlassen würde. Auch machte ich sogleich Anstalten, um mich nach der Capstadt zu begeben, und ob ich gleich vor Sonnenaufgang abreis'te, zwang er mich doch, ihm den ganzen Tag zu bezahlen. Er machte mir auch eine ungeheuere Rechnung für Wäsche und andere Bedürfnisse, deren Besorgung ich ihm überlassen hatte. Noch mißfälliger war mir aber das Benehmen seiner Frau, welcher ich, bey meiner Ankunft, einen Sack Bengalischen Reis gegeben hatte, der vierzig bis funfzig Rupien werth war. Dieses Geschenk machte sie während der drey oder vier ersten Tage sehr artig; aber gar bald änderte sie ihr Benehmen gegen mich auf die auffallendste Art.

Am 2. July reis'te ich in einer mit acht Pferden bespannten und von einem einzigen Manne mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit geführten Kutsche nach der Capstadt ab. Auf einem Theil des Wegs gingen die Pferde bis an den Bauch im Wasser; in einer andern Gegend senkten sich die Räder bis an die Achse in den Sand; demungeachtet, und ob wir gleich sehr steile Berge zu passiren hatten, fuhren wir doch fast immer im Galopp. Vier oder fünf Meilen von der Stadt fanden wir eine breite und ebene Straße, die auf beyden Seiten mit lebendigen Hecken besetzt war. Das Land war wohl angebaut; Lustwälder und Gärten, Windmühlen und Meyerhöfe zierten die Gegend auf beyden Seiten, und machten sie sehr mahlerisch. Diese Straße wird von den Englischen und Holländischen Familien zu Promenaden zu Pferde und zu Wagen benutzt, von Mittag bis vier Uhr.

In einer Entfernung von drey Meilen erscheint die Stadt in einer Schönheit und Pracht, welche das Auge des Sehers bezaubern. Sie ist eine Tagreise von der Bay Falso entfernt, der

Weg jedoch mit Wirthshäusern versehen, daher wir zu schicklichen Stunden ein gutes Frühstück und Mittagessen fanden.

Es war beynahe Nacht, als wir die Stadt erreichten. Da einer meiner Reisegefährten mir zum Voraus ein Logis gemiethet hatte, so stieg ich sogleich bey Hrn. Clarke ab, der damals einer der besten Gasthalter an diesem Orte war.

Die Stadt ist auf beyden Seiten von Bergen umgeben; ein Theil ihrer Häuser liegt dem Tafelberge so nahe, daß Fremde fürchten, unter ihm begraben zu werden. Diese Berge sind bedeckt mit wohlriechenden Blumen nnd Kräutern aller Art, welche den Heerden vortreffliche Weide geben. Auch findet man daselbst mehrere Quellen vortrefflichen Wassers, welche nicht allein die Stadt damit versehen, sondern auch mehrere Mühlen in Bewegung setzen, und zum Bewässern der Felder gebraucht werden.

Die Bewohner des Caps machen oft Lustparthien auf die Zinne des Tafelbergs; und ob er gleich an mehreren Orten so steil ist, daß man nur mit Hülfe von Seilen hinauf kommen kann, so begleiten doch die Holländischen Damen, gewöhnt an das Erklettern der Abgründe, die Männer immer auf solchen Excursionen.

Auf der andern Seite der Stadt liegt die Tafelbay, deren Abhang mit furchtbaren Batterien, zur Vertheidignng ihres Eingangs, besetzt ist. Auch auf der Landseite hat man einige Batterien errichtet. Mit einem Worte, diese Gegend hat so beträchtliche Fortificationen, daß die Engländer, als sie sich des Caps bemächtigen wollten, für gut fanden, zuerst die Bay Falso anzugreifen, um ihre Landung an dieser Spitze zu bewerkstelligen. Sie setzten hierauf ihren Weg zu Lande fort, passirten mit großer Mühe die Berge, griffen von der Landseite an, und zwangen die Holländer zu capituliren.

Die Stadt hat ungefähr sechs Meilen im Umfange. Einige Häuser sind von Stein erbaut, der größte Theil jedoch von Backsteinen und Mörtel. Die Straßen sind breit und grade, und auf beyden Seiten mit großen Backsteinen oder Steinplatten gepflastert. In ieder Straße befinden sich eine oder zwey Gossen, zum Ablauf des Wassers; selbst im Winter sieht man daher fast keinen Koth auf den Straßen; auch sind sie auf jeder Seite mit einer Reihe von

Bäumen geziert, welche einen angenehmen Schatten geben. Vor einem jeden Hause befindet sich eine steinerne Bank, worauf die Eigenthümer an den Sommerabenden sich setzen, und ihre Pfeife rauchen. Diese, wie ich glaube, den Holländern eigenthümliche Gewohnheit, scheint mir lobenswerth.

Die Häuser sind elegant möblirt mit Spiegeln, Kronleuchtern, Gemählden und einer großen Menge Silber- und Porcelän-Geschirr. Die Wände der Zimmer sind mit buntfarbigem Papier bekleidet, und Vorhänge von Zitz, Seide oder Sammet schmücken die Fenster. Mit einem Worte, der große Reichthum dieser Stadt übertraf alles, was ich in Calcutta Kostbares gesehen hatte, wovon ich damals glaubte, zwischen Indien und Europa könne nichts Prächtigeres gefunden werden. Ich änderte meine Meinung auf dem Cap; und wohl kann ich sagen, daß ich von meiner Abreise aus Bengalen bis zu meiner Ankunft in England, stufenweise die Höhe der Pracht und des Luxus erstiegen habe, indem ich von Calcutta nach dem Cap, vom Cap nach Cork, von Cork nach Dublin, und von Dublin nach London reis'te, da von diesen Städten fortschreitend eine die andere an Schönheit und Glanz verdunkelt. Bey meiner Rückkehr nach Indien kam mir alles umgekehrt vor. Der Ort, wo ich ankam, schien immer unbedeutender zu seyn, als der, den ich so eben verlassen hatte. So machte Paris, nach einem langen Aufenthalte in London, weniger Eindruck auf mich. Denn obgleich diese erstere Hauptstadt prächtigere Gebäude enthält, so ist sie doch weder so regelmäßig gebaut und so reinlich, noch so gut in der Nacht beleuchtet, wie letztere; auch findet man nicht so viele öffentliche Plätze in ihrem Innern, oder Gärten in ihrer Umgebung. Erst bey meiner Ankunft in Italien sah ich die Schönheiten von Paris ein. Die Italienischen Städte gewannen, auf ihrer Seite, bey mir, in Vergleich mit Konstantinopel, und diese letztere Stadt schien mir ein Paradies, wenn ich sie mit Bagdad, Musul und andern Orten der Gläubigen verglich. Ich werde, im Verfolge meiner Reise, von einer jeden dieser Städte besonders sprechen.

Beynahe mitten in der Capstadt ist ein schöner viereckiger öffentlicher Platz, von zwey Meilen im Umfange, worauf die Truppen exercirt werden. Zwey Seiten dieses Platzes sind mit großen Häusern besetzt; die dritte wird durch den Hafen und die vierte durch das Meer begränzt. Der regelmäßige Hafen gleicht dem von Calcutta, ist aber nicht so groß. Die gut gebauten Bazars (Märkte) liefern alle Lebensmittel in Ueberfluß.

Nachdem ich von der Stadt gesprochen habe, will ich auch von ihren Einwohnern reden. Alle in Europa gebohrnen Holländerinnen, die ich sah, waren dick, fett und ohne Reitze; die auf dem Cap gebohrnen jungen Mädchen aber sind schön und geistreich, auch, wie es mir schien, eben nicht spröde, nur muß man ihnen reiche Geschenke machen. Man spricht selbst zweydeutig von der Aufführung der verheyratheten Frauen. Alle Engländer von einem gewissen Range haben ihre Dame, welche sie ohne das geringste Hinderniß von Seiten des Mannes besuchen, der gewöhnlich die Gefälligkeit hat, sein Haus zu verlassen, wenn der Bewunderer seiner Frau eintritt. Was erfolgt daraus? Die Engländer verschwenden bey diesen verliebten Intriguen ihr Geld, und die Holländer werden reicher, als sie es unter ihrer eignen Regierung waren.

Die Bewohner des Caps sind, im Allgemeinen, habsüchtig, ungastfreundschaftlich, und tyrannischer gegen ihre Sklaven als irgend ein Volk in der Welt. Wenn ein Sklave ein Handwerk versteht, so erlauben sie ihm für den ersten besten zu arbeiten, nöthigen ihn aber zugleich, ihnen Einen bis vier Reichsthaler abzugeben, je nachdem er mehr oder weniger geschickt ist. Die Töchter dieser Sklaven dienen zur Befriedigung ihrer Lüste, wenn sie schön, werden aber verkauft, oder müssen mit ihren Vätern arbeiten, wenn sie häßlich sind. Hat ein Sklave sich etwa so viel Geld erspart, um seine Freyheit erkaufen zu können, so setzen sie einen hohen Preiß, oder nehmen andere Ausflüchte, um sie ihm zu versagen.

Ich sah einen verheyratheten Schneider, der vier Kinder hatte. Fleiß und Sparsamkeit hatten ihn in den Stand gesetzt,

seine Freyheit und die seiner Frau zu erkaufen; seine Kinder waren Sklaven geblieben. Eins derselben, ein schöner junger Mann, wurde an einen Fremden verkauft, und in ein entferntes Land geführt. Die älteste Tochter diente bey ihrem Herrn, den beyden jüngern war es erlaubt, bey ihren Eltern so lange zu bleiben, bis sie stark genug zum Arbeiten wären.

Da die weiblichen Sklaven zur Bedienung der Fremden gebraucht werden, so haben sie oft Gelegenheit, einiges Geld zu erwerben, wovon sie jedoch ihren habsüchtigen Herren einen Theil abgeben müssen.

Während meines Aufenthaltes auf dem Cap habe ich viel durch die Unsauberkeit und den Gestank der heimlichen Gemächer gelitten, für deren Reinlichkeit gar nicht gesorgt wird. Es befindet sich kein einziges warmes oder kaltes Bad in der Stadt, und die Abwaschung ist den Einwohnern beynahe ganz unbekannt.

Obgleich die Holländische Sprache mir durchaus fremd war, welches mich verhinderte, mit jungen Mädchen zu scherzen, so sprachen sie doch beym Tanze durch freye Gebehrden und Pantomimen und ausdrucksvolle Blicke so deutlich, daß ich mich oft erröthend auf eine andere Seite des Sals begab. Einige dieser Mädchen bestürmten mich eines Tages, und eine davon, die schönste und dreisteste, entriß mir mein Schnupftuch und gab es einer andern von ihrem Alter. Alle brachen darüber in ein lautes Gelächter aus. Da letztere aber das Schnupftuch nicht annehmen wollte, so nahm ichs zurück, und sagte ihnen, nur die schönste würde es erhalten. Dieß erinnerte an die Gewohnheit der reichen Türken in Konstantinopel, welche ihr Schnupftuch derjenigen zuwerfen, die sie für den Augenblick genießen wollen, und der Scherz fiel auf meine Gegnerin zurück, welche sich erröthend wegbegab.

Bis zum 15. July wohnte ich bey Herrn Clarke, und machte in dieser Zeit mehrere Bekanntschaften, worunter auch einige Muhammedaner waren. Mein Wirth erpreßte unter allerley Vorwand eine Menge Geld von mir. Ich gerieth mit ihm darüber in Streit, und er war unverschämt genug, mir mit einer Klage vor den Ge-

richten zu drohen. Ich beklagte mich über dieses Verfahren bey meinem Reisegefährten, dem Kapitän W—n; da dieser aber eine Liebschaft mit einem Mädchen des Hauses hatte, so erklärte er sich gegen mich und zu Gunsten des Wirths, und bestand selbst darauf, daß ich alles, was dieser verlangte, bezahlen sollte. Er hatte in der Folge Ursache seine Partheylichkeit zu bereuen; denn nachdem das Mädchen auf der That überrascht worden war, zwang sie ihr Herr, ihm alles Geld, was sie vom Kapitän erhalten hatte, auszuliefern, welches letztern bewog, das Haus zu verlassen und meine Parthey zu ergreifen.

Ich nahm eine Wohnung bey einem Muhammedaner, der sich mit vieler Aufmerksamkeit und Güte gegen mich betrug; und da mich auch die Englischen Offiziere häufig zu sich einluden, so lebte ich nun angenehm und mit wenig Kosten.

Obgleich es damals Winter auf dem Cap war, so zierten doch mit Blättern bedeckte Bäume und Blumen aller Art die Gärten. Die Früchte waren köstlich und von so verschiedenen Sorten, daß wir zugleich die Produkte der heissen und kalten Zonen genossen. In einiger Entfernung von der Stadt ist ein schöner Garten, Constantia genannt, dessen Trauben alle an Köstlichkeit übertreffen, die ich jemals genossen habe. Man macht einen vortrefflichen Wein daraus, der sehr gesucht und in alle Welttheile verführt wird.

Die Märkte sind überflüßig versehen mit gutem Ochsen-, Geisen- und Hammelfleisch. Die Schafe sind von der fettschwänzigen Race, und geben viel Fett und Talg. Auch die Gemüse sind gut und von verschiedener Art; aber Waizen und Reis von geringer Qualität. Es hält schwer, sich frische Butter zu verschaffen; und obgleich alle andern Lebensmittel in großem Überflusse vorhanden zu seyn scheinen, so ist der Preiß derselben demungeachtet sehr hoch. Das Pfund Fleisch kostet vier und zwanzig Kreuzer; ein Ey eben so viel. Auch das Wäscherlohn ist sehr theuer.

Die Pferde auf dem Cap sind stark, arbeitsam und gelehrig. Sie scheinen etwas Arabisches Blut in den Adern zu haben. Es gibt hier auch gute Maulesel, deren man sich hauptsächlich vor

den Kutschen bedient; die Karren werden von Ochsen gezogen. Man findet den Strauß in diesem Theile von Afrika; auch zeigte man mir gewisse Gattungen von wilden Hunden und Katzen, welche sich in den Wäldern aufhalten.

Außer den Holländern bewohnen mehrere andere Nationen das Cap, und es werden wenigstens sieben bis acht Sprachen daselbst gesprochen. Das gemeine Volk besteht hauptsächlich aus Negern und Malaien, wovon der größte Theil Sklaven waren, welche ihre Freyheit erkauft haben, oder von ihren Herren frey gelassen worden sind. Ich fand unter ihnen mehrere fromme und gute Muselmänner, wovon einige kein unbedeutendes Eigenthum hatten. Auch hatte ich das Vergnügen, die Bekanntschaft des Shaikh Abdulla, Sohn des Abd al Aziz, aus Mekka gebürtig, zu machen, welcher in Handelsangelegenheiten aufs Cap gekommen war, die Tochter eines Malaien geheyrathet und sich daselbst etablirt hatte. Er erzeigte mir viele Höflichkeiten, führte mich bey seinen Freunden ein, und kam allen meinen Wünschen zuvor.

Herr B — d, ein Holländer, welcher zwanzig Jahre in Bengalen gelebt, und eine Zeitlang die Stelle eines Statthalters von Chinsura bekleidet hatte, gab mir auch viele Beweise von Wohlwollen. Seine liebenswürdige Frau spricht sieben Sprachen.

Wenn ich alle Höflichkeitsbezeigungen aufzählen wollte, deren ich mich von Seiten des Hrn. Generals Dundas und der andern Englischen Offiziere zu erfreuen hatte, so müßte ich einen ganzen Band schreiben. Doch kann ich mich nicht enthalten, der angenehmen Abende zu gedenken, welche ich im Hause der Lady Anna B — t zubrachte, die wöchentlich ihren Bekannten ein Fest gab, zu welchem auch ich jedesmal eingeladen wurde. Lady Anna ist die Tochter eines vornehmen Engländers, und besitzt alle Eigenschaft einer Dame von feiner Bildung. Ich fand oft bey ihr die Frau C — d, eine junge Irländische Dame von großer Schönheit, die wenig sprach und sehr zurückhaltend zu seyn schien; mit einem Worte, sie hatte ganz die elegante Haltung unsrer Indianischen Prinzessinnen, und wurde Meisterin meines Herzens. Diese beyden Englischen Damen von Stande waren die einzigen, welche ihren

Männern nach dem Cap gefolgt waren. Die andern Offiziere mußten sich damit begnügen, den Holländischen Damen die Cour zu machen, wodurch mehrere gute Partieen machten.

Bey der größten Sparsamkeit war ich doch genöthigt, einige Sachen zu verkaufen, um während unsers langen Aufenthaltes auf dem Cap meine Ausgaben decken zu können. Unter andern verkaufte ich einen Negersklaven, dessen Sitten und Charakter auf dem Schiff so verdorben worden waren, daß ich für nöthig erachtete, mich seiner zu entledigen. Man bezahlte mir ihn mit fünfhundert Reichsthalern. Auch einen Talisman und einige Stücke Musselin verkaufte ich für zwey hundert Reichsthaler. Durch diese Mittel lebte ich nun, ohne Schulden zu machen, bis zum Augenblick unsrer Abreise.

Während unsres Aufenthaltes auf dem Cap änderte sich der Passatwind, welches dem Kapitän N—n erlaubte, sein Schiff, die Christine, aus der Bay Falso in die Tafelbay zu bringen; unmittelbar nach seiner Ankunft aber wurde er von Hrn. Pringle, Agenten der Ostindischen Compagnie, angeklagt, die Ladung des Englischen Schiffs, welches auf dem Ganges verbrannt war, gestohlen zu haben, und es wurde gegen ihn gerichtlich verfahren. Es hielt nicht schwer, die Thatsache zu beweisen, und er wurde deshalb verurtheilt, zwey tausend Pfund Sterling Schadenersatz zu bezahlen. So lange der Proceß dauerte, war das Schiff unter Sequester; und nach Aufhebung desselben konnte er seine Reise nicht fortsetzen, weil die Schiffsmannschaft sich zerstreut hatte. Er war indessen, wie ich glaube, nicht böse darüber, denn bald nachher heyrathete er eine Holländerin, und etablirte sich auf dem Cap. Die Passagiere nöthigten ihn nun, ihnen die Hälfte ihrer Reisekosten zurückzugeben. Ich weigerte mich zur Unzeit mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, aus zwey Gründen: einmal, weil ich die Chikanen der Holländischen Advokaten fürchtete, und dann hatte mir der Kapitän N—n versprochen, mich auf gleichen Fuß wie die andern zu bezahlen, wenn die Sache gegen ihn entschieden würde; dieß läugnete er hernach, und ich verlohr mein Geld. Ich war darum nicht weniger erfreut, nichts mehr mit

einem solchen Elenden zu thun zu haben, und kam mit dem Kapitän der Britannia, Wallfischfänger der Südsee, nach London bestimmt, überein, ihm vierzig Guineen für meine Fahrt nach England zu bezahlen.

Fünftes Kapitel.

Der Verfasser verläßt das Cap, und begibt sich an Bord der Britannia. Man entdeckt die Insel St. Helena; Beschreibung derselben, der Stadt und der Befestigungswerke. Gastfreyes und freundschaftliches Benehmen des Gouverneurs. Sie verlassen St. Helena, und umsegeln die Ascensions-Insel; Particularitäten, diese Insel betreffend. Sie passiren den Aequator zurück. Anekdote, die der Kapitän erzählt. Zusammentreffen mit einem Amerikanischen und einem Hamburger Schiffe. Man entdeckt von neuem den Polarstern. Zusammentreffen mit einer nach Indien bestimmten Flotte. Man umsegelt die Canarischen Inseln und die Meerenge von Gibraltar. Ankunft an der Mündung des Canals. Das Schiff ist genöthigt, den Wind im Rücken, in den St. Georgs-Canal einzulaufen, stößt auf ein entmastetes Schiff, lauft in den Meerbusen von Cork ein.

Den 29. September begaben wir uns, mein Freund, der Kapitän Richardson, und ich, an Bord der Britannia, welche sogleich in die See ging. Dieses Schiff war ein Wallfischfahrer, und seine Ladung bestand aus Thran und Wallrath. Es war mit Kaperbriefen versehen, und daher zum Krieg ausgerüstet; auch war es so glücklich gewesen, bey seinem Auslaufen ein Spanisches Schiff zu nehmen, das ihm eine große Summe einbrachte. Die Schiffsmannschaft bestand aus dreißig bis vierzig Mann, lauter geschickte, derselben Disciplin, welche auf Kriegsschiffen beobachtet wird, unterworfene Seeleute, daher das Manöver mit Genauigkeit und ohne die geringste Unordnung von statten ging. Bey dem ziemlich engen Raum, war doch alles so gut eingerichtet und benutzt, daß wir keine der Unbequemlichkeiten zu erdulden hatten, welche uns den Aufenthalt auf dem Dänischen Schiffe so zuwider machten.

Die Britannia war ein guter Segler; wir machten mehrere Male Jagd auf Fahrzeuge, ohne sie jedoch erreichen zu können. Unser Kapitän hieß Clarke, und war ein vortrefflicher Seeoffizier; wenn wir uns dem Lande näherten, so sagte er jedesmal beynahe auf Eine Stunde den Augenblick unsrer Ankunft vorher. Wenige Tage nach unsrer Abreise vom Cap begünstigten uns die Passatwinde dergestalt, daß wir in zwey Tagen vierhundert Meilen zurücklegten.

Den 13. October Morgens entdeckten wir die Insel St. Helena, und Mittags liefen wir in ihren Hafen ein. Ich begab mich unmittelbar hernach ans Land, und hatte die Ehre, von dem Gouverneur, Herrn Brooke, zur Tafel gezogen zu werden. Hr. Brooke hatte dreyzehn Jahre lang als Offizier in Indien gedient, und sich einige Zeit an dem Hofe des Kaisers Schah Alum aufgehalten; er sprach sehr geläufig die Hindostanische Sprache, in welcher er sich lange mit mir über die politischen Angelegenheiten Indiens unterhielt.

Die Insel St. Helena liegt mitten im Atlantischen Meere, mehrere hundert Meilen von irgend einem Lande, unter dem sechzehnten Grad mittäglicher Breite, und mag ungefähr acht und zwanzig Meilen im Umfang haben. Von dem Meer aus gesehen, erscheinen ihre Felsen schwarz und verbrannt; aber im Innern finden sich schöne grüne Thäler, Hügel, mit wohlriechenden Blumen und Pflanzen in unendlicher Verschiedenheit bedeckt, und herrliche Gärten. Die Bewohner haben, mit vieler Mühe und Arbeit, Zickzackwege angelegt, um auf diese Hügel zu gelangen; zwey Pferde können darauf nebeneinander gehen, doch bedient man sich selten der Wagen, weil die Wege zu steil sind. Der höchste dieser Hügel ist, wie man sagt, eine Meile hoch, aus dessen Crater oft Rauch aufsteigt, der stark nach Schwefel riecht. Auf der ganzen Insel sind nur zwey bedeutende Wasserquellen, daher oft Gras- und Gartenfrüchte, wenn der Regen ausbleibt, aus Mangel an Wässerung verdorren, und große Noth unter den Einwohnern entsteht. Bey günstiger Witterung aber sind Aepfel und andere Früchte in einigen Gegenden in außerordentlicher Menge vorhanden.

Der Garten eines Offiziers brachte in einem einzigen Jahre zwölf hundert und funfzig Pfund Sterling reinen Gewinn. Da auf der Insel gar kein Getraide gewonnen wird, so muß man Mehl und andere nothwendige Artikel aus Europa ziehen. Ochsen- und Hammelfleisch und Geflügel ist hier zu haben, jedoch sind diese Artikel in ungeheuerm Preise. Milch ist nicht in Ueberfluß, aber so fett, daß sie zweymal abgerahmt werden kann. Europäische und Asiatische Bäume und Früchte gedeihen gleichfalls auf St. Helena. Sehr sonderbar ist es, daß Donner und Blitz gleich unbekannt hier sind.

Die einzige Stadt auf der Insel liegt in einem engen Thale, welches durch Bergströme gebildet zu seyn scheint; es ist ungefähr zwey Meilen lang und zwanzig bis fünf und zwanzig Ruthen breit. Die Stadt ist von den Engländern erbaut, ungefähr vierzig Jahre nach ihrer Niederlassung in Indien. Sie hat einige schöne Gebäude, deren Dächer jedoch mit Stroh oder Ziegeln gedeckt sind, mehrere hübsche Buden mit Indianischen und Europäischen Waaren, Schenken und Kaffeehäuser. Auf der Seeseite hat man starke Batterien angelegt, so wie auf zwey Hügeln zwey furchtbare Forts, von wo aus die feindlichen Schiffe, welche auf der Rhede Anker werfen wollen, in Grund gebohrt werden können. In einiger Entfernung im Innern befindet sich ein außerordentlich fester Thurm, ganz von Stein erbaut, dessen Mauern funfzehn Fuß Dicke haben. Der Ingenieur versicherte mich, er sey gar nicht zu nehmen, seine Festigkeit gleiche der des Felsens, auf welchem er erbaut ist, und er hoffe, daß er eben so lange stehen werde.

Der einzige Ort, wo die Schiffe einen guten Ankerplatz finden, ist der Stadt gegenüber; hier ist das Wasser so tief, daß sie sich dem Ufer bis auf hundert Ruthen nähern können.

Man sagte mir, daß zur Zeit der Besitznahme der Engländer, diese Insel von wilden Ziegen bewohnt gewesen wäre, welche, von einem Felsen auf den andern springend, oft ungeheuere Steinmassen ablösten und die herunter rollten, auf die Häuser fielen, und großen Schaden anrichteten. Dieß bestimmte die Regierung, einen Preiß auf die Köpfe dieser Thiere zu setzen, durch welches Mittel nach und nach der größte Theil derselben ausgerottet wurde.

Die niedrige Klasse des Volks, eine Mischung von Europäern, Indianern und Negern, ist von schwarzbrauner Farbe. Auch findet sich eine große Menge Sklaven von beyden letztern Racen.

Der Hr. Gouverneur Brooke, dessen Gastfreundschaft und Güte sich auf alle Personen erstreckte, welche die Insel besuchten, lud mich ein, bey ihm zu wohnen, und gab mir ein Pferd, um in Gesellschaft seines Sohnes das Innere der Insel zu durchreisen. Ich besah die Gärten des Gouverneurs und seines Adjudanten, so wie alle andere merkwürdige Gegenden. Als wir im Begriffe waren, uns einzuschiffen, schickte er noch einen großen Vorrath von Früchten und Gemüse für mich an Bord.

Den 15. Abends begaben wir uns an Bord, nachdem wir bey dem verehrungswürdigen Gouverneur zu Mittag gespeist hatten. Unmittelbar darauf wurden die Anker gelichtet, und bald hatten wir diesen romantischen Schauplatz verlassen.

Den 22. segelten wir an der Ascensions-Insel vorbey, in der geringen Entfernung von zwey Meilen. Diese Insel, gleich wie St. Helena nur eine Felsenmasse, liegt im Atlantischen Ocean, unter dem achten Grad mittäglicher Breite. Da sie keine einzige Quelle süßen Wassers hat, so landen hier die Schiffe nicht, außer etwa, um Schildkröten einzunehmen, die hier sehr gut und in Menge sind. Diese Thiere kommen zur Nachtzeit ans Land, um ihre Eyer in den Sand zu legen, und in diesem Augenblick wendet man sie um auf den Rücken, und holt sie den andern Tag ab. Es gibt auch daselbst einige Ziegen, welche wahrscheinlich Regenwasser in Felsenritzen oder Teichen finden, um hier leben zu können. An demselben Tage stand die Sonne senkrecht über uns; und obgleich wir nur acht Grad vom Aequator entfernt waren, so waren wir doch genöthigt, uns warm zu kleiden.

Den 25. passirten wir von neuem die Linie; das Wetter war fortdauernd sehr kalt. Wir fingen unter dieser Breite viele Fische, und wurden von einer großen Menge Vögel begleitet, welche Schwalben glichen. Man versichert, diese Vögel gingen nie ans Land, sondern bauten ihre Nester aus Gras und Schaum, welche

auf dem Meer schwimmen, legten darein ihre Eyer, und brüteten ihre Jungen aus: aber dieß scheint mir nicht wahrscheinlich.

Man hat mir indessen eine Thatsache erzählt, welche noch außerordentlicher ist, als die, wovon ich so eben gesprochen habe. Der Kapitän Clarke, der nicht aufzuschneiden pflegte, erzählte mir, daß er eines Tages, als er mit zwey Schaluppen auf der Afrikanischen Küste gewesen wäre, um Wasser einzunehmen, mehr als drey hundert Thiere, von einer Mittelgröße zwischen Pferd und Esel, Seepferde (wahrscheinlich Seekälber) genannt, aus dem Meere habe steigen gesehen, welche über eine Meile weit ins Land hineingegangen, und eine große Fährte im Sande zurückgelassen. Bey ihrer Zurückkunft habe er (der Kapitän) auf eins geschossen, darauf seyen die andern sogleich auf ihn losgestürzt, um den Tod ihres Kameraden zu rächen, so daß er sich nur mit vieler Mühe habe retten können, indem er sich mit seinen Matrosen zwischen die Felsen versteckte. Einige Leute der Mannschaft hätten das Schiff mit der einen Schaluppe erreicht; die andere sey von den wüthenden Thieren zertrümmert worden.

Den 26. Mittags sahen wir in einer gewissen Entfernung ein Schiff, das der Kapitän für ein Französisches Fahrzeug hielt, und machte sich sogleich zum Angriff fertig. Da wir uns gerade zwischen Europa und Amerika befanden, und da die meisten Europäischen Könige sich einander bekriegten, so waren diese Breiten gefährlicher als irgend ein Theil des Oceans, weil es die Gewohnheit der Europäer ist, daß, wenn sich zwey Schiffe begegnen, das stärkere das schwächere in einen Hafen seines Landes bringt, wo es Fahrzeug und Ladung zu seinem Vortheile verkaufen läßt.

Nachdem wir das Schiff einige Stunden gejagt hatten, erkannten wir es für ein Amerikanisches; und obgleich damals England mit Amerika nicht in Krieg verwickelt war, so befahl doch der Kapitän Clarke dem Patron, beyzulegen, und sich mit seinen Papieren an Bord zu begeben. Der arme Mann erschrack sehr, zögerte aber nicht, diesem Befehle zu gehorchen, und kam, mit seinem Tagebuche und seinen Certifikaten versehen. Man hielt ihn

den ganzen Tag gefangen, gegen Abend wurde er jedoch in Freyheit gesetzt, und verfolgte seinen Weg.

Den folgenden Tag begegneten wir einem Hamburger Schiffe, dessen Ladung aus eingesalzenen Lebensbedürfnissen für die Insel Moriz bestand. Es war ein schöner Dreymaster. Der Kapitän desselben gehorchte auf den Befehl, beyzulegen, sogleich, und kam mit seinen Papieren an unser Bord. Er machte uns ein Geschenk mit einigen frischen Käsen, das uns sehr angenehm war. Man ertheilte ihm hierauf die Erlaubniß, seine Reise fortzusetzen.

In der Nacht des 27., wo wir unter dem fünften Grad nördlicher Breite waren, hatten wir wieder die Freude, den großen und kleinen Bären, so wie den Polarstern zu sehen. Wir hatten hier vielen Regen, und der Kapitän versicherte mich, in diesen Breiten jedesmal die nämliche Witterung gefunden zu haben.

Den 7. November kamen wir zum drittenmale in die Region der Passatwinde, welche auch zwischen dem zehnten und acht und zwanzigsten Grad nördlicher Breite wehen, und uns mit solcher Geschwindigkeit forttrieben, daß das Schiff zuweilen zehn Meilen in Einer Stunde machte; das Meer war dabey sehr unruhig, ohne daß wir jedoch, da das Schiff gut gebaut war, irgend eine der Unbequemlichkeiten zu erdulden hatten, welche uns auf dem Dänischen Schiffe trafen.

Am 11. passirten wir, in der Entfernung einer Meile, an sechs Englischen, nach Indien bestimmten Handelsschiffen, unter dem Geleite eines Kriegschiffes, vorbey. Auf beyden Seiten wurden die Flaggen aufgesteckt. Wir passirten nun auch dasjenige Land, welches die Engländer Westindien nennen, ohne jedoch einen Theil davon zu entdecken, weil es von unserm Weg zu entfernt war.

Am 14. befanden wir uns auf der Höhe der Canarischen oder glückseligen Inseln, von wo aus die Muhammedaner ihre erste Mittagslinie ziehen. Diese Inseln liegen unter dem drey und dreyßigsten Grad nördlicher Breite; wir passirten sie westlich. Bald hernach umsegelten wir den Eingang des mittelländ. Meers (die Meerenge von Gibraltar), das sich östlich bis Aleppo erstreckt.

Vom 19. bis zum 27. hatten wir widrigen Wind und Sturm; indessen empfanden wir keine andere Unbequemlichkeit, als daß wir weder essen, noch schlafen konnten. Am 29. befanden wir uns dem Kanal gegenüber, welcher Frankreich von England scheidet, und den man die Meerenge oder den Brittischen Ocean nennt. Wir hofften, innerhalb zwey Tagen in den Hafen von Portsmouth, einen der berühmtesten Englands, einlaufen zu können; ein anhaltender frischer Ostwind machte es uns aber unmöglich, und nöthigte uns, den Wind im Rücken nach der Irländischen Küste zu steuern.

Hier muß ich euch (den Landsleuten des Verfassers) die Bedeutung einiger Englischen Ausdrücke erklären, damit ihr das, was ich sagen will, besser verstehen könnt.

Ein Kanal ist ein Theil vom Meer, der zwischen zwey Länder eingeschlossen ist, deren Enden aber offen sind.

Eine Bay ist ein Theil des Meers, der sich weit in das Land hinein erstreckt, in Gestalt eines auf einer Seite offenen Zirkels.

Unter Meer versteht man eine große Strecke des Oceans, aber beynahe von allen Seiten mit Land umgeben; wie das Mittelländische Meer, der Persische Meerbusen, das rothe Meer ꝛc.

Da der Kanal, so zu sagen, von Osten nach Westen läuft, so ist es fast unmöglich, ihn zu erreichen, wenn der Wind von jener Seite weht, und jedes Schiff, das bey Ostwind in diese Gegend kommt, muß laviren, bis er sich ändert. Gerade dieß war unsere Lage: wir mußten zwey Tage lang laviren, ohne weiter zu kommen. Unser Kapitän, der voraus sah, daß der Wind sich nicht ändern werde, und die Französischen Kreuzer fürchtete, entschloß sich daher, in den St. Georgs-Kanal einzulaufen, der England von Irland trennt, als die sicherste und vor dem Feinde geschützteste Gegend.

Wir änderten also unsern Lauf, und stießen während der Tagfahrt auf einen Zweymaster, der durch den letzten Windstoß umgeworfen, und von der Mannschaft verlassen worden war; da aber die Ladung aus leichten Gegenständen bestand, so schwamm

das Schiff auf dem Wasser, wie ein halb ertrunkenes Thier. Der Kapitän Clarke ließ eine Schaluppe aussetzen, um sich an Bord desselben zu begeben, wo es einigen Matrosen, die gute Taucher waren, gelang, mehrere Fässer guten Weins und viele vortreffliche Früchte und Confituren herauszuholen. Da wir nunmehr nicht mehr fern vom Lande waren, und das Wetter sehr kalt war, so erlaubte man, Feuer in der Cajüte anzumachen, an welchem wir der Herrlichkeiten genossen, und auf diese Art einigermaßen für den ungünstigen Wind entschädigt wurden, obgleich unglücklicherweise auf Kosten unsrer Nächsten, welche ihr Eigenthum verlohren oder vielmehr verlassen hatten.

Nachdem wir mehrere Tage in dem Kanal von Irland gekreuzt hatten, und der ungünstige Wind anhielt, entschloß sich der Kapitän, in den Hafen von Cork einzulaufen, und daselbst einige Zeit zu bleiben.

Sechstes Kapitel.

Das Schiff legt sich Cove gegenüber vor Anker. Beschreibung dieser Bay. Der Verfasser begibt sich in die Stadt Cove und darauf nach Cork, wovon er eine Ansicht gibt. Er kehrt aufs Schiff zurück, und faßt den Entschluß, dem Lord Cornwallis zu Dublin einen Besuch abzustatten. Er verläßt das Schiff, und reis't nach Cork ab, wo er sich zu dem Kapitän B—r begibt. Beschreibung der Familie und des Hauses dieses Officiers. Der Verf. geht nach Dublin.

Am 6. December entdeckten wir das Land in der Nachbarschaft der Bay von Cork: eine lange Reihe Hügel, die in eine Menge Felder, durch Gehäge, abgetheilt sind, senkt sich in einem sanften Abhang nach dem Meer. Bald hernach liefen wir in die Bay von Cork ein, zwischen zwey Forts, bestimmt, den Eingang gegen feindliche Schiffe zu vertheidigen. In einiger Entfernung davon, fanden wir ein anderes Fort, auf einen Felsen mitten in der Bay von Stein erbaut, wodurch diese in zwey Kanäle getheilt wird. Nachdem wir dieses zweyte Fort passirt

hatten, befanden wir uns bald im Angesicht der Stadt Cove, und warfen Anker.

Wir fanden hier vierzig bis funfzig Schiffe von verschiedener Größe, worunter drey Kriegsschiffe waren. Die Bay hat die Gestalt eines cirkelrunden Bassins, von sechszehn Meilen im Umfange. Die Stadt, welche längs des Ufers hingebaut ist, hat die Figur eines halben Mondes, dessen beyde Spitzen durch kleine Forts vertheidigt werden. Auf einer Seite der Bay ergießt sich ein großer Fluß, dem Ganges ähnlich, hinein. Dieser Fluß kommt weit aus dem Innern, und fließt an der Stadt Cork vorbey. Die cirkelrunde Gestalt dieser großen Wasserfläche, die grünen Hügel, die schöne Ansicht der Stadt von der einen, und die große Anzahl reitzender Häuser und romantischer Weiler auf der andern Seite, verbunden mit dem imposanten Anblick der Forts und der vielen Schiffe, welche in sicherer Ruhe in dem Hafen vor Anker lagen; alles dieß erregte in mir Empfindungen, die mir bisher fremd waren. Im Verfolge meiner Reise hatte ich zwar Gelegenheit, den Golf von Genua und die Meerenge der Dardanellen zu sehen, glaube aber nicht, daß weder der eine noch die andere mit dieser Bay verglichen werden können.

Nachmittags begaben wir uns nach der Stadt Cove, und fanden das Innere mit ihrem äußern Anschein nicht übereinstimmend. Sie enthält einige hübsche Häuser, dient aber eigentlich nur den Schiffen zum Ankerplatz, welche Cork für seinen Handel braucht. Sie hat nur Eine Straße, die höchstens eine halbe Meile lang ist; die Buden waren jedoch mit Birnen, Aepfeln, Trauben und trockenen Früchten in Ueberfluß versehen. Nachdem wir unsere Neugierde befriedigt hatten, begaben wir uns auf die Post, um unsre Briefe aufzugeben. Die Hausfrau lud uns mit zuvorkommender Artigkeit ein, bey ihr zu Mittag zu speisen, und bediente uns bey Tische mit ihren Söhnen und Töchtern. Unser Mittagsmahl bestand aus Fischen, Rindfleisch, Butter, Kartoffeln und andern Vegetabilien, alles von einem so vortrefflichen Geschmack, daß ich nie etwas besseres der Art gegessen habe. Cork ist berühmt wegen dieser Artikel, die häufig nach London

verführt werden. Bey der Rückkehr auf unser Schiff wollten wir unser Mittagessen bezahlen, wie dieß in Europa gebräuchlich ist, unsre Wirthin aber wollte nicht einen Heller annehmen, und rieth uns, den andern Morgen ans Land zu kommen, um die Stadt zu besuchen, von welcher sie uns versicherte, daß sie sehenswerth sey. Wir stellten uns demnach den folgenden Tag sehr frühe bey ihr ein. Sie verschaffte uns Pferde, und befahl ihrem Sohne, einem schönen Jünglinge von funfzehn Jahren, uns zu begleiten. Das Ansehen und das Benehmen dieser liebenswürdigen Frau überraschten mich. Mutter von Ein und zwanzig Kindern, wovon achtzehn noch lebten, und zwar größtentheils in ihrem Hause, schien sie mir höchstens dreyßig Jahre alt zu seyn.

Nach Verlauf von drey Stunden, kamen wir an das Ufer des Flusses (Lee), wo wir einige kleine Fahrzeuge vor Anker fanden. Hier ist eine Fähre, in welche sich unsre sanften Pferde ohne Schwierigkeit führen ließen, und bald hatten wir den Fluß passirt. Wir hatten nun noch neun Meilen zu machen, um nach der Stadt zu kommen; und fanden auf diesem Wege das Land gut angebaut, und mit Lusthäusern, Bosquets und Gärten geschmückt.

Gegen Mittag kamen wir zu Cork an, und begaben uns in ein vortreffliches Gasthaus, worin die Zimmer mit Eleganz meublirt, und die Aufwärter in unsrer Bedienung sehr aufmerksam waren. Nach einem Augenblick Ruhe, gingen wir, die Stadt zu besehen; welcher Spaziergang uns jedoch in dieser Winterzeit, wo die Straßen voller Koth waren, nicht das Vergnügen gewährte, welches er uns in einer andern Jahrszeit gemacht haben würde. Die Häuser desjenigen Theils der Stadt, welchen wir besuchten, waren aus Backsteinen und Mörtel sehr regelmäßig gebaut, und vier Stock hoch, mit schönen Thüren, Glasfenstern und hübschen Zimmern. Die Buden waren mit allem versehen, was zum Lebensunterhalt und zum Luxus gehört. Da Cork eine Handelsstadt ist, so hat man übrigens mehr darauf Bedacht genommen, die Ein- und Ausfuhr zu erleichtern, als auf Schönheit und

Regelmäßigkeit; daher findet man keine großen öffentlichen Plätze, wohl aber mit Steinen eingefaßte Kanäle, welche die Stadt durchschneiden, und auf welchen die Schiffe bis zu den Magazinen der Kaufleute kommen, oder zur Ausbesserung auf das Werft gebracht werden können. Diese Kanäle sind mit Zugbrücken versehen, welche man nach Gefallen aufzieht und niederläßt; das stehende Wasser in denselben, in welches man alle Arten Unrath wirft, verursacht aber oft unangenehme Ausdünstungen, die ungesund seyn müssen. Die Stadt liegt übrigens niedrig, daher bemerkt man sie erst, wenn man nahe dabey ist.

Da der Kapitän voraussah, daß der Wind sich ändern würde, so hielten wir es für unklug, länger hier zu verweilen, setzten uns daher gleich nach dem Mittagessen wieder zu Pferde, um auf dem nämlichen Wege, den wir gekommen waren, nach Cove zurückzukehren, nnd schliefen an Bord.

Bey meiner Anwesenheit in Cork erfuhr ich, daß sich Lord Cornwallis (ehemaliger Gouverneur von Indien), jetzt Repräsentant des Königs auf dieser Insel (Irland), nachdem er den Aufruhr in diesem Lande gedämpft hatte, seit mehreren Jahren in Dublin aufhalte. Da diese Stadt nur drey Tagreisen von Cork entfernt ist, und ich ohnedieß Willens gewesen war, Sr. Herrlichkeit meine Ehrerbietung zu bezeugen, nachdem ich England gesehen haben würde; so glaubte ich jetzt meinen Wunsch in dieser Hinsicht erfüllen zu müssen, weil der Zufall mich in seine Nähe geführt hatte. Ueberdieß bestimmte mich noch dazu die Schönheit des Landes und die Nachricht, daß erst vor kurzem zwey Schiffe in dem Kanal von England gescheitert seyen. Ich entschloß mich daher, hier das Schiff zu verlassen, und mich von Dublin aus nach London zu begeben, und theilte mein Vorhaben meinem Freunde, dem Kapitän Richardson, mit, der den Entschluß faßte, mich zu begleiten. Wir ließen unser Reisegeräthe und unsere Bedienten an Bord des Schiffs, nahmen nur einen kleinen Mantelsack mit, und begaben uns wieder zu Wasser, in einer offenen Schaluppe, nach Cork, wo wir unser Logis in dem

nämlichen Gasthaus nahmen, wo wir einige Tage vorher zu Mittag gespeis't hatten.

Den Tag nach unsrer Ankunft wurden wir angenehm überrascht durch den Besuch des Kapitäns B — r, eines alten Freundes des Kapitän Richardson; auch ich hatte ihn in Rohilcund, während des Kriegs mit Ghoolam Mohammed Khan, gekannt. Er hatte unsre Ankunft erfahren, und kam, um uns zu besuchen. Nach den gewöhnlichen Fragen nach unserm Befinden, lud er uns ein, ihn nach seinem Hause zu begleiten, welches sich einige Meilen landeinwärts befand; wir nahmen die Einladung an, und wurden auf das freundschaftlichste behandelt. Die Schönheit seines Parks und seiner Gärten, so wie die innere Einrichtung seines Hauses, bezauberten mich. Vorzüglich bewunderte ich die Küche; sie war die erste, in welcher ich so viele Ordnung bemerkt hattè. Mit Erstaunen betrachtete ich auch darin die Maschine, welche zum Braten des Fleisches bestimmt war, und durch den Dampf getrieben wurde. Schon zu Cove hatte ich einen Bratenwender gesehen, den ein Hund in Bewegung setzte. Man setzte zu dem Ende das arme Thier in ein hohles Rad, welchem es, aus Begierde diesem Gefängnisse zu entfliehen, eine umdrehende Bewegung ertheilte, indem es unaufhörlich gegen die Sprossen sprang, diese Bewegung theilte sich, durch eine Kette, dem Bratenwender mit, der dadurch alle Theile des Fleisches dem Feuer aussetzte. Man sagte mir, daß dieser Hund schon funfzehn Jahre lang, täglich zwey oder drey Stunden, auf diese Art gebraucht würde.

Der Kapitän B — r sagte mir, er habe dieses Landgut, das am Ufer des Flusses, nur vier Meilen von Cork, lag, für zwanzig tausend Rupien (ungefähr fünf und funfzig tausend Franken) gekauft. Der größte Theil desselben bestand aus Aeckern und Wiesen; das Uebrige, die Gärten ausgenommen, war zur Weide des Horn- und Wollenviehs bestimmt. Er fügte hinzu, er erndte mehr Getraide, Stroh und Heu, als er für sein Vieh brauche. Milch, Früchte, Kartoffeln und andere Vegetabilien hatte er auch im Ueberfluß, ohne von seinem Federvieh zu sprechen; daher er denn auch nichts zu kaufen brauchte, als Rindfleisch, Wein und

Gewürze. Mit einem Worte, er lebte auf diesem kleinen Gute glücklicher und in größerem Ueberfluß, als es je ein Engländer in Indien mit Einer Lac von Rupien (300,000 Franken) kann.

Die Familie des Kapitäns B—r bestand aus zwölf Personen, wovon zwey seine Nichten waren. Die eine dieser Damen war angenehm und geistreich; die andere schön, aber sehr zurückhaltend. Mehrere junge Leute aus Cork hatten sie zur Ehe begehrt; sie waren aber so sehr von ihrem eigenen Werthe durchdrungen, daß es schwer hielt, ihnen zu gefallen. Sie bezeigten mir bey Tische viele Aufmerksamkeit, und da ich vorher nie mit so vielen Beweisen von Güte von Seiten des schönen Geschlechts beehrt worden war, so war ich voller Verwunderung.

Eine andere merkwürdige Person dieses Hauses hieß Deen Mohammed. Er war in Moorshedabad, in Bengalen, geboren, und von Kindheit an von dem ältesten Bruder des Kapitän B—r erzogen worden, der ihn bey seiner Rückkehr nach Europa mit sich nahm, und ihn in eine Schule in Cork that, um das Englische sprechen und schreiben zu lernen. Hier machte er die Bekanntschaft eines jungen sehr schönen Mädchens, deren Eltern würdige Leute waren, und beredete sie, mit ihm zu entfliehen. Sie begaben sich an einen andern Ort, wo sie sich verheyratheten, und hierauf nach Cork zurückkehrten. Sie hatten mehrere liebenswürdige Kinder. Deen Mohammed hat eine Schrift herausgegeben, worin er von seiner Person, so wie von den Gebräuchen und Gewohnheiten Indiens spricht.

Den 8. December reisten wir mit dem Postwagen ab, auf welchem wir uns vorher Plätze nach Dublin, zu drey Guineen die Person, bestellt hatten. Da dieser Wagen auch das Recht hat, die Briefe von dem Postbüreau mitzunehmen, und die Straßen noch nicht ganz sicher waren, so begleiteten uns drey Dragoner, welche an den Orten, wo wir die Pferde wechselten, regelmäßig abgelöst wurden; die Nacht durch fuhren wir nicht. Auf dem ganzen Wege fanden wir alle Arten Lebensmittel in Ueberfluß. Den ersten Tag frühstückten wir in einer kleinen, neugebauten Stadt, Namens Fermoy, und in Clonmell aßen wir zu Mittag.

Die Wirthsleute machen alle nöthigen Anstalten, sobald sie den Schall des Posthorns hören; wir durften daher auch nie nur einen Augenblick warten. Demungeachtet konnten wir weder nach unsrer Beguemlichkeit essen, noch schlafen, wegen dem Eifer des Postillons, der uns zurückzulassen drohte, wenn wir nicht beym Schall seines Horns bereit wären. Den zweyten Tag frühstückten wir zu Kilkenny. Diese Stadt ist berühmt in ganz Irland wegen der Reinheit der Luft, der Güte ihres Wassers, der Gesundheit ihrer Lage, der Schönheit und Urbanität ihrer Bewohner. Ich war von ihrer schönen Lage so bezaubert, daß ich mich nicht zum Frühstück niedersetzen wollte, sondern ein Stück Brod nahm, und mich an das Ufer des Flusses begab, der von einem grünen Hügel in einer kleinen Entfernung herunterkommt, und dessen Lauf von einem Wasserfall unterbrochen wird, der viel zur Schönheit der Landschaft beyträgt. Auf dem andern Ufer des Flusses war das Land mit Gärten und Obstpflanzungen bedeckt, die die Gegend in ein irdisches Paradies verwandelten; genug, ich kann das Vergnügen nicht ausdrücken, das die Bewunderung dieser schönen Gegend mir gewährte. Wir brachten die Nacht zu Carlov zu, und am Abend des folgenden Tags kamen wir zu Dublin an.

Auf unserm ganzen Wege von Cork bis Dublin, war das Land sehr bergigt; wir fuhren daher beständig bergan- und bergab, ohne jedoch steile Berge anzutreffen. Die Dörfer dieses Landes gleichen sehr den Indianischen. Die Dächer der Häuser sind mit Stroh gedeckt und mit Weiden befestigt. Die Armuth der Landleute und des gemeinen Volkes ist so groß, daß unsre Bauern in Vergleich mit jenen, wohlhabend sind. Dieses Elend muß zweyen Ursachen zugeschrieben werden: erstens, der Theurung des Getraides, und zweytens, der Menge Kleider und Brennmaterialien, die man hier nöthig hat, um sich gegen die Kälte zu schützen. Ungeachtet der Rauhigkeit des Bodens und der außerordentlichen Kälte des Klima's, tragen sie doch nie Schuhe, sondern laufen das ganze Jahr mit nackenden Schenkeln und Armen; daher kommt es auch, daß diese Theile ihres Körpers so roth sind, wie

die Füße eines Hindus, der Mendee (die Blätter des sphaeranthus indicus) aufgelegt hat.

Man hat mich versichert, daß ein großer Theil von ihnen nie Fleisch ißt, sondern bloß von Kartoffeln lebt, und daß, bey den Pächtern, Ziegen, Schweine, Hunde, Männer, Weiber und Kinder in Einem Behälter leben. Auf unsrer Reise liefen kleine Knaben oft Meilenlang neben unserm Wagen her, in der Hoffnung, ein Stück Brod zu erhalten.

Ungeachtet dieses unglücklichen Zustandes der Bauern, ist doch das Feld gut gebaut und fruchtbar; es liefert eine große Menge Weizen, Gerste, Erbsen, Rüben, besonders aber Kartoffeln. Man findet überall, jedoch zu einem hohen Preise, Amerikanischen und Bengalischen Reis. In allen Häusern, wo ich zu Mittag speis'te, servirte man mir ein Gericht Reis, mein Wirth und die andern Gäste begnügten sich mit Brod und Vegetabilien. Den Winter über, wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, ernährt man Pferde und Kühe mit getrocknetem Grase und Getraide; die Schafe fressen alsdann Rüben.

Man findet hier eine Art Erde, Torf genannt, welche nicht angebaut werden kann, aber ein ziemlich gutes Feuer gibt; sie kommt indessen an Güte einem andern Brennmaterial nicht gleich, welches unter dem Namen Steinkohlen bekannt, und eine Art schwarzer Stein ist, den man aus Gruben zieht, und der eine große Hitze gibt. Man muß jedoch gestehen, daß der Torf besser ist, als die getrockneten Kuhfladen, deren sich die armen Indianer bedienen.

Siebentes Kapitel.

Ankunft des Verfassers zu Dublin. Art, wie man in der Nacht die Straßen beleuchtet. Große Verehrung der Europäer für die Statüen. Beschreibung des Phönix-Parks. Der Leuchtthurm und der Hafendamm. Der Fluß und die Kanäle. Beschreibung des Collegiums und des Parlament-Palastes; die Douane, die Börse,

die Kirchen, die Baraken und die Hospitäler. Der Verfasser besucht das Schauspiel. Beschreibung eines Possenspiels und anderer öffentlichen Vergnügungen.

Bey unsrer Ankunft zu Dublin fanden wir das Gasthaus, wo der Wagen anhält, besetzt, und waren daher genöthigt, in einem Hotel einzukehren, das nur von Lords und Herzogen besucht wird, und worin es folglich sehr theuer war. Nach dem Rathe einer Person, die mit uns mit dem Postwagen von Cork gereist war, miethete ich aber den andern Tag ein Logis in der Englischen Straße, in der Nähe des Collegiums, bey der Frau B—l, einer Wittwe von einnehmendem Charakter, die mehrere Kinder hatte. Man miethet hier keine Wohnung auf Einen Monat, sondern bloß auf Eine Woche. Frau B—l ließ mir zwey Zimmer für Eine Guinee wöchentlich. Ich frühstückte jeden Tag in meiner Wohnung; die Bedienten des Hauses verschafften mir vortrefflichen Thee, Zucker, und gute Butter.

In der ersten Woche meines Aufenthalts in Dublin, begleitete ich den Kapitän Richardson täglich auf ein Kaffeehaus, wo wir für ungefähr fünf Schillinge der Mann zu Mittage speis'ten. In kurzem empfing ich aber so viele Einladungen, daß ich selten frey war. Alle Personen, bey denen ich zu Mittag speisen sollte, schickten mir eine Einladungskarte für einen bestimmten Tag. Zuweilen brachten sie mir selbst diese Einladung; und wenn ich ausgegangen war, so ließen sie ihren Namen schriftlich zurück.

Nachdem der Kapitän Richardson dem Statthalter der Provinz seinen Besuch abgestattet, und die Merkwürdigkeiten Dublins gesehen hatte, setzte er seine Reise nach London fort. Da ich aber keinen bestimmten Zweck hatte, und von der Gastfreundschaft der Irländer bezaubert war, so zog ich es vor, noch eine Zeitlang in diesem Lande zu bleiben, selbst mit Gefahr, mich von meinem Freunde zu trennen, und mich ganz allein unter Fremden zu befinden. Ich durfte indessen diesen Entschluß nicht bereuen; denn da meine Bekannten sahen, daß ich durch die Abreise des Kapitän Richardson mir ganz allein überlassen war, so verdoppelten sie ihre

Aufmerksamkeit für mich; auch bemerkte ich, daß der Mangel eines Dolmetschers viel zu meinen Fortschritten in der Englischen Sprache beytrug.

Da der Hauptzweck meiner Reise nach Dublin war, dem Marquis von Cornwallis meine Ehrerbietung zu bezeugen, so ließ ich den zweyten Tag nach meiner Ankunft bey Sr. Herrlichkeit anfragen, ob sie meinen Besuch annehmen wollte. Ich erhielt eine sehr artige Antwort von dem Lord: mit vielem Vergnügen habe er meine glückliche Ankunft vernommen, und lade mich ein, ihn den andern Tag zu einer gewissen Stunde zu besuchen. Ich begab mich also zu ihm, und wurde von Sr. Herrlichkeit auf das beste empfangen; er befahl seinem Sek:etär, mir alles zu geben, was ich wünschen könnte, und mir durch einen seiner Leute alle Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen zu lassen. Beym Abschied bat er mich, ihn oft auf seinem Schlosse zu besuchen. Während meines Aufenthalts zu Dublin ermangelte ich auch nicht, mich jede Woche bey Sr. Herrlichkeit einzustellen, welche mich immer mit neuen Beweisen von Freundschaft und Wohlwollen empfing.

Ich will nun versuchen, meinen Lesern eine Beschreibung von Dublin, unstreitig die prächtigste Stadt, die ich bisher gesehen hatte, zu geben.

Dublin, die Hauptstadt von Irland, liegt wenige Meilen vom Meere, und mag ungefähr zwölf Meilen im Umfange haben. Viele Häuser sind aus Quadersteinen erbaut, und man bemerkt nicht, daß man sich bey deren Bau des Mörtels bedient habe, indem die Steine genau in einander passen. Im Allgemeinen sind indessen die Häuser aus Backsteinen erbaut, die mit Cement sauber eingefugt sind. Diese Backsteine sind groß, und von dem Cement, wie von einer Rahme, umgeben. Alle Häuser einer Straße sind von Einer Höhe, welche Gleichförmigkeit dem Auge wohlthut. Das Innere derselben ist überall weiß, oder mit verschiedenen Farben bemahlt, und allenthalben sind Glasfenster. Die meisten haben vier Stockwerke, deren eins unter der Erde ist, wo sich die Speise- und Waschküchen, der Speisekeller ꝛc. befinden. Auf ebener Erde befinden sich die Kaufladen und Speisesäle. Die darauf

folgende Etage ist am elegantesten meublirt, und enthält die Besuchzimmer; hierauf folgt die, wo sich die Schlafzimmer des Herrn und der Frau und der Freunde befinden; und der oberste Stock, dessen Fenster unter dem Dache und worin die Decken der Zimmer niedrig sind, enthält die Wohnungen der Bedienten. Die Dächer sind mit blauen Steinen gedeckt, die wohl zusammengefügt und auf Latten genagelt sind; ihr Gebrauch ist viel nützlicher, als der der Ziegeln.

Die Zimmer sind im Allgemeinen mit großer Eleganz möblirt. Die Vorhänge der Fenster sind von schönem Zitz, Seidenzeuge oder Sammet; das übrige Ameublement besteht in Spiegeln, Leuchtern, Gemählden, Stühlen und Ruhebetten von Acajouholz. In jedem Zimmer ist ein bestimmter Ort, um Feuer anzumachen; die Maschine, welche es enthält, ist von Stahl oder gut polirtem Eisen gemacht, und mit Zierrathen versehen. Die Vorderseite des Orts, wo das Feuer angemacht wird, ist mit Marmorplatten geziert, deren eine horizontal gestellt ist, auf welche man im Sommer Blumensträuße, und im Winter verschiedene Ornamente von Porcellan setzt. Nichts hat meine Aufmerksamkeit in ihren Häusern mehr gefesselt, als diese Einrichtung, weil darin das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt ist. Die Wände der Zimmer sind mit buntgefärbtem Papier bedeckt, dessen Zeichnung gewöhnlich mit der der Fußteppiche übereinstimmt. Man tritt in die Häuser durch eine Thüre der Etage, wo gespeis't wird; auf derselben befindet sich die Numer des Hauses und der Name des Eigenthümers, auf eine kupferne Platte gemahlt oder gegraben. Jede Thüre ist mit einem Hammer versehen, womit man die Bedienten des Hauses benachrichtigt, daß man hinein will; in einigen Häusern bedient man sich aber auch zu diesem Zwecke einer Schelle. In der unterirdischen Etage, wo die Bedienten sich aufhalten, sind mehrere Schellen angebracht, welche durch Drath mit den verschiedenen Zimmern in Verbindung stehen, und wodurch sie benachrichtigt werden, in welchem Theil des Hauses man ihrer bedarf.

Die Straßen von Dublin sind, im Allgemeinen, breit, und

in drey Theile getheilt. Die beyden Seiten, welche mit Steinplatten belegt sind, dienen den Fußgängern; die Mitte hingegen, die gepflastert ist, ist für die Wagen und Pferde bestimmt. Vor den Häusern der Reichen befindet sich ein eisernes Gitter, das einige Schuh in die Straße vorsteht. Dadurch können Licht und Luft frey in den untern Theil des Hauses eindringen; auch kann man durch die daran befindliche Thüre schwere oder schmutzige Sachen hinein und heraus bringen, ohne dem Hause zu schaden.

Mehrere der schönsten Straßen sind ganz mit Kaufmannsladen besetzt, welche alle Fenster mit großen Glasscheiben haben; über der Thüre befindet sich ein schwarzes Brett, worauf der Name und das Geschäft des Eigenthümers geschrieben steht. Diese Kaufladen sind Abends sehr gut beleuchtet, und machen alsdann den schönsten Effect. Man findet darin die seltensten und kostbarsten Sachen. Meine Aufmerksamkeit fesselten besonders die Bijouterie- und Modehändler; indessen waren auch die Laden der Obsthändler und Pastetenbäcker nicht ohne Interesse. Ich brachte ziemlich regelmäßig täglich eine Stunde, zwischen dem Frühstück und Mittagessen, an diesen Orten zu.

Nachts sind beyde Seiten der Straßen durch Lampen erleuchtet, welche in irdenen Vasen, zehn oder zwölf Fuß hoch, aufgehängt sind. Die Beleuchtung ist, in Verbindung mit der großen Menge Lichter vor den Fenstern der Kaufladen, so vortreflich, daß man wie am Tage sieht. Eine auf diese Art erleuchtete Straße, worin sich viele Läden von Chemiker befinden, die mit farbigen Gläsern Liquers von verschiedenen Farben angefüllt sind, rief meinem Geiste das Imam Bareh (Mausoleum) zu Lucknow zurück, wie es unter der Regierung des letzten Nabob Assuf ad Dowleh illuminirt war. Da dieß die erste Stadt war, die ich auf diese Art in der Nacht beleuchtet gesehen habe, so machte ich mir eine große Vorstellung von ihrer Pracht; und diese Idee konnte der Vergleich zwischen Dublin und London, den ich späterhin anzustellen Gelegenheit hatte, nicht schwächen.

Man erstaunt über die Menge Volks, welche den ganzen Tag die Straßen bedeckt. Die Einwohner haben aber durch die

Gewohnheit eine solche Fertigkeit erlangt, daß sie nie an einander anstoßen. Ich konnte mich nicht enthalten, junge Mädchen zu bewundern, denen die Kälte Eile gebot, oder die aus natürlicher Lebhaftigkeit sich nicht begnügten, bedächtlichen Schrittes zu gehen, sondern zwischen der Menge durch zu hüpfen schienen, ohne jemand zu berühren, als wenn sie einen Tanz ausführen wollten.

Hier und in allen andern Städten Europens, gibt es eine so große Menge Wagen aller Art, daß ich versichern kann, daß von dem Tage meiner Ankunft in Dublin an bis dahin, als ich Paris verließ, das Gerassel der Räder keinen Augenblick aufgehört hat, in meinen Ohren wiederzuhallen. Es sind hier siebenhundert Kutschen eingeschrieben, welche nie aus der Stadt kommen, und die nichts thun, als die Fremden aus einer Straße in die andere zu bringen. Außer diesen Lohnkutschen hat jeder Vornehme und Edelmann noch seinen eigenen Wagen, wovon einige von zwey, andere von vier oder sechs Pferden gezogen werden. Diese Pferde sind von einer großen, dem Lande eigenen Race; man braucht sie zu allen Arten von Arbeiten, selbst zum Ackerbau. Ochsen werden nur zum Schlachten gezogen. Die Schafe haben keine dicken Schwänze, sind aber zum essen vortrefflich. Auch das Geflügel ist sehr schön, und legt dicke Eyer.

In Dublin gibt es mehrere große und schöne öffentliche Plätze, in deren Mitte sich gewöhnlich ein Brunnen befindet, der mit einer Kuppel bedeckt ist, um ihn gegen die Witterung zu schützen. Das Wasser springt aus Stein gehauenen Mäulern von Löwen oder irgend eines andern Thiers, und damit es sich aber nicht unnütz verliere, ist jede Röhre mit einem Hahne versehen, welchen man zudreht, wenn man sich mit Wasser versehen hat, und der Brunnen hört alsdann auf zu laufen. Auf einigen dieser Plätze hat man ein steinernes Piedestal errichtet, worauf die Statüe eines ihrer Könige zu Pferde gestellt ist; in einiger Entfernung gesehen, glaubt man, das Pferd tummle in der Luft herum. Brunnen und Statüen sind mit einem eisernen Gitter umgeben, und des Nachts mit Lampen erleuchtet, um zu verhindern, daß die Vorübergehenden sich nicht daran stoßen.

In diesem Lande, so wie in ganz Europa, vorzüglich aber in Frankreich und Italien, werden die Statüen von Stein und Marmor bis zur Abgötterey verehrt. So sah ich eines Tags in London eine Figur verkaufen, die weder Kopf, noch Arme, noch Schenkel hatte, und wovon, im eigentlichen Verstande, nichts als der Rumpf übrig übrig war, für den ungeheuern Preiß von vierzig tausend Rupien (120,000 Franken). Es ist wirklich auffallend, wie Leute, die so viele Kenntnisse besitzen und so verständig sind, und welche dem Hindostanischen Adel den Vorwurf machen, daß er goldene und silberne Zierrathen, wie die Frauen, trage, so widersinnig handeln, und ihr Geld für einen Steinblock, der von gar keinem Nutzen ist, hingeben können. Es gibt eine große Menge solcher Figuren, die zu verschiedenem Gebrauche bestimmt scheinen: so sieht man an den Thüren der Häuser große Doggen; im Innern haben sie weibliche Figuren, die mit Tamburinen und andern musikalischen Instrumenten tanzen; auf das Kamingesimse stellt man einige Griechische Gottheiten; die Kirchhöfe sind mit Bildsäulen der Todten geziert; und in den Gärten trift man Figuren von Teufeln, Löwen, Wölfen, welche einen Fuchs verfolgen, — ohne Zweifel in der Meinung, daß die Thiere, wenn sie jene Figuren erblickten, erschrecken, und nicht in den Garten gehen würden.

In dem mittlern Theile einiger öffentlichen Plätze sind Gärten angelegt, worin die Wohlhabenden Morgens und Abends spazieren gehen; das Volk kommt nicht hinein. Es finden sich auch Gesellschaften von Musikanten daselbst ein, welche für eine Kleinigkeit Concerte geben.

Außer diesen öffentlichen Plätzen findet man in Europa andere Oerter, wo die Einwohner sich vergnügen, welche man Parks nennt. Es sind dieß gewisse mit Mauern umgebene Felder, welche mit Reihen dichter Bäume, Rasenplätzen und Bächen geziert sind, und über welche steinerne oder marmorne Brücken führen. Horn- und Wollenvieh darf in diesen Parks weiden, ja manche sind selbst mit Rothwild besetzt, das sich darin vermehrt. Man schätzt sehr das Fleisch desselben; will man welches auf die Tafel haben, so schickt man einen guten Schützen ab, um ein Stück mit einer Flinte

zu erlegen. In einigen Parks findet man schöne Häuser und prächtige Gärten, wohin die Bewohner der Stadt sich Sonntags gewöhnlich in großer Menge begeben.

Die Umgebungen von Dublin sind sehr mahlerisch, und übertreffen in dieser Hinsicht die Gegend von London. In dem Umkreise einiger Meilen liegen eine Menge Weiler und Landhäuser, welche die Reichen im Sommer bewohnen.

Der angenehmste Ort, den ich jemals sah, ist der Phönix-Park. Außer den Schönheiten, welche ich, als allen Parks gemein, im Allgemeinen beschrieben habe, enthälte er mehrere aus Quadersteinen erbaute Häuser, und der Fluß von Dublin fließt mitten durch; seine abhängigen Ufer sind mit schönen Alleen besetzt, und zwey hübsche steinere Brücken führen darüber. Einige Höhen sind auf der Schattenseite im Winter mit Schnee bedeckt, während die entgegengesetzte Seite grün bleibt; dieß bildet einen angenehmen Contrast, und erhöht sehr den Reiz der Landschaft. Bey dem Anblick dieses bezaubernden Orts, überzeugte ich mich von der Richtigkeit der Denkungsart der Engländer in Indien, die, ungeachtet des hohen Rangs, den sie daselbst bekleiden, und der großen Einkünfte, deren sie genießen, dieses Land nur als einen vorübergehenden Aufenthalt betrachten, und nur an den Augenblick denken, wo sie wieder nach ihrem Vaterlande zurückkehren können.

Einen herrlichen Anblick gewährt auch das Meeresufer bey Dublin, das mehrere hundert daselbst vor Anker liegende Schiffe beleben. Einige Meilen weit längs dem Ufer findet man hölzerne, auf Rädern erbaute Häuschen, zum Behuf derer, die sich abgesondert baden wollen. Diese Maschinen werden durch Pferde in die schickliche Wassertiefe gezogen. Hierauf öffnet man eine Thüre an der Meerseite, und kann sich nun ungenirt so lange baden, als es der Gesundheit zuträglich ist.

Die größte Merkwürdigkeit dieser Stadt ist ein Thurm, der zwey Meilen weit in die See erbaut ist, und mit dem Ufer durch einen vierzig Ruthen breiten Steindamm zusammenhängt. Jede Nacht wird auf diesem Thurme eine ungeheuere Laterne, mit einer großen Zahl Lampen, angezündet, welche den nach dem Hafen

bestimmten Schiffen die Richtung anzeigen soll, die sie zu nehmen haben, um die Untiefen und Felsenriffe zu vermeiden, welche dem Einlaufen hinderlich sind. Außerdem, daß der Damm eine sichere Communication mit dem Leuchtthurm darbietet, verhindert er auch das Meer, der Stadt zu schaden.

Der Fluß, der Dublin theilt, heißt Liffy, und ist so breit wie der Goompty (zu Lucknow in Bengalen), wenn er angeschwollen ist. Seine beyden Ufer sind mit Quay's besetzt, und sechs schöne Brücken führen darüber. Die Seiten derselben sind mit eisernen Gittern versehen, und eine Anzahl Glaslaternen, wovon ich oben gesprochen habe, dabey angebracht, die, wenn sie zur Nachtzeit angezündet sind, die nämliche Wirkung hervorbringen, wie die Illuminationen, welche der Hindostanische Adel bey Gelegenheit einer Hochzeit oder eines andern Festes veranstaltet.

Eine Menge Kanäle, zum Transport der Steinkohlen und anderer schweren Gegenstände von einem Theil des Königreichs zum andern bestimmt, durchschneiden das Land. Einer dieser Kanäle, der von Dublin nach Limerick führt, trägt eine Menge bedeckte Barken, die unsern Budgerows gleichen; jedoch gibt es auch größere, die eine Menge Passagiere fassen können. Diese Barken werden von Pferden gezogen, die auf dem Ufer des Kanals, der meistentheils von Bäumen überschattet ist, laufen. Vermittelst der Schleußen kann man immer die nöthige Menge Wasser in den Kanälen erhalten, und wenn es über seine Ufer tritt, das überflüßige leicht in andere Kanäle leiten. — In der Nähe der Stadt befinden sich auch mehrere Werften, wo Schiffe gebaut werden, welches sehr sehenswerth ist.

Von allen öffentlichen Gebäuden Dublins, ist das Collegium das berühmteste. Man tritt in dasselbe durch eine große Bogenthüre, welcher gegenüber ein großes Gebäude von fünf Stockwerken sich befindet, worin die Studenten wohnen, deren Zahl sich seit einigen Jahren auf zwölf hundert belief. Das Bibliothek-Lokal ist sehr schön, hundert Ruthen lang und zwanzig breit. Alle Wände sind mit Schränken besetzt, die über vierzig tausend Bände in verschiedenen Sprachen und aus allen Fächern des menschlichen

Wissens enthalten. Ich war entzückt, hier mehrere Persische Bücher zu finden, unter denen sich zwey schöne Abschriften des Schahnameh, und von fünf Gedichten des Nizamy befanden. Das Museum befindet sich ebenfalls in einem schönen Saale, der eine große Menge Curiositäten enthält, die man größtentheils aus fremden Ländern erhalten hat. Ich sah unter andern darin einen menschlichen Körper, mit Leinwand und Gummi umwickelt, den man in den Aegyptischen Pyramiden gefunden hatte. Hinter dem Collegium liegt eine große Wiese mit Promenaden und Baumgruppen, welche den Studenten zum Erholungsplatze dient.

Zur Zeit, da ich das Collegium besuchte, bekleidete Probst G—n die Stelle eines Vorstehers oder Curators der Universität; er lud mich Anfangs ein, das Collegium zu besehen, und bat mich dann, bey ihm zu Mittag zu speisen. Ich wurde mit der größten Herzlichkeit und Artigkeit von ihm und von seiner Gemahlin, welche mir eine Frau von Verdienst zu seyn schien, empfangen. Bey Tische hatte ich das Vergnügen, den Doctor B—n, Mitglied des Parlaments, und von dem Volk von Irland sehr geliebt, so wie den Doctor H—n, zu finden; beyde beehrten mich in der Folge mit ihrer Freundschaft. Ich war so entzückt über den Geist und die angenehme Unterhaltung der Frau B—n, daß ich ein Lobgedicht auf sie machte, und es ihr von London aus zuschickte.

Das zweyte sehenswerthe Gebäude ist der Parlements-Palast. Er ist in verschiedene große Appartements und Büreaux abgetheilt. In einem dieser Appartements versammeln sich die Lords, die Kammer der Gemeinen ist in einem andern. Die Zimmer sind mit Tapeten geziert, worauf Schlachten und andere Züge aus der Geschichte des Landes vorgestellt sind. Ich glaubte Anfangs, es seyen Gemählde; bey näherer Untersuchung fand ich aber zu meinem großen Erstaunen, daß die Figuren alle in den Stoff gewebt waren.

Ich besah hernach das Zollhaus und die Börse, zwey sehr schöne Gebäude. In dem ersten werden die Ein- und Ausgangs-Gebühren der Waaren empfangen. Die Kaufleute begeben sich

in das zweyte, um über Commercialgegenstände zu verhandeln. Die größte Seltenheit, die ich hier sah, war eine Winduhr (Windmesser, Anemoscop). Sie hat das Zifferblatt einer gewöhnlichen Pendel-Uhr, mit zwey Zeigern, welche genau den Strich des Windes, der weht, andeuten. Ich besuchte nachher die Gerichtshöfe, und einen prächtigen Dom, die Rotunda genannt. Dieses letztere Gebäude, welches zur Ausführung öffentlicher Concerte bestimmt war, kann vier tausend Personen fassen; die Regierung gebraucht es aber jetzt zu Barraken für die Soldaten.

Die fünf Gebäude, wovon ich so eben gesprochen habe, sind aus schönen Quadersteinen erbaut, und die vier letztern haben jedes eine Kuppel, die, erhaben in ihrem Mittelpunkte, das Licht durch Glasfenster in das Innere verbreitet. Die Vorderseite ist mit Arcaden geziert, die von schmalen Säulen getragen werden.

Diese Stadt enthält viele Orte, zur Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes bestimmt, wovon ich mehrere besuchte. Der berühmteste, die Christus-Kirche, ist sehr groß, und vor länger als sechs hundert Jahren erbaut. Man erlaubt nicht, daß Männer und Weiber untereinander sitzen, welches mir eine vortreffliche Regel zu seyn scheint. Die Casernen von Dublin sind sehr groß; dabey befinden sich zwey gut gepflasterte und mit Steinplatten belegte Waffenplätze, wo die Truppen bey Regenwetter exerciren.

Oeffentliche Hospitäler sind in großer Anzahl vorhanden, und scheinen mir vortreffliche Institute. Unter andern ist eins zur Niederkunft armer Frauen bestimmt; ein anderes dient zur Aufnahme und Erziehung der Waisen; in dem dritten finden blessirte und invalide Soldaten einen Zufluchtsort. Es ist die ziemlich allgemeine Gewohnheit in diesem Lande, daß auf dem Todbette liegende Gründe oder starke Summen Geldes den Hospitälern, oder zu andern mildthätigen Zwecken, vermacht werden. Diese Gewohnheit ist wahrhaft lobenswerth, und kann denen Vergebung verschaffen, die in ihrem Leben weiter nichts gethan haben, als Schätze aufhäuften, und sich dabey oft selbst die erlaubten Genüsse dieser Welt versagten.

Man findet zu Dublin nur zwey warme Bäder, deren Dächer großen Oefen gleichen. Sie sind nicht gut gehalten, und so klein, daß eine einzige Person kaum darin Raum findet; auch geht das Wasser nur bis in die Hälfte des Körpers. Da ich in dem Fall war, mich reinigen zu müssen, so begab ich mich in eins dieser Bäder, wo ich nicht einmal Leute zu meiner Bedienung fand; anstatt eines Frottoirs, mußte ich mich einer aus Pferdehaaren gemachten Bürste, denen ähnlich, womit man hier die Schuhe reinigt, bedienen. Der schlechte Zustand der öffentlichen Bäder muß dem Umstand zugeschrieben werden, daß die Einwohner sich im Winter nie baden, und im Sommer in den Fluß oder ins Meer gehen; daher diese Bäder nur von Kranken und Genesenden besucht werden.

Es befinden sich in Dublin zwey Theater oder Schauspielhäuser, wovon jedes funfzehn hundert Personen fassen kann. Die Hälfte des Gebäudes ist für die Zuschauer bestimmt und in drey Theile abgesondert, welche man die Logen, das Parterre und die Galerie nennt. Der erste ist für den Adel, der zweyte für die Kaufleute, und der dritte für die niedrige Klasse des Volks bestimmt. Man bezahlt Eintrittsgeld fünf, drey und Einen Schilling. Die andere Hälfte nimmt die Bühne ein, auf welcher die Schauspieler das Stück aufführen; sie wird abgetheilt durch eine Anzahl Vorhänge und Culissen, auf welche Städte, Schlösser, Gärten, Wälder ꝛc. gemahlt sind. Das ganze Innere ist gut durch Lichter, die in Leuchtern, Lüstres ꝛc. sich befinden, erleuchtet.

Das aufzuführende Stück, welches mir das größte Vergnügen gewährte, wurde von den Schauspielern in irgend einer barbarischen Sprache gegeben. Einer von ihnen stellte einen Aethiopischen Magiker vor, Harlequin genannt, in welchen die Tochter eines Vornehmen leidenschaftlich verliebt war; dieß veranlaßt den Magiker, sie schlafend in sein Land zu bringen. Hier erhält sie einen Besuch von der Königin der Feen und ihrem Gefolge, die durch die Luft in Wagen herunter fahren, ihr Vorwürfe über ihre Liebe für einen solchen Elenden machen, und sie auffordern, ihn zu verlassen. Nach mehreren Beweisen von Anhänglichkeit

für den Magiker, beschließt sie, den Rath der Fee zu befolgen, und bittet sie, ihr behülflich zu seyn, um nach Hause zurückzukehren. Die Königin befiehlt hierauf einem aus ihrem Gefolge, das junge Mädchen zu begleiten, und bey ihm zu bleiben, um es gegen die Macht des Zauberers zu schützen, und seinem Vater und dem Gatten, den er ihm bestimmt, Hülfe zu leisten. Harlequin findet indessen Mittel, seine Geliebte zu sehen; die Liebenden versöhnen sich, und suchen, bald in einem Wagen, bald in einem Schiffe, zu entfliehen, werden aber immer wieder zurückgebracht. Unterdessen wird der Vater in einem Streite verwundet, und muß das Bett hüten. Hier empfängt er einen Besuch vom Engel des Todes, in der Gestalt eines Menschen-Gerippes, und mit einem Spieß in der Hand, der ihm befiehlt, seine Tochter dem Harlequin zur Frau zu geben, oder ihm zu folgen. Der Vater willigt in die Heyrath seiner Tochter ein, welche mit großen Lustbarkeiten gefeyert wurde; und damit endigt sich das Possenspiel. Ein anderes Stück, das ich aufführen sah, hieß: Die Einnahme von Seringapatnam. Der Stoff war aus einem kürzlich erschienenen Buche genommen, worin der Krieg von Mysore und der Sturz des Tippo-Saib beschrieben sind. Die Vorstellung war so getreu, daß alles natürlich zuzugehen schien, und das Ende war sehr rührend.

Die Reiterkünste des Herrn Astley und seiner Gesellschaft machten mir viel Vergnügen. Ihr bestimmter Aufenthalt ist London; sie halten sich aber vier oder fünf Monate des Jahrs in Dublin auf, um die Irländer mit ihrer Geschicklichkeit im Reiten, welche alles übertrifft, was ich je in Indien sah, zu unterhalten.

Nicht weniger überraschte mich eine neue Erfindung der Europäer, welcher sie den Namen Panorama gegeben haben. Es stellt Gibraltar dar, eine den Engländern gehörige berühmte Festung, am Eingange des mittelländischen Meers, auf der Spanischen Küste. Ich wurde durch einen dunkeln Eingang mitten in einen großen Saal geführt, an dessen Wänden das Gemählde dieses festen Platzes hing; das Licht war aber so geschickt vertheilt, daß alle Gegenstände natürlich zu seyn schienen. Es ist auch eine Schlacht zwischen der Englischen und Französischen

Flotte vorgestellt, in welchem man nicht allein deutlich den Kanonendonner hört, sondern auch den Lärm, wenn die Kugeln, die rechts und links fliegen, die Masten und Segel der feindlichen Schiffe mitnehmen.

Achtes Kapitel.

Charakter der Irländer. Carricaturen. Beschwerliche Neugierde des Volkes. Clima von Irland. Sein Vortheil. Schlittschuhläufer. Specielle Freunde und Gönner des Verfassers. Lebensart der Irländer. Der Verfasser verläßt Dublin. Seine Ueberfahrt nach England. Er steigt zu Holyhead ans Land. Beschreibung der Provinz Wallis und der Stadt Chester. Ankunft des Verfassers zu London.

Ich werde versuchen, den Character der Irländer zu schildern. Der größte Theil bekennt sich zur Römisch-Katholischen Religion, oder als Anhänger des Pabstes; ihre Kirchen haben jedoch die nämliche Form, wie die der Engländer, welchen sie die Namen Nonconformisten und Philosophen geben; dieß sind, nach ihnen, gleichbedeutende Ausdrücke mit Deisten und Atheisten.

Sie haben indessen weder die Intoleranz der Engländer, noch die Strenge und Bigotterie der Schotten, übertreffen aber beyde an Muth, Gastfreundschaft, Freygebigkeit und Aufrichtigkeit, ohne weiter ihre Klugheit und ihre Urtheilskraft zu besitzen, ob sie gleich sonst geistreich und von leichter Fassungskraft sind. So verstanden meine Wirthin und ihre Kinder mein verdorbenes Englische bald; was ich ihnen nicht durch Sprechen deutlich machen konnte, erriethen sie durch meine Zeichen, und kaum war ich vierzehn Tage in ihrem Hause, so fühlten sie schon die Schönheiten der Persischen Poesie, in den dürftigen Uebersetzungen, die ich ihnen davon gab. Als ich im Begriff war, Irland zu verlassen, um meine Reise fortzusetzen, schienen einige meiner Freunde darüber besorgt, und sagten mir: „Ihre wenige Kenntniß der Sprache wird Sie in „England vielen Unannehmlichkeiten aussetzen, weil das Volk „dieses Landes sich nicht viele Mühe geben wird, zu verstehen,

„was Sie sagen wollen, und Ihnen nützlich zu seyn.“ Und dieß war wirklich der Fall. Ein ganzes Jahr war ich schon in London, sprach das Englische hundertmal besser, als bey meiner Ankunft, und fand doch mehr Schwierigkeiten, das zu erhalten, was ich wünschte, als in Irland.

Wenn ich in Dublin meinen Weg verlor, und mich an Jemand wendete, um darnach zu fragen, so hatte er nicht sobald bemerkt, daß ich ein Fremder sey, als er sogleich seine Arbeit verließ, um mich dahin zu begleiten, wohin ich gehen wollte. Als ich eines Abends in einer großen Entfernung von meiner Wohnung einen Besuch abstatten wollte, hat ich einen Vorübergehenden, mir den Weg, den ich zu nehmen hatte, anzuzeigen. Er ging sogleich mit mir, und da wir an einen gewissen Ort gelangt waren, wo ich mich zu finden wußte, dankte ich ihm für die gehabte Mühe; er aber wollte mich erst verlassen, nachdem er mich noch eine Zeitlang begleitet hatte, und auch alsdann folgte er mir noch mit den Augen, bis ich an der Thüre meines Freundes angekommen war.

Die Freygebigkeit, oder vielmehr die Verschwendung, der Irländer, erlaubt ihnen selten, ihren Freunden mit Geld auszuhelfen: sie sind gewöhnlich selbst in Verlegenheit; daher sie sich auch nicht, wie die Engländer, die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verschaffen können, welche der Reichthum erlaubt. Auch nehmen sie sich nicht die Mühe, wie die Schotten, Reichthümer durch eine weise Sparsamkeit zu erwerben, und indem sie den Großen den Hof machen. Dieser Mangel an Klugheit erlaubt ihnen selten, zu großen Würden zu gelangen; und wenige machen, vergleichungsweise, ausgezeichnete Fortschritte in den Wissenschaften.

Aber ihr größter Nationalfehler ist das übermäßige Trinken. Die Reichen verbrauchen eine große Quantität Wein, und das gemeine Volk macht einen nngezügelten Gebrauch von einem geistigen Getränke, Whisky genannt, dessen Fabrikation Irland und einem Theil von Schottland eigen ist.

Als ich eines Tags in großer Gesellschaft speis'te, setzten wir

uns um sechs Uhr Abends zu Tische. Der Wirth fing damit an, uns zum Trinken zu ermuntern, und hörte nicht auf, die Gläser, unter allerley Vorwand, zu füllen. Da er aber bemerkte, daß ich es den andern Gästen nicht gleich that, und mein Glas nie leerte, so ließ er zwey Caraffen bringen, füllte sie mit Clairet (Bordeauxwein), und lud mich ein, sie zu leeren. Nachdem abgedeckt war, brachte er die Gesundheit des Königs auf, hernach die der Königin, und hierauf die einer Menge schöner Frauen von meiner Bekanntschaft, welchen ich diese Huldigung nicht versagen konnte. So brachten wir die Zeit bis zwey Uhr Morgens zu, und hatten nun acht Stunden zu Tische gesessen. Er befahl hierauf seinen Bedienten, einen neuen Vorrath Wein zu bringen, und ob ich gleich so betrunken war, daß ich kaum gehen konnte, so erschrack ich doch so sehr über diesen Befehl, daß ich aufstand, und um die Erlaubniß bat, mich zurückziehen zu dürfen. Er bezeugte mir sein Bedauern, daß ich ihn so bald verlassen wollte, und bat mich, zum Souper zu bleiben, zu welcher Zeit alsdann ein jeder Eine oder zwey Bouteillen mehr haben würde. — Ich hatte von Engländern gehört, daß die Irländer, wenn sie sich bey Tische benebelt hätten, Händel anfingen, und Duelle erregten; ich kann jedoch versichern, daß ich bey solchen Gelegenheiten nie die geringste Unordnung, noch Unanständigkeit bemerkt habe.

Die Mahler dieses Landes stellen oft Figuren dar, denen sie den Namen Carricaturen geben, und welche man nicht ohne Lachen betrachten kann. Ihr Zweck ist, im Allgemeinen, die Fehler und Thorheiten der Minister und anderer Beamten aufzudecken, auch zuweilen, die Liebhaberey oder ein Gebrechen des ganzen Volks lächerlich zu machen. Diese Gemählde bestehen aus mehreren Stücken. Eins von denen, welche man mir zeigte, stellt die Carricatur einer jeden der drey Nationen vor, woraus das Königreich Großbrittannien zusammengesetzt ist. Auf dem ersten Gemählde sieht man einen Schotten, der sein Land verläßt, um sein Glück zu machen; und da die Krätze eine sehr gemeine Krankheit in Schottland ist, so ist der arme Teufel vorgestellt, wie er sich den Rücken an einem Meilensteine auf der Straße nach London

reibt. Auf dem zweyten erscheint er in der Gestalt eines Postboten mit einem Felleisen voller Briefe beladen, das er von einem Dorfe zum andern trägt. Im dritten wird er Haushofmeister eines Reichen, und findet Mittel, Geld zurück zu legen, welches er seinem Herrn auf Interessen leiht, wodurch er einiges Vermögen erwirbt. Auf dem vierten macht er die Bekanntschaft einer wohlhabenden Englischen Wittwe, die er heyrathet, und dadurch einiges Ansehen erhält. Das fünfte stellt ihn als eine Creatur des Ministers vor, dessen Gunst er sich durch sein Hofmachen und seine Schmeicheleyen erworben hat, und erhält endlich eine Stelle bey der Regierung. Im letzten endlich erscheint er im Lehnsessel des Ministers, nachdem er sich auf diese Art stufenweise, durch seine Industrie und Beharrlichkeit, aus dem demüthigendsten Stande der Armuth in die glänzendste Lage versetzt hat, wornach ein Unterthan streben kann.

Die Laufbahn des Irländers ist weder so lang, noch so bunt. Er läßt sich als Soldat anwerben, zeichnet sich durch seinen Muth aus, und gelangt stufenweise zu dem Range eines Generals. Da bekommt er bey Tische Händel mit einem andern Offizier, der ihn im Zweykampf tödtet.

Der Engländer ist als ein Maststier vorgestellt (darum John Bull genannt). Da dieses Thier durch seinen guten Appetit, so wie durch seinen Muth und seine Widerspänstigkeit bekannt ist, so will man dadurch bemerklich machen, daß die Engländer die Tafel für die größte Glückseligkeit halten, daß sie rauh und grob in ihren Sitten sind, und sich oft blindlings in Gefahren begeben, und Geld verschwenden.

Die Irländerinnen haben in ihren Manieren weder die Zierlichkeit der Engländerinnen, noch besitzen sie so schöne Augen und Haare, so wenig wie den schönen Wuchs und das ungezwungene Benehmen der Schottländerinnen; aber ihre Farbe ist viel frischer; sie sind belebter, angenehmer, leidenschaftlicher in ihren Neigungen.

Die erste Zeit meines Aufenthalts in Dublin fiel mir das gemeine Volk sehr beschwerlich, das sich jedesmal um mich versammelte, wenn ich mich auf der Straße zeigte. Jedermann war

begierig mich zu sehen, ohne daß jedoch jemand daran dachte, mir Verdruß zu machen. Die einen meinten, ich sey ein Russischer General, den man seit einiger Zeit erwartet hatte; andere versicherten, ich müßte ein vornehmer Deutscher oder Spanier seyn; der größte Theil aber hielt mich für einen Persischen Prinzen. Eines Tages, als mich ein großer Haufen umgab, lud ein Kaufmann mich ein, in seinen Laden zu treten, und mich so lange niederzulassen, bis das Volk sich zerstreut habe; ich nahm dieß mit Vergnügen an, und unterhielt mich damit, Scheeren und Federmesser zu betrachten; das Gedränge wurde aber so groß, daß mehrere Fenster zerbrochen wurden, ohne daß man den Urheber dieses Schadens entdecken konnte.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft fiel eine Menge Schnee, was ich vorher nie gesehen hatte; dieß Schauspiel machte mir viel Vergnügen. Die Dächer der Häuser und die Mauern waren bald damit bedeckt, und nach zwey oder drey Tagen waren Felder und Berge, so weit das Auge reichen konnte, nur eine weisse Oberfläche. Während der Schnee fiel, war es nicht sehr kalt; die Kälte nahm aber hernach in dem Grade zu, daß ich mich, obgleich Thüren und Fenster geschlossen waren, und auf meinem Bette drey Decken lagen, von der Kälte, wie von einem Pfeile, durchdrungen fühlte. Das Feuer war mir von keinem großen Nutzen; denn wenn ich mich an einer Seite wärmte, war die andere erstarrt, und oft verbrannte ich mir die Finger, eh' ichs bemerkte. Zuletzt fand ich, das beste Mittel, mich vor der Kälte zu schützen, sey spazieren zu gehen, und dieß bestimmte mich, täglich sieben bis acht Meilen zu Fuße zu machen. Ich befürchtete zwar Anfangs, meine Gesundheit würde durch die heftige Kälte leiden, sah aber bald, daß, im Gegentheil, mein Appetit besser ward, und meine Kräfte und meine Gewandtheit täglich zunahmen.

Ich erinnere mich, daß ich in Indien, wann ich nur eine einfache Weste von Musselin von Dacca trug, nach einem Spaziergang von Einer Stunde sehr ermüdet war; hier, unter einer großen Last von Kleidern, konnte ich lange gehen, ohne zu ermüden. In Indien brachte ich täglich sieben bis acht Stunden,

zu verschiedenen Tageszeiten, mit Schlafen zu, ohne mich erquickt zu fühlen; während der zwey Monate meines Aufenthalts in Irland aber schlief ich des Nachts nie länger als vier Stunden, ohne daß ich am Tage jemals das geringste Verlangen empfunden hätte, mich niederzulegen.

Ich bin überzeugt, daß das kalte Clima dieser Inseln sehr gesund ist, und ihren Einwohnern verschiedene Vortheile verschafft. Erstens macht es die Männer an Körper und Geist stark, und die Weiber weiß und schön. Zweytens, nöthigt es sie zu Leibesübungen, die das Gemüth stärken, und ihnen den Muth einflößen, die größten Beschwerden zu ertragen, und durch den sie sich einen unsterblichen Namen machen. Während meines Aufenthalts in Irland und in England erhielt ich oft Quetschungen, ohne den zehnten Theil der Schmerzen zu empfinden, welche ich in Indien ausgestanden haben würde, und wo sie mich gezwungen hätten, das Bette zu hüten. Drittens, macht es sie aufrichtig und bieder, beharrlich im Studium der Wissenschaften, ohne sich den Verirrungen der Einbildungskraft hinzugeben. Ich traf oft Personen beyder Geschlechter, im Alter von zwanzig Jahren, welche auch nicht Eine Idee hatten, welche sie in dem Studium der Wissenschaften und nützlichen Künste hätte stören können. Die Wirksamkeit der Kälte verhindert sie, müßig zu seyn; dieß gibt zugleich dem Geiste Thätigkeit, und kommt dem zuvor, daß er sich mit unschicklichen Dingen beschäftige. Knaben und Mädchen von funfzehn Jahren sind hier noch so unschuldig, wie in Indien Kinder von fünf oder sechs Jahren, und sie kennen keine andern Genüsse, als die, welche ihnen Spielsachen und Näschereyen gewähren können. Ich sah selbst erwachsene Personen, die sich in ihrem Stande einen gewissen Ruf erworben, und von denen mehrere eine Art Glück gemacht hatten, so unwissend in dem, was in der Welt vorgeht, wie es je die Kinder im Morgenlande sind. Ein anderer großer Vortheil, der aus der Kälte der Atmosphäre entspringt, ist, daß, da sie gewohnt sind, zugemachte Kleider zu tragen, welche nicht leicht abgeworfen, und nicht wohl im Bette anbehalten werden können, sie sich am Tage nicht der

Faulheit ergeben, und dafür die Nacht ruhig im Bette zubringen. In Indien ist es umgekehrt; da wird der Tag oft der Sinnlichkeit und Ruhe geweiht, und die Nacht ist zur Arbeit und Gesellschaft bestimmt.

Ich fürchte, daß meine Landsleute Mühe haben werden, das zu glauben, was ich nun erzählen werde; es ist aber nicht weniger desto wahr. Es geschieht oft in diesem Lande, daß Seen und Flüsse ganz zufrieren. Ist das Eis nun stark genug, um große Lasten tragen zu können, so versammelt sich eine erstaunliche Menge Menschen darauf, um Schlittschuh zu laufen. Man bedient sich dazu einer Art hölzerner Schuhe, deren unterer Theil mit Eisen beschlagen ist. Es scheint Anfangs schwer, sich darauf zu halten, und man ist heftigem Fallen ausgesetzt; indessen läuft man, nach ein Paar Monaten Uebung, auf dem Eise so schnell wie ein Pferd. Ich sah Personen, welche mit der Spitze der Schlittschuhe den Namen ihrer Geliebten auf das Eis schrieben. In England und Irland wird diese Kunst nur zum Vergnügen ausgeübt; man sagte mir aber, daß sich die Weiber in Holland auf diese Art, mit einem Korbe voll Eyer oder Butter, mehrere Meilen weit auf den Markt begeben, und um Mittag wieder zu Hause sind.

Ich blieb zwey Monate in Dublin, und habe nie angenehmere Tage verlebt. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle Namen derer aufzeichnen wollte, welche mich mit Güte aufgenommen haben, und will daher nur von einigen meiner vertrauten Freunde sprechen, unter denen ich Sir G— und Lady S— auszeichnen muß. Sir G—, der mehrere Jahre in Indien zubrachte, und eine Zeitlang die Stelle eines Schatzmeisters in Ferrokhabad bekleidete, war jetzt bey der Regierung von Irland angestellt, und von dem Lord Cornwallis sehr geachtet, bey dem er mir als Dolmetscher diente. Lady S— zeichnete sich durch die Güte ihres Charakters, ihre angenehmen Manieren, ihren Geschmack an der Musik und ihre zarte Stimme aus.

Der Herzog von L—r, Haupt des Adels dieses Königreichs, erzeigte mir die Ehre, mich zu sich einzuladen. Er bewohnt das

schönste Hotel in Dublin, und besitzt eine kostbare Sammlung von Statuen und Gemählden. Dieser Herr zeichnet sich durch sein edles und ungezwungenes Wesen aus, so wie durch seinen freymüthigen Charakter. Er besitzt mehrere wahrhaft himmlische Töchter.

Ich hatte das Glück, hier den Obersten W—l zu finden, den ich lange in Indien gekannt hatte; er gab mir viele Beweise von Freundschaft. Dieser Officier war den Bewohnern Indiens sehr zugethan, und sprach ihre Sprache sehr geläufig. Er war jetzt Obrist der Miliz der Grafschaft Norfolk, und lud mich mehreremale, an die Tafel seines Generalstabs, zum Mittagsessen ein. Hier sah ich junge Frauenzimmer von so ausgezeichneter Schönheit, wie ich sie vorher noch nie getroffen hatte. Norfolk ist berühmt wegen seiner schönen Weiber, seines guten Geflügels und der Menge Wildpret, das man dort findet.

Die verschiedenen Beweise von Güte, welche mir Frau F—g gab, sind nicht zu beschreiben. Da sie gehört hatte, daß ich die Bekanntschaft ihres Mannes in dem Hause des Hrn. W. A. B—e, unsers gemeinschaftlichen Freundes, gemacht hatte, so schickte sie sogleich zu mir, um mich zu sich einladen zu lassen. Ich besuchte sie nachher mehreremale, und sie machte mich mit ihren Freunden bekannt. Zwey ihrer Töchter hatten ihren Vater nach Indien begleitet, drey andere aber, schön wie Huris, waren bey der Mutter geblieben.

Da ich bisher unterlassen habe, von der Lebensart der Irländer zu sprechen, so will ich mit der Bemerkung den Anfang machen, das die Familie bey dem Frühstück sich immer allein befindet. Bey der Mittagstafel finden sie sich zahlreich bey einander ein. Diese ist in drey Gänge eingetheilt; am Ende eines jeden derselben wird der Tisch abgedeckt. Nach dem Essen sprechen die Männer noch Eine oder zwey Stunden dem Weine zu, und begeben sich dann zu den Damen, um Thee oder Kaffee zu nehmen, und Abends vereinigen sie sich wieder zu dem, was sie Souper nennen. Bey letzterm Mahle genoß ich immer das meiste Vergnügen, weil es dabey ungenirter hergeht, als beym Diner; die Bedienten werden dann bald entfernt, und die Gäste bedienen sich selbst.

Daß ich in Europa nicht immer von Bedienten umgeben war, machte mir großes Vergnügen. In Indien bleiben sie beständig in dem Saale; hier aber ziehen sie sich zurück, sobald abgespeis't ist. Bedarf man ihrer hernach noch, so benachrichtigt man sie durch eine Schelle.

So war ich auch entzückt, zu bemerken, daß, wenn in den Gesellschaften der Europäer eine Person spricht, die übrigen die Aufmerksamkeit haben, sie nicht zu unterbrechen, und man unterhält sich in einem gesetzten Tone. Da ich eines Abends mit der Frau des Hauses plauderte, trat ein Bedienter mit einem Aufsatz des schönsten Chinesischen Porcelans herein, blieb mit dem Fuß am Teppich hängen, und fiel hin, so daß alles in Stücken ging. Die Dame that aber, als wenn sie dieses Unglück nicht bemerkte, und fuhr fort, sich ruhig mit mir zu unterhalten.

Es macht mir viele Freude, von den liebenswürdigen Eigenschaften der Irländer zu sprechen, um so mehr, da ich vorher große Vorurtheile gegen sie gefaßt hatte, nach der falschen Schilderung einiger Passagiere, welche mir sie als grob, rachsüchtig und wild dargestellt hatten.

Am 16. Januar 1800 nahm ich Abschied von meinen Freunden, und begab mich an Bord eines Schiffs, das man Packetbot nannte, und Briefe und Reisende von einer Insel zur andern bringt. Gegen Mitternacht verließen wir das Gestade von Irland, und warfen, da der Wind günstig war, den andern Tag bey guter Zeit zu Holyhead Anker. Unverzüglich begaben wir uns ans Land und in das beste Gasthaus der Stadt, wo der Wirth, da er sah, daß ich ein Fremder war, einigen Nutzen von mir zu ziehen hoffte. Er suchte mich daher zu überreden, einige Tage zu Holyhead zu bleiben; aber zwey Irländische Herren, welche ihre Schwester nach London begleiteten, erriethen seine Absicht, und machten ihm heftige Vorwürfe darüber; sie luden mich hierauf ein, mit ihnen zu Mittag zu speisen. Denselben Abend reis'ten wir mit dem Felleisen nach Chester ab.

Holyhead ist eine kleine sehr schmutzige Stadt, und nur wegen seiner Lage, Dublin gegenüber, bekannt. Sie liegt auf einer

kleinen Insel, welche von dem Lande Wallis durch einen Arm des Meers getrennt ist, der ungefähr die Breite des Ganges bey Calcutta haben mag. Die Provinz Wallis bildet mit England und Schottland Ein Land, das man das Königreich Großbrittannien nennt. Der vermuthliche Erbe, oder älteste Sohn des Königs, erhält seinen Titel von dieser Provinz, und heißt folglich Prinz von Wallis.

Nach zurückgelegten fünf und zwanzig Meilen kamen wir an den Meerarm, wovon ich so eben gesprochen habe, und bald waren wir, in einem Nachen, ans andere Ufer gebracht, wo eine Stadt, Namens Bangor-Ferry, liegt. Wir nahmen hier ein vortreffliches Frühstück ein, und setzten hierauf unsere Reise fort. Der erste Ort, wo wir uns hernach aufhielten, war Aber-Conway, eine sehr alte Stadt, welche zwischen hohen Bergen an den Ufern eines schönen Flusses liegt, der sich, eine kleine Strecke unter der Stadt, in das Meer ergießt. Der Ort war sonst befestigt; von den Mauern sind mehrere noch wohl erhalten, und gleichen sehr denen von Allahabad. Nach dem Mittagessen bestiegen wir den Wagen wieder, und waren um Mitternacht in Chester. Unser Weg führte uns diesen Tag über hohe Berge, daher wir oft genöthigt waren, die steilsten zu Fuße zu ersteigen, um die Pferde zu erleichtern.

Chester, die Hauptstadt dieser Provinz, wo alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt werden, ist groß, sehr bevölkert, und, wie man annimmt, älter als London. Sie unterscheidet sich, in mehrerer Hinsicht, von allen anderen Städten, die ich gesehen habe. Einige ihrer Straßen haben Verandahs (Schirmdächer), welche von einem Ende bis zum andern reichen, und unter denen die Fußgänger in jeder Jahrszeit vor dem Regen geschützt sind. Die Mitte der Straße ist gepflastert und breit genug für Wagen und Reiter. Mehrere Häuser haben Säulengänge, welches ihnen ein prächtiges Ansehen gibt. Bey der Menge schöner Bausteine auf diesen Inseln, werden selbst Mauern an Höfen und Gärten davon aufgeführt.

Da mehrere meiner Irländischen Freunde mich an ihre Bekannten in Chester empfohlen hatten, so erwarteten mich diese seit einiger Zeit. Ich empfing daher den andern Tag in der Frühe einen Besuch von Hrn. F— und drey oder vier andern Personen, die mich zu sich einluden, und mich begleiteten, die Stadt zu besehen. Bey der Mittagstafel waren die vornehmsten Einwohner von Chester versammelt, und Abends war Concert und Ball. Als wir uns trennten, baten mich mehrere der liebenswürdigen Mitgäste, noch einige Zeit in ihrer Stadt zu verweilen, und ihnen meine Gesellschaft zu gönnen; da ich aber sehr begierig war, London zu sehen, so entschuldigte ich mich, ihre Einladung nicht annehmen zu können.

Nach dem Rathe meiner Freunde, kam ich mit dem Conducteur der Diligence überein, anstatt gerades Weges nach London zu gehen, Einmal über Nacht zu bleiben. Um halb zwey Uhr Nachts verließen wir Chester, und nach zurückgelegten neun und vierzig Meilen frühstückten wir zu Stafford. Es war Mitternacht, als wir Norris-Hamilton erreichten, wo ich den übrigen Theil der Nacht verweilte; auch hier empfand ich, daß ich meinen Freunden für den Rath Dank schuldig sey, nach der Ermüdung einer langen Reise einige Ruhe zu genießen. Den folgenden Tag machte ich mich wieder auf den Weg, und den 25. des Shaban, welcher dem 21. Januar 1800 entspricht, kam ich frisch und gesund in London an, wo ich bemerkte, daß ich seit meiner Abreise von Calcutta am Umlaufe eines Mondenjahres fünf Tage verloren hatte.

Neuntes Kapitel.

Der Verfasser miethet in London eine Wohnung. Seine Zusammenkunft mit Hrn. Dundas. Er wird bey Hofe vorgestellt. Beweise von Freundschaft, die er von den Prinzen und dem Adel erhält. Oeffentliche Vergnügungen. Er begibt sich nach Windsor — kommt zu Oxford an. Beschreibung der Universität. Er reis't nach Blenheim; macht dem Obersten C—x einen Besuch. Art zu

jagen in England. Der Verf. begibt sich nach dem Hause des Hrn. Hastings, und kehrt sodann nach London zurück.

Ehe ich Dublin verließ, hatte ich die Vorsicht gebraucht, an meinen Freund und Reisegefährten, den Kapitän Richardson, zu schreiben, und ihn zu bitten, mir ein Appartement in dem Hause, wo er wohne, zu miethen. Ich begab mich deshalb, gleich nach meiner Ankunft in London, nach Margaret-Street, und hatte das Vergnügen, ihn zu finden. Da aber das Quartier, welches er mir gemiethet hatte, im zweyten Stock war, so gefiel es mir nicht; ich bezog daher ein anderes in derselben Straße, nachdem ich jenes acht Tage bewohnt hatte. Wiederum unzufrieden mit dieser neuen Wohnung, etablirte ich mich im Hotel Jobetson, in Vere-Street, dessen Lage mir sehr gefiel; allein die Ausgaben, die ich hier zu machen genöthigt war, vertrugen sich nicht mit meinen Mitteln. Ich verließ es daher auch, um mich in ein Haus dieses Viertels einzulogiren, wo warme und kalte Bäder waren, und wo ich das Vergnügen haben konnte, täglich meine Abwaschungen vorzunehmen. Ich wohnte hier sieben Monate lang, nach deren Verlauf ich mit dem Eigenthümer in Streit gerieth, und ein anderes Logis in Upper Berkley Street miethete. Die Inhaberin dieses Hauses war eine Irländerin, welche sich damit beschäftigte . . . . . .

. . . . . .

Obgleich ich wohl damit zufrieden war, täglich eine Menge schöne Mädchen zu sehen, welche in dieses Haus kamen, so konnte ich mich doch nicht mit der Gemüthsart meiner Wirthin vertragen, und änderte abermals meine Wohnung, um nach Rathbone-Place zu ziehen.

Wenige Tage nachher, als ich meine Wohnung in dieser Gegend aufgeschlagen hatte, kamen mehrere meiner Freunde zu mir, und stellten mir das Unschickliche vor, daß ich in einer Straße wohne, wo die meisten Häuser mit Freudenmädchen besetzt seyen. Sie versicherten mich, daß keine Dame, ja selbst kein ehrliebender

Mann, mich hier besuchen würde. Da mir jedoch meine Wohnung in jeder Hinsicht sehr gefiel, so beschloß ich, sie nicht zu verlassen. Meine Freunde hatten jedoch die Gefälligkeit, mir diese Indiscretion zu verzeihen, und ich empfing daselbst die Besuche nicht allein der ausgezeichnetesten Männer Londons, sondern auch von Damen von Stande, welche vorher nie durch diese Straße gekommen waren; sie ließen ihre Namen, auf eine Karte geschrieben, an der Thüre für mich zurück.

Bald nach meiner Ankunft in London schrieb ich an Herrn Dundas, der damals einer der ersten Minister des Reichs war, um ihn um eine Zusammenkunft zu bitten, welche er mir sogleich bewilligte, und den Tag bestimmte, an welchem er mich empfangen könnte. Er nahm mich auch mit vieler Güte auf, und lud mich ein, ihn in Wimbledon, seinem Lusthause, zu besuchen, wo Lady J—e Dundas, eine der liebenswürdigsten und holdseligsten Damen Englands, mich auf das freundlichste bewirthete.

Wenige Wochen nach meinem Besuche bey Hrn. Dundas, hatte ich die Ehre dem Könige vorgestellt zu werden, und den folgenden Tag J. M. der Königin Charlotte. Diese beyden erlauchten Personen würdigten mich der schmeichelhaftesten Aufnahme, und befahlen mir, nach geendigter Audienz, oft bey Hofe zu erscheinen. Nach dieser Einführung erhielt ich von allen Prinzen Einladungen, und der Adel überhäufte mich um die Wette mit Güte. Die Gastfreundschaft ist eine der achtungswürdigsten Tugenden der Engländer; und mir gaben sie so viele Beweise davon, daß ich selten frey war. Bey diesen Partien genoß ich alles Vergnügen, was mein Herz nur wünschen konnte: Speisen und Weine waren vortrefflich; die Schönheit der Frauen und die Grazie ihres Tanzes entzückten meine Phantasie, während der Wohllaut der Musik meine Sinne bezauberte.

Ich setze mich ohne Zweifel der Gefahr aus, der Eitelkeit bezüchtigt zu werden, wenn ich sage, daß man meine Gesellschaft suchte, und daß mein Geist und meine Antworten, mit einer glücklichen Anwendung unserer Orientalischen Poesie, der Gegenstand der Unterhaltung aller guten Gesellschaften war. Ich gestehe

aufrichtig, daß ich in England durch die Kälte des Klima's so reitzbar, aber auch so frey von aller Sorge und Unruhe war, daß ich den Rath unsres göttlichen Hafiz befolgte, und ganz der Freude und Liebe lebte.

Ich besuchte oft die Schauspiele, und erhielt häufig so viele Opernbillets von Damen von Stande, daß ich Gelegenheit hatte, junge Engländer zu verpflichten, weil ich ihnen damit den Eintritt in dieses Theater verschaffte. Aber nicht die Hauptstadt allein gab mir Unterhaltung; oft war ich vierzig, funfzig und selbst achtzig Meilen weit eingeladen, und meine Freunde hatten alsdann die Gefälligkeit, mich in ihren Wagen abholen zu lassen, so daß diese Excursionen mir gar keine Ausgabe verursachten.

Bey meiner Ankunft in London war ich Willens gewesen, unter dem Schutze der Regierung eine öffentliche Anstalt zu eröffnen, worin ich Engländern, welche in Indien Stellen bekleiden sollten, die Hindostanische, Persische und Arabische Sprache lehren wollte. Ich hoffte, durch dieses Mittel meine Zeit ehrenvoll und nützlich in England zubringen zu können. Daher eilte ich, den Ministern meinen Plan zu eröffnen; aber, sey es, daß sie zu sehr mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt waren, oder daß sie mein Projekt nicht aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Nutzens, den er bezweckte, ansahen: sie unterstützten mich nicht im geringsten. Was mir ihre Gleichgültigkeit für die Sache sehr kränkend machte, war der Umstand, daß Personen, welche Unterricht in den Orientalischen Sprachen zu haben wünschten, sich, aus Mangel eines Bessern, an Meister wenden mußten, die ihre Kenntnisse aus sich selbst hatten (self-taught-masters), denen folglich alle Regeln der Wissenschaft fremd waren, und die demungeachtet eine halbe Guinee für die Lection bekamen.

Kurz vor meiner Abreise aus England, ließen mir die Minister, welche nunmehr den Nutzen einer solchen Anstalt einsahen, einen jährlichen Gehalt von sechs tausend Rupien (ungefähr achtzehn tausend Franken) antragen, mit der Freyheit, in London oder in Oxford zu wohnen; da ich aber damals schon entschlossen war, nach Indien zurückzukehren, so gedachte ich mit Verdruß ihrer vorigen

Lauheit, und ließ ihnen meine Entschuldigungen zukommen, daß ich ihr Anerbieten nicht annehmen könne.

Ich habe schon gesagt, daß der Beweise von Aufmerksamkeit und der Freundschaftsbezeugungen, deren ich mich in London zu erfreuen hatte, eine große Zahl war; hier will ich nur einige Personen anführen, denen ich die meiste Verbindlichkeit schuldig bin. Unter diesen muß ich zuerst Hrn. C. C—l nennen, der mich nicht mit mehr Güte hätte behandeln können, wenn ich sein Bruder gewesen wäre. Er lieferte mir auf meine Tratten nach Calcutta alles nöthige Geld, hatte die Güte mich zu allen öffentlichen Schauspielen zu begleiten, und lud mich wöchentlich einmal zum Diner ein, wo ich Gelegenheit hatte, die schönsten Frauen und die ausgesuchteste Gesellschaft Englands zu sehen. Ich befand mich bey einem Souper von sieben hundert Personen des ersten Rangs, wo das Köstlichste an Gerichten und Früchten, was in London zu erhalten war, aufgetragen wurde. Mehrere dieser Früchte waren durch künstliche Wärme zur Reife gebracht worden; denn die Engländer, welche sich nicht mit den Produkten ihres eigenen Clima's begnügen, kultiviren die der heissen Länder, vermittelst großer Glasrahmen und Feuer; den Contrast bildet ihr künstliches Eis, woraus sie Pfirsiche ꝛc. aufs täuschendste verfertigen. — Dieser Herr hatte mehrere Jahre lang in Indien zugebracht und sich ein großes Vermögen auf die ehrenvollste Art erworben.

Die vornehmen Engländer haben die Gewohnheit, London einige Monate lang zu verlassen, und aufs Land zu gehen. Hr. C—l hatte die Güte, mich bey einer dieser Excursionen mit sich zu nehmen. Wir reis'ten in einem Phaeton, oder offenen Wagen, der mit sehr schönen Pferden bespannt war. Der erste Ort, wo wir uns aufhielten, war Windsor, eins der Lustschlösser des Königs. Dieses Schloß liegt in einem weitläuftigen und prächtigen Park, und enthält eine Menge schöner Appartements, die mit Gemählden, besonders aber mit Porträts alter Könige, Königinnen und Prinzessinnen von England, geziert sind. In einem dieser Säle sieht man die Porträts von vier und zwanzig berühmten Schönheiten, welche die Zierde des Hofes eines ihrer Souveräne

waren. Die Schloßkapelle ist ein altes Gebäude in einem sonderbaren Style. Hier befinden sich die Krone, der Thron und das vollständige Wappen der vorigen Könige, welches alles als sehr große Merkwürdigkeiten angesehen werden können.

Den folgenden Tag begaben wir uns in das Haus des Hrn. E—, welches sehr große Gärten hat, wo ich eine schöne Sammlung exotischer Pflanzen sah. Im Sommer sind diese Stauden der freyen Luft ausgesetzt, im Winter aber werden sie in Säle gebracht, welche mit Glasrahmen bedeckt sind. Wir besuchten hernach Hrn. G—g, der uns mit Herzlichkeit empfing; Abends vergnügten uns seine Töchter mit Musik, die sie mit ihrem Gesang begleiteten. Den vierten Tag kamen wir gleich nach Mittag in Oxford an, und traten im Wirthshause zum Sterne ab.

Oxford ist eine sehr alte Stadt, und die berühmteste des Königreichs, da sie der Sitz der Wissenschaften ist. Alle öffentlichen Gebäude sind aus Quadersteinen erbaut, und gleichen an Form den Tempeln der Hindus. Die Straßen sind breit und regelmäßig, und mehrere mit Reihen Bäumen besetzt. In Oxford sind die gelehrtesten Männer der Nation versammelt, und eine Menge Studenten kommen von allen Seiten dahin.

Es sind in Oxford vier und zwanzig verschiedene Collegien, deren jedes eine große Bibliothek hat, in deren einen sich mehr als zehn tausend Persische und Arabische Handschriften befinden. Diese Collegien führen zusammen den Namen Universität, welches eine Vereinigung aller Wissenschaften bedeutet. Man hat, zum Gebrauche der Universität, eine prächtige Sternwarte erbaut, welche eine große Menge verschiedener Instrumente und Teleskopen von einer seltenen Größe besitzt.

Noch sieht man hier ein großes Gebäude, das ganz allein zum Gebrauche der Anatomie bestimmt ist. Einer der Professoren hatte die Gefälligkeit, mir alle Theile des Hauses zu zeigen, und zugleich einige Mysterien dieser nützlichen Wissenschaft zu erklären, welches mir großes Vergnügen machte. In dem Sale waren nicht allein Skelette von Männern, Weibern und Kindern, sondern auch von Thieren aufgehängt. In einem andern Sale findet

man eine getreue Darstellung aller Adern, Arterien und Muskeln des menschlichen Körpers, mit rothem und gelbem Wachse ausgespritzt. Der Professor machte mich besonders auf den großen Nerven aufmerksam, der vom Kopf ausgeht, und das Rückgrad hinuntersteigt, wo er sich in vier Hauptzweige theilt, wovon zwey durch die Arme laufen, und in den Fingerspitzen sich endigen; die beyden andern aber sich in die Schenkel erstrecken, und in den Spitzen der Zehen endigen. In einem andern Sale bewahrt man mehrere Körper von Kindern von auffallender Bildung in Weingeist auf. Eines dieser Naturspiele hat zwey Köpfe und vier Füße an einem und demselben Körper. Um die Mißgeburt zu erhalten, hatte man der Mutter, welche in den Wehen gestorben war, den Bauch aufgeschnitten.

In einem der untern Säle, wo die Zergliederungen vorgenommen werden, sah ich einige Zöglinge an einem Cadaver beschäftigt. Man zeigte mir auch Lichter, welche aus Menschenfett gemacht waren, und mehrere andere Curiositäten.

Da die Europäer in der Zergliederungskunst viel weiter als wir sind, so will ich euch hier einige ihrer Meinungen, die den unsrigen entgegen gesetzt sind, erklären. *)

Nachdem wir alles, was Oxford Merkwürdiges hat, gesehen hatten, reis'ten wir nach Blenheim, der Besitzung des Herzogs von Marlborough, ab. Dieser Ort übertrifft ohne Zweifel alles, was ich jemals gesehen habe. Die Schönheiten des Parks von Windsor und die aller andern Orte, welche ich zu bewundern Gelegenheit hatte, sind nichts im Vergleich mit denen von Blenheim. Der Park, mit schönen dichten Bäumen besetzt, hat vierzehn Meilen im Umfange. Das Haus, oder vielmehr der Palast, ist groß und prächtig, und nimmt, mit den Nebengebäuden, einen Raum von einer halben Meile ein. Der Park wird von mehreren

*) Obgleich diese Abhandlung beweißt, daß der Verfasser keine Gelegenheit versäumte, sich zu unterrichten, so haben wir doch geglaubt, sie hier übergehen zu müssen, weil der Gegenstand nicht angenehm ist, und nur wenige Personen interessiren kann. (Note des Englischen Uebersetzers.)

klaren Wasserbächen durchschnitten, wovon die größten mit schönen Brücken bedeckt sind. In der Mitte des Parks steht eine steinere Säule von mehr als zwey hundert Fuß Höhe, worauf die marmorne Bildsäule des berühmten Herzogs von Marlborough in Lebensgröße steht. Dieser merkwürdige Mann war der Generalissimus der Königin Anna, eine der größten Königinnen Englands, welche ihm, um ihn für seine Dienste zu belohnen, diese Besitzung mit einer jährlichen Pension von funfzig tausend Rupien gab. Man versichert, die Bäume dieses Parks seyen auf eine Art gepflanzt, daß sie eine Armee in Schlachtordnung vorstellten. Die berühmtesten Schlachten, welche dieser geschickte General geliefert hat, sind auf den Tapeten der großen Säle des Schlosses vorgestellt.

Nachdem wir das Schloß und die Gärten besehen hatten, durchstreiften wir den Park zu Wagen, und begaben uns hernach in das Haus des Hrn. M—y, des Freundes des Hrn. C—l. Wir fanden hier eine Gesellschaft, welche uns zu Ehren eingeladen war. Ich hatte das Vergnügen, der Frau C—x, Schwester der Frau P— zu Lucknow, deren würdigem Gatten ich bey meiner Abreise von Lucknow mein Vermögen und meine Familie anvertraut hatte, vorgestellt zu werden. Ich war entzückt über dieß angenehme Zusammentreffen. Da der Obrist C—x uns eingeladen hatte, ihn zu Sandford-Park zu besuchen, so begaben wir den folgenden Tag dahin, und wurden von diesem Herrn und seiner Gattin, deren Gesellschaft mir ungemein angenehm war, auf das beste empfangen.

Wir besuchten Hrn. C—n, einen jungen liebenswürdigen Mann und leidenschaftlichen Jäger, der eine große Menge Pferde und Hunde hielt. Da ich sehr begierig war, die Art zu sehen, wie man in England jagt, so bot er mir ein Pferd an, und lieh mir eine Flinte. Wir verließen am frühen Morgen das Haus, von zweyen Bedienten begleitet, die für unsere Pferde Sorge tragen, und das Wild, welches wir etwa schießen würden, fortbringen sollten. Wir durchstrichen das Feld bis beynahe zehn Uhr, und kehrten mit zwanzig Feldhünern und fünf Hasen zurück.

Es gibt kein Land, wo man so viele verschiedene Arten von Jagdhunden hat, als England; man dressirt sie zum Jagen des Wildes. So haben sie Windhunde zum Fangen, andere zur Hirsch-, Fuchsjagd ꝛc., welche in Koppeln zu funfzig und sechzig jagen, ebenso besondere Arten von Hunden für die Flinte. Wir jagten mit Hunden derjenigen Race, welche das Wild, wenn sie es entdecken, so lange aufhalten, bis der Jäger dazu kommt, auf dessen Befehl sie leise weiter gehen, um es aufzuthun. Es machte mir vieles Vergnügen, den Verstand dieser Thiere zu sehen, die sogleich unbeweglich waren, wenn sie eins von ihnen im Stand sahen. Man hat mir eine merkwürdige Anekdote von einem dieser Hunde erzählt. Im Begriffe, über eine Mauer zu springen, bemerkte er auf der andern Seite einen Hasen, und hielt sich durch eine bemerkenswerthe Anstrengung auf der Mauer zurück, wo er blieb, bis sein Herr dazu kam, und den Hasen tödtete.

Die Jagd ist in England Privateigenthum, und man verfällt in eine große Geldstrafe, wenn man Wild auf dem Felde eines andern erlegt. Es gibt jedoch eine Ausnahme von dieser Regel. Wenn nämlich Rothwild, Füchse oder Hasen mit Hunden gejagt werden, so können die Jäger sie durch die Felder verfolgen, zuweilen eine Strecke von vierzig bis funzig Meilen; passirt das Thier einen Fluß, so gehn Reiter und Hunde gleichfalls darüber. Wenn ein Fuchs in einen Bau flüchtet, so läßt man einen Hund von kleiner Race, Dachshund genannt, hinein. Die Pferde, welche zu dieser Art Jagd abgerichtet sind, setzen über sechs Fuß hohe Mauern, und über Bäche und Kanäle von achtzehn Fuß Breite, ohne daß sie den Jäger aus dem Sattel werfen.

Den andern Tag setzten wir unsere Reise fort, speis'ten in Chippingnorton zu Mittag, und trafen dann zu Seisincot, dem Hause des Hrn. C—l, ein. Wir brachten zwey Tage an diesem köstlichen Orte zu, und begaben uns hernach auf das Schloß des Hrn. Hastings, letzten General-Gouverneurs von Indien.

Da ich Hrn. Hastings in London versprochen hatte, bey ihm acht Tage zuzubringen, wenn ich jemals nach Oxfordshire kom-

men würde, so mahnte er mich nun, Wort zu halten. Ich war entzückt, hier einen großen Mann zu sehen, der sich, befreyt von allen Mühen und Sorgen des Staatsmannes, mit dem Landbau beschäftigte, und einer glücklichen Ruhe im Schoße seiner Familie genoß, welche im Getreibe der Welt nicht zu finden ist.

Mit Vergnügen besah ich seine Felder und Gärten, die mit eben so viel Geschmack als Kenntniß angelegt und unterhalten sind. Aber besonders bewunderte ich die Einrichtung seines Hühnerhofs und Milchkellers. Da dieser letztere alles übertrifft, was ich in dieser Art gesehen habe, und man diese Einrichtung im Morgenlande nicht kennt, so will ich versuchen, eine Beschreibung davon zu geben.

Ein Milchkeller ist ein großes Gemach, wo man Milch, Butter und Käse aufbewahrt. Der Keller, wovon hier die Rede ist, ist vollkommen gegen die Sonnenstrahlen geschützt, und hat auf den vier Seiten große Glasfenster, welche man nach Gefallen auf- und zumachen kann. Jedes Fenster ist mit einem Eisengitter umgeben, das der Luft den freyen Durchzug gestattet, ohne daß Fliegen oder andere Insekten durchfliegen können. Rings um das Zimmer stehen eine Menge Gefäße von weissem Marmor, welche die Milch enthalten. Mehrere Marmortische dienen zum Pressen und Formen des Käses. Bänke und Fußboden sind gleichfalls von Marmor.

Weil Hr. Hastings das Landleben dem Aufenthalte in London vorzieht, so hat er keine Kosten gescheut, seine Wohnung zu verschönern. Die Eleganz ist hier so glücklich mit dem Nützlichen vereinigt ist, daß alles eher das Werk der Feen, als der Menschen zu seyn scheint.

Während meines Aufenthaltes an diesem bezaubernden Orte, behandelte mich Hr. Hastings mit der größten Herzlichkeit, und bot mir sogar beym Abschiede alles zu meinem fernern Aufenthalte in England nöthige Geld an. Da ich keiner Unterstützung benöthigt war, so konnte ich sein großmüthiges Anerbieten nicht annehmen, und dankte ihm für seine Güte.

Hr. C—l, den seine Geschäfte vierzehn Tage in Seisincot

zurückhielten, bat mich, an diesen Ort zurückzukehren, und diese Zeit mit ihm daselbst zuzubringen. Da aber, vor meiner Abreise aus London, die Liebe einen Pfeil auf mich abgeschossen hatte, so konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, zu der zurückzukehren, welche mein Herz bezaubert hatte; wir trennten uns daher beym Abschiede von Hrn. Hastings.

Bey meiner Rückkehr nach London hatte ich Gelegenheit Henley zu sehen, das eine vortheilhafte Lage an der Themse hat, und für eine der schönsten Städte in England gehalten wird. Ich glaube indessen nicht, daß sie Richmond und Kilkenny übertreffen wird.

Bald nach meiner Ankunft in London, verfertigte ich folgende Ode, in der Manier des Hafiz:

Ode an die Stadt London.

Weihen wir von nun an unser Leben London und seinen Frauen,
welche unsre Herzen fesseln;
Unsere Augen werden gesättigt, Felder, Gärten, Flüsse und
Paläste zu sehen;

Wir wünschen uns nicht den Toba, den Sudreh, noch die anderen
Bäume des Paradieses;
Uns genügt die Ruhe im Schatten dieser irdischen Cypressen.

Was kann es uns schaden, wenn der Scheikh von Mekka unsre
Bekehrung nicht gut heißt?
Möge der Tempel gedeihen, der uns ein solches Glück verschafft
hat, so wie seine dienenden Priester!

Füllet unsre Becher mit Wein! Was liegt daran, wenn dieß mich
verhindert zurückzukehren
Zu meiner alten Religion. Ich werde darum, im Gegentheil,
zufriedner seyn.

Wenn meine Lebenszeit dem Dienste des Gottes der Liebe der
Indier geweiht war,
Was thut es? Ich werde nun durch das Lächeln der Englischen
Schonen dafür belohnt.

Anbetungswürdige Geschöpfe! deren blondes, oder schwarzes, oder braunes Haar
Frey auf den Schultern herabweht, erfreut meine Seele und entzückt meine Sinne!

Ihr, deren Purpurlippen den erstarrten Erdenklos, oder die Marmorstatue belebt,
Könnte ich mein Leben erneuen, mit Entzücken würde ich es euerm Dienste heiligen.

Die Wunden, welche die Liebe deinem Herzen geschlagen hat,
Taleba, sind nicht zufällig,
Sie hat verursacht die Natur, so wie die in bunter Pracht schimmernde Tulpe.

Zehntes Kapitel.

Der Verfasser spricht von einigen seiner Londner Freunden. Er begibt sich nach Greenwich und an einige andere Orte in der Nähe der Hauptstadt. Er gibt Nachricht von den Freymaurern. Das Brittische Museum. Der Irländische Riese. Kaminfeger. Bibliothek des Königs. Gemählde. Hindostanische Damen. Lob des Hrn. S—n, eines seiner Eleven.

Nach meiner Zurückkunft besuchte ich meine Freunde, und wurde von neuem in die besten Gesellschaften eingeführt. Ich brachte regelmäßig einen Abend in der Woche in dem Hause des Hrn. P—n zu, der mehrere Jahre in Indien, am Hofe zu Lucknow, gelebt hatte, wo seine Dienste so geschätzt waren, daß er seitdem zu einem der Directoren der Compagnie ernannt wurde.

Ich hatte das Glück, die vertraute Bekanntschaft des Hrn. F— zu machen, eines Italienischen Herrn, der in der Musik sehr bewandert war; man hat mehrere seiner Compositionen in Opern aufgenommen. Er spielte auch vortrefflich Schach, welches mir Gelegenheit verschaffte, mich in diesem Spiele zu vervollkommnen. Eines Tags führte er mich zu einem seiner Landsleute, der drey Partieen Schach auf einmal spielte, ohne auf die drey Schachbretter zu sehen, und doch seine Gegner matt machte.

In dem Hause des Sir M—n, letzten Gouverneurs von Bengalen, hatte ich oft Gelegenheit, die Prinzen zu sehen, welche mich mit der größten Herablassung und Güte behandelten.

Unter den Gelehrten, welche ich zu kennen die Ehre hatte, muß ich zuerst Sir F. E—n, Sir J. Sinclair, und Sir J. Banks nennen. Der erste hat mehrere vermischte Abhandlungen geschrieben. Der zweyte ist sehr bewandert in der Land- und Hauswirthschaft, weswegen ihn der König an die Spitze der Gesellschaft zur Aufmunterung nützlicher Künste gestellt hat. Der dritte ist einer der Gelehrten, welche mit dem Kapitän Cook eine Reise um die Welt gemacht hat. Man hält ihn für den größten Philosophen unsres Jahrhunderts. Er ist Präsident der königlichen Societät.

Im Hause des letztern machte ich die Bekanntschaft einiger der berühmtesten Mahler Englands, wovon mehrere mich mahlten. Die, welche mir diese Ehre erzeigten, waren: Hr. Edridge, welcher auch im Kupferstechen sich auszeichnet; die Herren Davis, Drummond, Jesit, Ridley, und Northcote. Ich glaube, daß mein Porträt von Hrn. Edridge das ähnlichste ist; demungeachtet aber erklärte man das von Hrn. Northcote für das am besten ausgeführte. Die Talente und der Ruhm aller dieser Künstler ist über mein Lob erhaben; aber einige Porträts des letztern scheinen zu leben. Das Porträt meiner liebenswürdigen Freundin, Miß B—l, machte mir die größte Freude, und wird ewig, so wie die Erinnerung des Originals, in meinem Gedächtnisse leben.

Ich hatte oft Gelegenheit, in den Assembleen, welche wöchentlich bey Sir J. Banks statt haben, mich mit Hrn. Wilkins zu unterhalten, der mehrere Jahre in Indien gelebt, und sich große Kenntnisse in der Persischen Sprache erworben hat. Er ist der erste Engländer, der einige Fortschritte im Samskrit gemacht, und selbst ein Gedicht, Bhaguat Geeta betitelt, aus dieser geheimnißvollen Sprache übersetzt hat.

Eben so machte ich bey Sir J. Banks die Bekanntschaft des Sir W. Ousley, der große Kenntnisse in der Orientalischen Literatur besitzt, und durch eine seltene Beharrlichkeit sich das Persische so weit zu eigen gemacht hat, um es correct übersetzen zu können;

auch hat er eins oder zwey Werke zur Erleichterung des Studiums dieser Sprache herausgegeben. Er erzeigte mir oft die Ehre, mich zu besuchen, und es machte mir viele Freude, seine Kenntnisse zu bilden.

Noch hatte ich das Glück, meinen Freund, Hrn. R. J—n, mit dem ich mehrere Jahre lang in Indien vereinigt gewesen war, in London zu finden; auf sein Zureden geschah es, daß ich in Calcutta eine Ausgabe des Dichters Hafiz drucken ließ. Er war mein Banquier während meines Aufenthalts in England, und hatte mich ein- für allemal zu Tische gebeten, wo ich oft die Ehre hatte, in der Gesellschaft der achtungswürdigsten Männer Londons zu seyn. Es ist merkwürdig, daß ich in meinen beyden dasigen Banquiers, den HH. R. M—n und R. J—n, zwey Personen fand, welche Repräsentanten der Ostindischen Compagnie beym Hofe zu Lucknow, in schweren Zeiten, gewesen waren, und dadurch die erste Veranlassung zum Umsturz meines Glücks gaben, daß sie mich zwangen, eine Stelle unter dieser Regierung anzunehmen.

In dankbarem Andenken wird mir ewig die Gastfreundschaft und die Güte der Lady B—l und ihrer liebenswürdigen Tochter bleiben, und immer werde ich mit Freuden der köstlichen Stunden gedenken, die ich in ihrer Gesellschaft zubrachte. In meinem poetischen Werke, Mesnevy betitelt, habe ich drey Oden der Miß B—l gewidmet, wo ich jedoch nur auf eine sehr unvollkommene Art die Bewunderung ausgedrückt habe, welche mir ihre himmlischen Eigenschaften eingeflößt haben.

Von allen meinen Freunden aber ist der Obrist Symes derjenige, dessen Trennung ich am meisten beklagen werde. Dieser Mann, von der strengsten Rechtschaffenheit, hat sich lange in Indien aufgehalten. Unter der Statthalterschaft des Sir John Shore (gegenwärtig Lord Teignmouth) wurde er zum Gesandten nach Java ernannt, und benahm sich bey dieser Mission zu seiner Ehre und zum großen Vortheile der Brittischen Nation. Nach seiner Rückkehr gab er ein Werk über alle Merkwürdigkeiten dieses Landes und über die Sitten seiner Einwohner heraus, das allgemein geschätzt wird. Er war so gütig als ein Bruder gegen mich, und

diente mir als Dolmetscher, als ich die Ehre hatte, dem Könige vorgestellt zu werden. Er zeigte mir auch alle Orte, wo etwas zu lernen war, drang oft in mich, das mir nöthige Geld von ihm anzunehmen, und kam mit mir überein, zusammen nach Indien zurückzukehren, um dorten Glück und Unglück zu theilen. Er erfüllte pünktlich sein Versprechen; aber im Augenblick der Uebereinkunft wegen der Ueberfahrt auf dem Schiffe, mit welchem er abreisen wollte, bewog mich der Lord P—m, einer der Minister des Königs, mein Projekt aufzugeben, und wir trennten uns mit Thränen im Auge *).

Obgleich ich fast immer engagirt war, so brachte ich doch einen großen Theil meiner Zeit mit der Dichtkunst zu, ohne zu versäumen, alles zu sehen, was die Hauptstadt und ihre Umgebungen Merkwürdiges darbieten. Eines Tages begab ich mich, mit einigen Freunden, nach Greenwich, das ehemals die Wohnung der Könige von England war, nunmehr aber in ein Marinehospital umgewandelt ist, worin sich, wie man sagt, funfzehn hundert Invaliden befinden. Es ist dieß ein schönes Institut, das wohl verdient nachgeahmt zu werden. Es befindet sich hier eine berühmte Sternwarte, die mit den schönsten und besten astronomischen Instrumenten versehen ist, welche nur zu finden sind. Von diesem Orte berechnen die Engländer ihre Längen.

Durch die Güte eines meiner Freunde, brachte ich einen ganzen Tag in dem Hause des Doctors — zu, das acht Meilen von London liegt. Er ist berühmt durch seine Kenntnisse in der Chemie, und durch mehrere nützliche und seltene Instrumente, deren Erfinder er ist. Ich hatte das Vergnügen, ihn mehrere chemische Experimente machen zu sehen, welche mir eben so viele Wirkungen der Zauberey zu seyn schienen. Er lös'te Gold, Silber, und selbst einen Rubin, vermittelst einiger Tropfen Königswasser, auf; ließ das Feuer durchs Wasser passiren, und verwandelte das Wasser in Luft und die Luft in Wasser; er trennte die Materie verschiedener Substanzen, vereinigte sie hernach von

*) Siehe Anhang (A.).

neuem, und machte mehrere andere Sachen, welche hier zu weitläuftig zu erzählen sind, mir aber alle sehr viel Vergnügen machten.

In der Entfernung von einigen Meilen von London, ist ein sehr schöner Garten, der einzig für die Freymaurer bestimmt ist. Man erzählt viele sonderbare Dinge von dieser Sekte. Sie haben besondere Gesetze, und die Kunst, sich einander auf den ersten Blick zu erkennen, vermittelst einiger Zeichen, die nur von ihnen allein verstanden werden. Selbst die Furcht des Todes kann sie nicht dazu bringen, die Geheimnisse ihres Ordens zu verrathen.

Die einzige Erläuterung, welche man mir über diesen Gegenstand geben konnte, war, daß, als der König Salomon den Tempel von Jerusalem zu bauen unternahm, er Maurer und andere Handwerksleute aus allen Theilen der Welt, vorzüglich aber aus Europa, kommen ließ; als diese Leute nun versammelt waren, erfanden sie, stolz auf ihre Profession, und um diesen merkwürdigen Umstand zu verewigen, gewisse geheimnißvolle Ceremonien, die nur ihren Handwerksgenossen bekannt seyn sollten.

Sie haben sehr lobenswerthe Gesetze, bekümmern sich nicht um die Religion anderer, und suchen niemals sie davon abwendig zu machen. Sie geben große Almosen an die Armen, und unterstützen immer die Bedürftigen unter ihnen. Wortwechsel und Zank sind in ihren Versammlungen nicht gekannt; alle betrachten sich als Brüder.

Ich besuchte den Garten eines Abends, als der Prinz von Wallis die Loge präsidirte. Der Ort war prächtig erleuchtet, und eine Menge Personen beyderley Geschlechts fand sich daselbst ein. Man speis'te unter Bäumen, auf Tafeln, deren jede ungefähr zwanzig Personen fassen konnte, und von einem Freymaurer von hoher Würde bewacht wurde. Mehrere Gäste waren von der niedrigen Volksklasse, und da ihr Geist durch die Schönheit der Scene vor ihren Augen, oder vom Wein, erheitert war, so sprachen sie sehr vertraut mit ihrem Bruder Georg.

Meine Anwesenheit im Garten erregte die Aufmerksamkeit der Mitgäste; ich bekam von mehreren Tafeln die Einladung, sie mit meiner Gegenwart zu beehren; und da sie meine Entschuldigungen

nicht gelten ließen, so mußte ich sie nach einander begrüßen, und an jedem Tische ein volles Glas leeren; so daß ich in dieser Nacht mehr auf einmal trank, als je in meinem Leben.

Während dem Souper wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt, und die Musik des Prinzen spielte mehrere allerliebste Stücke; kurz, dieses Fest schien die Feenmährchen und die Tausend und Eine Nacht ins Daseyn zu rufen.

Mehrere Brüder drangen sehr in mich, mich zum Freymaurer aufnehmen zu lassen; da ich aber nicht vollkommen überzeugt war, daß ihre Principien mit meiner Art zu denken übereinstimmten, so bat ich sie, mich damit zu verschonen. Es gelang ihnen indessen, den Türkischen Gesandten, Effendi-Ismael, und seinen Sekretär, Effendi-Jusuf, zu bereden, ihre Regeln anzunehmen, worauf diese beyden Muselmänner in die Mysterien der Freymaurerey eingeweiht wurden.

Ich habe in dem vorhergehenden Kapitel bemerkt, daß die Engländer Liebhaber von Sammlungen seltener und merkwürdiger Dinge sind. Die Orte, wo diese Gegenstände aufbewahrt werden, sind unter dem Namen Museen bekannt. Die bedeutendste dieser Sammlungen in London ist das Brittische Museum, eine National-Anstalt, ganz auf Kosten der Regierung. Dieses Gebäude enthält nahe an hundert Säle, wovon ein jeder den Namen der Seltenheiten, die sich darin befinden, trägt. Umsonst würde man versuchen, die Gegenstände aufzuzählen, welche sie enthalten. Die ganze Natur hat daran Theil. Besonders merkwürdig waren mir zwey Hörner, jedes von der Länge eines zweyjährigen Rehes, welche aus der Stirne einer Frau, nach ihrem Tode, waren gezogen worden.

Was mich in London besonders überraschte, war ein Irländer, der Riese genannt. Er war eilf Schuh hoch, und sein Fuß anderthalb Schuh lang; die Breite seiner Hand betrug über einen Schuh; alle seine andern Glieder hatten dieselbe Proportion. Ich reichte kaum bis an seinen Gürtel, und wenn er stand, mußte er sich bücken, um nicht an die Decke anzustoßen. Dieser arme Mensch führte ein sehr trauriges Leben, weil man ihm nie erlaubte, aus

dem Hause zu gehen, aus Furcht, er möchte Weiber und Kinder in Schrecken setzen, und mußte sich allen zeigen, welche einen Schilling bezahlen wollten.

Als ich eines Tages durch Portman-Square kam, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen Haufen kleiner Knaben gezogen, welche wie Kaminfeger gekleidet waren, und singend ihren Weg verfolgten. Ich fragte nach der Ursache ihrer Freude. Man antwortete mir, vor mehreren Jahren habe Frau M—e einen ihrer Söhne verloren, der nach einiger Zeit durch Kaminfeger ihr zurückgebracht worden sey; aus Dankbarkeit gebe sie nun jährlich den Kaminfegerjungen in London ein großes Fest; und in diesem Augenblicke wären sie im Begriffe, den Jahrestag dieser glücklichen Begebenheit zu feyern.

Es machte mir vieles Vergnügen, die Privatbibliothek des Königs zu sehen, welche eine große Menge Bücher in allen Sprachen Europens enthält, die mit vieler Eleganz gebunden sind. Auch findet man darin eine Auswahl Arabischer und Persischer Handschriften. Ich sah unter andern eine Abschrift des Schah-nameh (ein heroisches Gedicht von den Eroberungen der Perser-Könige), welche früher dem Schah Jehan, Kaiser von Hindostan, gehört hatte, und worin man das Porträt dieses Kaisers und seiner berühmtesten Hofleute findet. Nach der Plünderung von Delhi kaufte der Nabob Assuf ad Dowleh dieses Buch, das er sehr schätzte. Er gab es, als einen Beweis besonderer Gunst, an Sir J. Shore, einen der letzten Gouverneurs von Bengalen, der es dem Könige anbot.

Ich hatte die Freude, in dem Hause des Hrn. D—l die Porträts mehrerer Personen zu sehen, welche ich in Indien gekannt hatte, und einige schöne Gemählde von dem Taje Mahal (Grabmal einer Kaiserin) zu Agra, und von verschiedenen andern Orten von Hindostan, die sehr getreu dargestellt waren. Da viele Engländer die Idee haben, in Indien finde man keine bemerkenswerthen Gebäude, so war es mir sehr lieb, daß Hr. D—l mich in den Stand gesetzt hatte, sie vom Gegentheil zu überzeugen.

Während meines Aufenthaltes in London hatte ich das Vergnügen, die Bekanntschaft von zwey oder drey Hindostanischen Damen zu machen, welche die Mutterliebe trieb, ihre Kinder nach Europa zu begleiten. Die ausgezeichneteste darunter war Frau D—l, welche, wie man allgemein sagt, eine junge Hindostanische Wittwe von Ansehen ist, die Hr. D—l vom Scheiterhaufen ihres ersten Mannes errettete, und sie heyrathete, nachdem sie die christliche Religion angenommen hatte. Sie ist sehr schön, und besitzt in einem so hohen Grade die Englische Sprache und Manieren, daß ich einige Zeit in ihrer Gesellschaft war, bevor ich mich überzeugte, sie sey in Indien gebohren. Diese Dame machte mich mit zwey oder drey ihrer Kinder, von funfzehn bis neunzehn Jahren, bekannt, welche vollkommen Europäern glichen.

Ich besuchte Noor Begum, welche mit dem General von B—e aus Indien gekommen war. Sie war auf Englische Art gekleidet, und zeigte vielen Anstand. Mein Besuch machte ihr viel Vergnügen; und sie beauftragte mich mit einem Briefe für ihre Mutter, die in Lucknow wohnt.

Da der General von B—e nachher für gut fand, eine junge Französische Dame zu heyrathen, so sicherte er der Begum ihr Auskommen, und gab ihr ein Haus, welches sie gegenwärtig bewohnt. Sie hatte zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, von funfzehn bis sechszehn Jahren, welche zur Zeit, da ich sie besuchte, auf der Schule waren, die Feyertage aber bey ihrer Mutter zubrachten.

Ich habe schon oben bemerkt, daß einer der Zwecke, warum ich nach England ging, war, jungen Engländern das Persische zu lehren. Da ich aber von der Regierung keine Unterstützung erhielt, und andere Mittel fand, meine Zeit angenehm zuzubringen, so entsagte ich diesem Project ganz. Doch konnte ich einem liebenswürdigen jungen Manne, Hrn. S—n, die Bitte nicht abschlagen, und versprach, ihm Unterricht zu geben, wenn er Morgens um acht Uhr zu mir kommen wollte. Da er voll Eifer war, und der Gegenstand ihm sehr gefiel, so versäumte er oft das Frühstück, um zu mir zu kommen. Gott sey Dank! meine Bemühungen hatten einen glücklichen Erfolg! Da er auf diese Art den

Meistern entgangen war, welche ihren Unterricht nur sich selbst verdanken, so erwarb er sich einen solchen Fond von Kenntnissen in den Principien dieser Sprache, und eine so vollkommene Idee von ihrer Construction und Aussprache, daß ich gar nicht zweifle, er werde sich, nach einem Aufenthalt von einigen Jahren in Indien, zu einem solchen Grad der Vollkommenheit aufschwingen, daß er alle andern Engländer in diesem Punkt übertreffen wird.

Eilftes Kapitel.

Allgemeine Beschreibung von England. Eintheilung der Ländereyen. Zustand ihrer Cultur. Wege. Beschreibung von London. Oeffentliche Plätze. Kaffeehäuser und Weinschenken. Klubs. Literarische und andere Gesellschaften. Oper- und andere Schauspiele. Orrery. Maskeraden. Routs. Oeffentliche Gebäude. Hospitäler. Bank von England. Börse. Brücken. Kanäle.

Da ich befürchten muß, dem Leser nur zu viele Langeweile schon gemacht zu haben, indem ich mich selbst zum Helden dieser Geschichte mache, so will ich diesen Gegenstand verlassen, und eine Beschreibung von London geben, mit einigen Bemerkungen über England im Allgemeinen, so wie über die Sitten und Gewohnheiten der Nation, über die Regierungsform, und über das Militär- und Seewesen.

Nach den Begriffen eines gebornen Hindus, ist England ein bergigtes Land. Sein Boden besteht aus zwey Arten Thonerde mit Steinen vermischt, und ist gleich vortheilhaft zum Anbau der Futterkräuter und des Getraides. Da die regnerische Jahrszeit hier von keiner langen Dauer ist, so ist die Erde nie zu sehr durchnäßt. Die Wurzeln der Vegetabilien finden folglich einen festen Halt, breiten sich in der Erde in einer schicklichen Weite aus, und sind daher im Stande, die hohen Stämme und die Aeste von unzähligen Bäumen zu tragen, welche dieses glückliche Clima verschönern, mit einem Worte, vortreffliche Früchte im Ueberfluß

hervorzubringen. Ich sah einen einfachen Weinstock, der in einem kleinen mit Steinplatten belegten Hofe stand, die ganze Seite des Hauses mit seinen Aesten bedeckte, und Trauben genug zum Gebrauch der ganzen Familie während der Jahrszeit trug; einige Trauben wogen an sechs Pfund.

Die Hausthiere sind alle von einer vortrefflichen Race in England, besonders die Pferde, Hunde und Ochsen. Letztere sind viel größer als in Indien, und die Kühe geben eine größere Menge Milch, woraus man wohlschmeckende Butter und Käse macht; auch ist ihr Fleisch sehr gut.

Die Engländer haben für die verschiedenen Arten Arbeiten besondere Pferde. Die, welche man zum Ziehen braucht, sind von einer Größe und Kraft, welche in andern Ländern Erstaunen erregen würden. Man bedient sich ihrer nur zum Ziehen schwerbeladener Wagen und zum Ackerbau, weil hier nicht, wie bey uns, Stiere dazu gebraucht werden. Diese Pferde können eine so schwere Last, wie die Kameele, tragen, und arbeiten Tag und Nacht. Die Reitpferde sind nicht schön, aber von großem Nutzen, und so sanft, daß ein einziger Mann deren zehne ohne Mühe an einem Halfter führen kann. Alles Land in England ist in Felder und in Parks eingetheilt, die mit Mauern oder lebendigen Hecken umgeben sind. Mehrere dieser Parks enthalten Lusthäuser, welche ländliche Wohnungen für den Adel und die Reichen abgeben, und bestehen, außer dem Hauptgebäude, aus Wohnungen für die Bedienten, Gärten, Baumpflanzungen, Fischweihern und Weiden für die Schafe und das Rothwild. Einige dieser Besitzungen werden von Flüssen bewässert, und von Wäldern umgeben, welche treffliches Bauholz liefern. Mehrere Eigenthümer halten sich das ganze Jahr auf ihren Gütern auf, und wenn Geschäfte sie nach London rufen, so miethen sie sich daselbst ein möblirtes Appartement; Reiche bringen aber selten mehr als fünf bis sechs Monate darauf zu. Gleich den Arabischen Stämmen, verlassen diese Leute im Sommer die Städte, um die frische und gesunde Landluft zu genießen, und ihre Kräfte und Gesundheit für den folgenden Winter zu erneuern.

Alle Theile dieses Landes scheinen vortrefflich angebaut, obgleich ich Ursache habe zu glauben, daß seine Bevölkerung sehr schwach ist, weil ich nur wenige Leute auf den Feldern sah. Oft war ich überrascht, daß der Feldbau hier nur so wenige Arme braucht.

Die Landstraßen sind in ganz England sehr gut, breit, und von Stein und Kies gebaut; überall, wo Schluchten oder Bäche sie durchschneiden, sind starke Brücken erbaut; so daß man in diesem Lande ohne die geringste Schwierigkeit reisen kann. Von sechs zu sechs Meilen ungefähr findet man Gasthäuser, die mit allem, was einem Reisenden nöthig ist, versehen sind. Die Dörfer gleichen den Indianischen, obgleich die Häuser, im Allgemeinen, aus Steinen und Backsteinen erbaut sind, und Schornsteine haben: die Dächer sind niedrig und mit Stoh gedeckt.

London ist die Hauptstadt des Brittischen Reichs, und ohne Zweifel die größte Stadt, die ich jemals gesehen habe. Sie besteht aus drey vereinigten Städten, und hat vier und zwanzig Meilen im Umfange; die Weiler aber, welche in den Augen des Fremden eine Fortsetzung der Stadt zu seyn scheinen, erstrecken sich mehrere Meilen weit in verschiedenen Richtungen. Jedes Jahr kommen neue Straßen zu der Stadt, deren Häuser oft schon vor ihrem vollendeten Bau verkauft oder vermiethet werden. Die Häuser sind im Ganzen aus Back-, wenige aus Quadersteinen erbaut, haben gewöhnlich vier Stockwerke, und regelmäßige Reihen von Glasfenstern. Die Dächern sind abhängig, wie Zelte, und mit Schiefersteinen oder Ziegeln gedeckt. Die innere Einrichtung und Möblirung sind wie die der Häuser in Dublin, wovon ich an seinem Orte gesprochen habe, und Straßen und Kaufladen des Nachts auf dieselbe Art erleuchtet. Die öffentlichen Plätze, wovon einige sehr groß sind, und nur von Reichen bewohnt werden, sind die größte Zierde Londons. Jeder derselben hat in der Mitte eine Art Garten, mit einem Eisengitter umgeben, wozu jeder Hauseigenthümer einen Schlüssel hat, und der zur Promenade der Weiber und Kinder dient.

Kaffeehäuser findet man in London nicht so viele, als in

Paris. Es ist aber indessen fast keine Straße, die nicht ein Gasthaus, ein Hotel garni und ein Kaffeehaus enthielte; mehrere der letztern sind prächtig. Diese Häuser sind so wohl versehen, daß in einem derselben fünf hundert Personen von Range auf einmal speisen können, wenn man nur einige Stunden vorher davon benachrichtigt. Ich speis'te oft, als Gast, in einer Weinschenke mit dem Indianischen Klub; und obgleich zu gleicher Zeit mehrere andere Gesellschaften da waren, so war doch so wenig Mangel an Aufwartung, oder Unordnung, zu bemerken, als wenn wir allein im Hause gewesen wären.

Es gibt mehrere Arten von Klubs; in einigen spielt man Karten, Schach, ꝛc.; andere bestehen nur aus Künstlern, Gelehrten, ꝛc. Um Mitglied des Indianischen Klubs zu seyn, muß man in Indien gewohnt haben. Niemand hat Zutritt in diese Gesellschaften, der nicht das Scrutinium passirt ist, oder eine besondere Einladung erhalten hat.

Die Engländer haben noch andere Gesellschaften, welche im Hause des Präsidenten gehalten werden, wo man die Gäste mit Kaffee, Thee, Sorbet ꝛc. bedient. Von dieser Art ist diejenige, welche jeden Sonntag Abend bey Sir J. Banks statt hat, wo man damit den Anfang macht, alle neuen Erfindungen zu untersuchen, und im Fall man sie fehlerhaft findet, werden sie nach dem Gutdünken der Mitglieder verbessert. Alle große Gelehrten finden sich hier ein, und unterwerfen ihre Werke dem Urtheile der Gesellschaft. Die Güte des Präsidenten verstattete mir oft, diesen gelehrten Diskussionen beyzuwohnen, welches mir sehr nützlich war.

Ich wohnte auch oft der Gesellschaft der Virtuosen bey, welche im Hause der Lady — gehalten wird, wo die schönen Stimmen der Sänger mir immer großen Genuß gewährten.

Es sind eine Oper und mehrere andere Schauspiele in London, wo jedermann der Zutritt gegen Bezahlung gestattet ist. Da diese Theater von denen wenig verschieden sind, von welchen ich, bey der Beschreibung von Dublin, gesprochen habe, so ist es unnöthig, daß ich diesen Gegenstand hier noch einmal berühre. — Man findet übrigens eine so große Menge anderer Unterhaltungen in dieser

Stadt, daß ein Fremder seine Zeit immer angenehm zubringen kann.

Ein Philosoph, Namens W—r, hat seit einiger Zeit einen der alten Theatersäle gemiethet, wo er im Sommer jeden Abend eine astronomische Maschine sehen läßt, Orrery genannt, vermittelst welcher er alle Bewegungen der Planeten und der anderen Himmelskörper sehr gut erklärt. Im Mittelpunkt einer Kuppel von sechzig Fuß Höhe, ist ein gläserner Globus aufgehängt, in welchem eine brennende Lampe sich befindet, die Sonne vorstellend, die sich in die Runde bewegt, wie ein Mühlrad um seine Achse. Der Sonne am nächsten hängt ein kleiner Globus, der den Mercur vorstellt; ein dritter nimmt die Stelle der Venus ein; ein vierter, die der Erde; ein fünfter, die des Mondes; ein sechster, die des Mars; ein siebenter, die des Jupiter, von seinen vier Trabanten begleitet; ein achter, die des Saturn mit seinen fünf Trabanten; und ein neunter die des Georgium Sidus (Uranus), eines vor kurzem entdeckten Planeten, von seinen sechs Satelliten begleitet. Alle diese Globen werden vermittelst eines Rades in Bewegung gesetzt, und stellen, auf einmal, alle Bewegungen des Sonnensystems mit so vieler Richtigkeit und Genauigkeit dar, daß man, bey deren Anblick, an dem Vorzug, was sage ich? an der Unfehlbarkeit des Copernicanischen Systems nicht zweifeln kann. Ich war so zufrieden mit der Neuheit des Schauspiels, und dem Unterrichte, den es mir gewährte, daß ich mich nicht enthalten konnte, es noch mehreremal zu sehen.

Die Engländer haben ein sehr sonderbares Amüsement, das sie Maskerade nennen. In diesen Versammlungen, welche aus mehreren hundert Personen beyderley Geschlechts bestehen, hat jeder einen kleinen Schleier, oder eine aus Pappendeckel verfertigte Maske vor dem Gesicht, und jedermann kleidet sich auf seine Weise. Viele stellen Türken, Perser, Indier und andere fremde Völker vor; der größte Theil aber verkleidet sich als Handwerksleute oder Künstler; alle ahmen diese Trachten mit der größten Genauigkeit nach. Da sie auf diese Art einander unbekannt sind,

so sprechen sie mit vieler Freymüthigkeit, und suchen ihren Geist durch Witz und Bonmots zu zeigen.

Andere öffentliche Vergnügungen sind unter dem Namen Bälle bekannt, wo es auf Tanz und Souper abgesehen ist; die Zahl dieser Feste, von Privatpersonen gegeben, ist aber so groß, das die wenig besucht werden, wozu der Eintritt gegen Bezahlung den Leuten offen steht.

Eines Tages empfing ich von einer Dame eine Einladungskarte, worauf nur diese Worte standen: „Frau — — wird am Abend des — — zu Hause seyn.“ Ich glaubte Anfangs, man wolle mir ein besonderes Rendezvous geben; erfuhr aber von einem Freunde, den ich darüber befragte, daß die fragliche Dame auf den bezeichneten Abend ein Rout gebe, d. h. eine sehr zahlreiche Gesellschaft, ohne irgend einen besondern Zweck, wo die Wirthin keine Zeit habe, jeden der Gäste nach seinem Befinden zu fragen; die Bedienten gäben aber mit Verschwendung Thee, Kaffee, Eis, ꝛc. herum, worauf man sich wieder entferne, um andern Platz zu machen. In der Folge habe ich oft diese Routs besucht, wo drey bis vierhundert Personen in Einer Nacht sich einfanden.

Es gibt in London eine beträchtliche Zahl öffentlicher Gebäude, deren Beschreibung einen Band füllen würde. Sie sind, im Allgemeinen, aus Steinen erbaut, und einige groß und solid. Die vorzüglichsten sind: Die Westmünster-Abtey, welche die Gräber der Könige enthält; die Hauptkirche zu St. Paul, das Findelhaus, das Gebährhaus, und die Hospitäler zu Greenwich und Chelsea für die Invaliden der Land- und Seetruppen. Auch mehrere Collegien, dem zu Oxford ähnlich, befinden sich hier, und eine große Anzahl Schulen, deren jede vier bis fünfhundert Schüler enthält. Diese Schulen werden nur durch Subscriptionen und wohlthätige Schenkungen unterhalten.

Bey den Engländern besteht die Barmherzigkeit nicht darin, einem Bettler, einem unglücklichen Dichter, einem hungerigen Musikanten eine Kleinigkeit zu geben. Sie haben einen Widerwillen gegen diese Leute, und jeder von ihnen würde seine Mühe verlieren, der einem Wagen mehrere Meilen weit folgte.

Die Almosen werden hier auf öffentliche Anstalten verwendet: in jedem Pfarrsprengel ist ein Armenhaus, wo sie wohnen und genährt werden. Wenn durch irgend einen Zufall, eine Familie in Dürftigkeit geräth, so braucht sie nur die Verwalter des Pfarrsprengels mit ihrer Lage bekannt zu machen, um die nöthige Hülfe zu erhalten.

Diese Wohlthätigkeitsanstalten werden von dem Ertrag einer Taxe unterhalten, welche jede Haushaltung an das Kirchspiel zahlt, und man hat berechnet, daß ihre Einkünfte sich auf drey Croren Rupien (zwey und siebenzig Millionen Franken) belaufen. Ungeachtet dieser ungeheuern Summe, sah ich doch noch eine Menge Bettler in London; man sagte mir aber, es seyen faule Taugenichtse, welche diese Lebensart einem ruhigen Aufenthalte vorzögen.

In London befinden sich mehrere hundert Banquiers, welche bedeutende Geschäfte nach allen Theilen der Welt machen. Das Haus aber, welches alle andere bey weitem übertrifft, heißt die Bank von England. Es ist ein weitläuftiges Gebäude, mit beynahe zwey hundert Sälen, wovon ein jeder zu einer besondern Verhandlung bestimmt ist. Der Interessenten dieser Bank sind eine große Menge; sie bilden eine Gesellschaft, nach Art der Ostindischen Compagnie, deren Geschäfte von einer gewissen Anzahl Directoren geleitet werden. In dieser Bank liegen alle öffentliche Gelder und der ganze Schatz der Nation. Man versichert, sie enthalte nicht weniger als hundert Millionen Pfund Sterling (zwey Milliarden vier hundert Millionen Franken) sowohl in gemünztem Gold und Silber, als in Stangen. Der Gewinn dieser Gesellschaft muß ungeheuer seyn; selten zahlt sie in Münze, weil ihre Billets, die keine Zinsen tragen, in ganz England wie baares Geld passiren.

Der Bank gegenüber ist ein anderes öffentliches Gebäude, die Börse genannt, wo alle Negocianten und Kaufleute der Stadt ihre Geschäfte verhandeln, und wo man täglich sowohl commercielle als politische Nachrichten aus allen Theilen der Welt hat.

Ich habe schon gesagt, daß London aus drey Städten besteht, Westmünster, die Cité und der Tower (Burg) genannt. Letztere

liegt auf dem mittäglichen Ufer der Themse, und hängt mit den beyden andern durch drey steinerne Brücken zusammen, welche eine viertel bis eine halbe Meile lang sind. Weiter unten am Fluß ist eine Gegend, Gravesand genannt, wo man jetzt eine ganz besondere Brücke baut, wenn man anders ihr diesen Namen geben kann. Es ist dieß eine eiserne Röhre, welche, unter der Erde, von einer Seite des Flusses auf die andere gehen soll. Sie ist folglich ganz dunkel, wird aber durch Lampen erleuchtet werden, so daß Wagen und Pferde sie zu jeder Stunde passiren können, während die größten Schiffe mit vollen Segeln über ihren Kopf hinweg gehen. Meiner Meinung nach eine der kühnsten Unternehmungen, die je begonnen wurden, und, wenn sie gelingt, das erstaunlichste Werk, was je die Kunst in England ausgeführt hat.

Aller fremde Handel geschieht in London auf der Themse; es gibt aber auch mehrere Kanäle, welche mit den Flüssen in allen Theilen des Königreichs zusammenhängen, um den innern Handel zu erleichtern. Da durch den Transport der Waaren auf diesen Kanälen die Fracht um zwey Drittel wohlfeiler kommt, als die Landfracht betragen würde, so können die Kaufleute zu einem niedrigern Preiß verkaufen.

Zwölftes Kapitel.

Von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in England. Nützlichkeit der Buchdruckerkunst. Zeitungen. Leichtigkeit zu reisen. Preiß der Lebensmittel. Treibhäuser. Vortrefflichkeit der Englischen Marine. Woolwich. Beschreibung der Werften; der Eisengießereyen; der Englischen Armee. Große Truppen-Revue zu Windsor. Der Tower von London.

Von allen Erfindungen der Europäer, deren Nützlichkeit den Asiaten nicht sogleich einleuchtet, ist unstreitig die Buchdruckerkunst die bewunderungswürdigste. Durch sie können tausende von Exemplarien wissenschaftlicher, moralischer, politischer und religiöser

Bayerische Staatsbibliothek München

Werke in kurzer Zeit unter dem Volke verbreitet, und die Producte der berühmtesten Schriftsteller auf die Nachwelt gebracht werden, ohne mit den Fehlern und Unvollkommenheiten überladen zu seyn, welche sich in die Manuscripte einschleichen. Dieser Kunst verdanken die Engländer ihre Neuigkeits-Blätter, ohne welche das Leben ihnen unerträglich scheinen würde. Diese Blätter sind in Jedermanns Händen, vom Prinzen bis zum Bettler. Sie werden täglich gedruckt, und jeden Morgen in die Wohnungen der Wohlhabenden getragen; diejenigen, welche sich nicht darauf abonniren können, lesen sie in den Kaffee- oder andern öffentlichen Häusern. Sie enthalten die Erzählung alles dessen, was sich in England und im Auslande zuträgt; Land- und See-Treffen; die Debatten der beyden Parlements-Kammern; den Zustand der Cultur; den Preiß der Lebensmittel; die Geburt und den Tod vornehmer Personen; die Anzeige der Stücke, welche auf den verschiedenen Theatern gegeben, und der Acteurs, die darin spielen werden.

Kurze Zeit nach meiner Ankunft in London, gab man im Vauxhall ein Fest, dessen Einnahme zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt war. Vor dem Anfang ließen mich die Directoren höflich ersuchen, sie mit meiner Gegenwart beehren zu wollen; da aber diese Gefälligkeit von meiner Seite der Unternehmung, wie sie hofften, von großem Vortheil seyn mußte, so baten sie mich, sie zu entschuldigen, wenn sie von mir das Eintrittsgeld nicht annähmen. Gern habe ich jederzeit zur öffentlichen Wohlthätigkeit beygetragen: auch hier war ich dazu bereit. Es wurde demnach unverzüglich durch die Journale bekannt gemacht, Prinz Mirza Abu Taleb werde an dem bestimmten Tage die Gärten mit seiner Gegenwart beehren. Da der Vauxhall auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses ist, in welchem Theile der Stadt man mich noch nie gesehen hatte, so versammelte sich eine größere Menge Volks als je, und nur mit Mühe konnte ich mir einen freyen Weg bahnen. Die Zeitungen ermangelten auch niemals, jedesmal davon Nachricht zu geben, wenn ich einem der Prinzen oder Staats-Minister meine Aufwartung gemacht hatte; und in allen diesen

Anzeigen beehrte man mich mit dem Namen des Persischen Prinzen. Ich kann jedoch versichern, daß ich nie diesen Titel angenommen habe. Da ich aber unter dieser Benennung besser bekannt war, als unter meinem wahren Namen, so hielt ich es für unnütz, mich darüber mit meinen Pathen zu streiten.

Es gibt wohl kein Land in der Welt, wo leichter zu reisen sey, als England. Reiche Leute, welche sich dazu ihrer eigenen Wagen bedienen, empfinden nicht die geringste Beschwerde; und Privatpersonen, welche Eile haben, können mit dem Felleisen reisen, sind wohl verwahrt gegen die Witterung, und legen in sieben bis acht Tagen an die tausend Meilen zurück, sicher, zu den schicklichen Stunden ein gutes Frühstück und Mittagsessen zu finden. Obgleich diese Wagen in Frankreich und in den übrigen Theilen von Europa gleichfalls bekannt sind, so muß man doch gestehen, daß es kein Land gibt, wo man mehr Sorge für die Reisenden trägt, als England. Ich habe in Irland von dem Stoßen der Wagen viel gelitten, welches ich der Nachläßigkeit der Kutscher zuschrieb; nachdem ich aber in Frankreich die Art zu reisen versucht hatte, überzeugte ich mich, daß meine Klagen sehr ungegründet waren. In der Folge werde ich dieß näher erklären.

Die Lebensart ist in England sehr theuer, und ein guter Appetit ein wahres Unglück für einen armen Teufel. Man kann sich einen Begriff von der Theurung der Lebensmittel machen, nach dem Preiß einiger Artikel der ersten Nothwendigkeit. Das Fleisch aller Art kostet, im Mittelpreiße, sieben und einen halben Sous (ungefähr sechs und zwanzig Kreuzer) das Pfund; ein Brod von vier Pfund funfzehn Sous (vier und vierzig Kreuzer); das Bier, Porter genannt, fünf Sous (ungefähr vierzehn Kreuzer) das Quart (halbe Maas). Der Preiß der Gemüse und Früchte verändert sich nach der Jahrszeit.

Die Produkte der Treibhäuser liefern den Engländern einen der größten Genüsse. In dieser Art von Gebäuden cultiviren sie Vegetabilien und Früchte während der kältesten Jahrszeit; die Tafeln der Reichen sind mit Ananas, Melonen und anderen Früchten der heißen Zonen bedeckt. Sie übertreffen uns in diesem

Stücke; denn keinem Kaiser von Hindostan ist es noch gelungen, trotz seiner ausgedehnten Macht, auf seinen weitläuftigen Gütern einen Stachelbeerstrauch oder einen Kirschbaum, welches beydes die gemeinsten Früchte in Europa sind, gedeihen zu machen *).

Die große Vollkommenheit, zu welcher die Engländer ihre Marine zu bringen gewußt haben, ist ohne Zweifel die Hauptursache ihres Glücks und ihres Reichthums. Es ist unmöglich, die Kunst zu beschreiben, mit der sie ihre Schiffe bauen, und ihre Sorgfalt für die Gesundheit und gute Ordnung der Schiffsmannschaft.

Im J. 1801 war die Zahl der Schiffe der königlichen Marine acht hundert und drey, deren jedes von sechszehn bis hundert Kanonen trug. Die Zahl ihrer Handelsschiffe ist unbekannt.

Der Seedienst wird nicht allein für ehrenvoll, sondern auch für sehr einträglich gehalten, weil alle dem Feinde genommene Schiffe, es sey nun durch eine Flotte, oder durch ein einziges Schiff, das Eigenthum derjenigen werden, welche den Fang gemacht haben. Der einzige Vorbehalt ist, daß der König das Recht hat, wenn das genommene Schiff, oder die Kanonen auf demselben, zum Dienste der königlichen Marine für tauglich erachtet werden, zu einem billigen Preise die Acquisition davon zu machen.

Es gibt in England mehrere Werfte für die königliche Marine, sowohl zum Bau als zum Ausbessern und Kielholen der Schiffe. Die zwey größten sind die von Portsmouth und Woolwich, wovon erstere auch ein berühmter Seehafen ist, der den Flotten zum Sammelplatz dient, bevor sie zu einer Expedition auslaufen. Da dieser Ort von London weit entfernt ist, so begab ich mich nicht dahin; die Gefälligkeit meines Freundes aber, des Obersten P—h, machte mirs möglich, in Woolwich alles Merkwürdige genau besichtigen zu können. Ich sah dort mehrere große Schiffe auf dem Werfte, und ungeheuere Magazine von Holz, Eisen, Segeltuch, ꝛc. Meine Aufmerksamkeit fesselte besonders die Art, Kugeln und Bomben zu gießen, die Kanonen zu bohren, indem

*) Der Verfasser läßt hier die Beschreibung eines Treibhauses folgen, welche wir weglassen zu müssen geglaubt haben.

man ihnen zu gleicher Zeit ihre Form gab, durch die Bewegung eines Rades, das eine alte Frau oder ein Kind mit Leichtigkeit in Schwung setzen kann.

Hier noch die Bemerkung, daß man wohl annehmen kann, daß die Hälfte des Englischen Volks beym Seewesen gebraucht wird, und daß die andere Hälfte auf die eine oder die andere Art damit zusammenhängt.

Die Brittische Armee besteht aus Cavalerie, Infanterie und Artillerie, und ist zahlreich und gut disciplinirt; da sie aber im ganzen Reiche vertheilt ist, so sind selten über fünf und zwanzig tausend Mann beysammen, und selbst dieses nur, wenn der König oder ein Obergeneral sie die Revue will passiren lassen.

Ich hatte das Vergnügen, einer solchen Revue beyzuwohnen, fand aber viele Schwierigkeit, einen guten Stand zu wählen. Alle Truppen in der Nachbarschaft von London, fünf und zwanzig tausend an der Zahl, erhielten Ordre, sich nach Windsor zu begeben, um von Sr. Majestät besichtigt zu werden. Wir reis'ten, Hr. C—e und ich, den Tag vorher von London ab, und kamen am Abend desselben Tages bey guter Zeit in Windsor an, fanden aber in den Gasthäusern kein Unterkommen mehr, da die Stadt mit Fremden überschwemmt war. Umsonst boten wir in einem Bürgershause sechs Guineen für zwey Betten: man konnte sie uns nicht geben. Traurig promenirten wir eine Zeitlang in der Stadt, als mein Freund sich erinnerte, einen Schulmeister zu kennen, der in der Nachbarschaft wohnte. Wir begaben uns dahin, und kamen glücklicherweise in dem Augenblicke an, wo man zu Nacht speisen wollte. Dieser wackere Mann empfing uns auf das herzlichste, und beherbergte uns liebreich, indem er vier seiner Schüler in zwey Betten schlafen ließ.

Den andern Tag, nach dem Frühstücke, begaben wir uns zu Pferde auf die Parade, wo wir einen großen Zusammenfluß von Menschen fanden. Ich kann kühn sagen, daß fünf tausend Wagen da waren, alle bis an die Decke mit schönen geputzten Weibern angefüllt. Während meines ganzen Aufenthaltes in Europa habe ich nie so viele Schönheiten beysammen gesehen.

Die Truppen waren so gestellt, daß sie einen Cirkel bildeten, in dessen Mitte sich der König zu Pferde befand, umgeben von den Prinzen und Generälen. Se. Majestät wurde zuerst durch Abfeuerung der Kanonen einer jeden Brigade begrüßt, dann durch eine Generalsalve der Infanterie. Hierauf bildeten sich die Truppen, und defilirten in starken Abtheilungen vor dem Herzoge von York. Ich war glücklich genug, mich in der Nähe Sr. K. H. zu befinden, welcher gegenüber die Musik des dritten Garde-Regiments postirt war, welche Märsche und andere Stücke spielte. Es war beynahe vier Uhr, bevor die Truppen vor dem Obergeneral passirt waren, daher wir uns, nach geendigter Revue, auf das schnellste auf den Rückweg nach London machen mußten, weil wir unterwegs weder übernachten, noch unserm Freunde, dem Schulmeister, noch einmal beschwerlich fallen wollten.

Was, meiner Meinung nach, von London und seinen Umgebungen zuerst gesehen zu werden verdient, ist eine kleine Festung, gewöhnlich der Tower genannt, deren ganzes Innere ich, durch die Verwendung meines Freundes, des Obersten B—t, zu sehen die Erlaubniß bekam. Beym Eintritt führte man mich zuerst in die königliche Menagerie, wo man mir Löwen, Tiger, Panther und andere, meistens aus Afrika gebrachte, wilde Thiere zeigte, deren Namen ich aber nie gehört hatte. Wir begaben uns hierauf in die Schatzkammer, und man zeigte mir die Krone, den Scepter und alle Kleinodien, welche bey der Krönung des Königs und der Königin gebraucht werden; unter diesen Kleinodien befindet sich ein Rubin und ein Smaragd, wovon jeder zehn Lak Rupien (dreißig Millionen Franken) gekostet hatte, nebst einer Menge Diamanten und anderer kostbaren Steine. Während der ganzen Dauer dieser Besichtigung, hielt man uns im Saal eingeschlossen, obgleich alle diese Kostbarkeiten sich unter Gläsern befanden, die mit eisernen Gittern umgeben waren. Nachdem wir hier fertig waren, führte man uns ins Arsenal, in dessen Hofe eine unendliche Menge Kanonen jeden Calibers liegen. Der Saal, welcher unter diesem Zeughause sich befindet, ist wohl eine Viertelmeile lang, und enthält, wie man sagt, Zäume, Sättel, Geschirr und andere

Equipirungsstücke für sechzig tausend Cavalerie- oder Artillerie-Pferde. Das Arsenal ist sieben hundert Fuß lang. Es sind darin auf eine künstliche Art Flinten, Bajonette, Hellebarden, Säbel und Pistolen aufgethürmt, um hundert und zwanzig tausend Mann unter die Waffen zu bringen. An dem einen Ende dieses Saals ist ein Gemach, worin sich die Statuen von achtzehn Königen Englands zu Pferde, mit allen Waffenstücken, die sie gewöhnlich trugen, befinden; wirklich sehn sie aus, als wenn sie eben in die Schlacht ziehen wollten. Jeder ist von seinem Stallmeister begleitet.

Die Rüstungen, welche hier aufbewahrt werden, sind sehr alt, und nicht, wie die Hindostanischen, aus Ringen gemacht, sondern jedes Glied ist mit einer besondern Eisenplatte bedeckt, so daß die ganze Rüstung den Körper so genau umgibt, wie ein gewöhnliches Kleid. Es ist auch eine Maske (Visir) daran, welche das Gesicht bedeckt, und eiserne Handschuhe, die der Hand so gut angepaßt sind, daß sie nicht am Schreiben hindern. Man versichert, daß vor Alters die Könige den ganzen Tag auf diese Art gepanzert gewesen wären, und die Rüstung nur im Bette ablegten.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Mechanik ist in England sehr geschätzt. Verschiedener Gebrauch derselben. Mühlen. Gießereyen. Dampfmaschinen. Hydraulische Maschinen. Kupferstecherkunst. Manufacturen. Englische Manufacturwaaren. Illumination bey Verkündigung des Friedens. Character der Londner Kaufleute.

Durch Hülfe der Mechanik werden in England die Arbeiten sehr erleichtert. Es ist unmöglich, die Art zu beschreiben, wie man sie anwendet, und den verschiedenen Gebrauch, wozu sie dient. Ich werde indessen einige Beyspiele anführen, damit man sich

wenigstens einen allgemeinen Begriff davon machen kann. Die Engländer sind so sehr an diese Wissenschaft gefesselt, daß sie oft viel Geld damit verschwenden, und ihre Versuche zwey oder dreymal von vorne wieder anfangen, um ihren Maschinen die nöthige Vollkommenheit zu geben. Die Franzosen hingegen, obgleich gute Mathematiker, begnügen sich mit der Arbeit ihrer Hände, wenn sie auf Schwierigkeiten in der Ausführung ihrer Projekte stoßen.

Die erste und einfachste aller dieser Maschinen, ist diejenige, welche zum Mahlen des Getraides dient. Es gibt davon zwey Arten: die Wind- und die Wassermühlen, welche beyde in einigen Theilen Indiens bekannt sind. Die einzigen Handmühlen, deren man sich in London bedient, sind kleine Maschinen, welche nur zum Mahlen des Kaffee's und Pfeffers gebraucht werden können. Ich glaube indessen, daß unsre Handmühlen bey den Armeen von großem Nutzen seyn könnten; denn es geschieht oft, daß ausgehungerte Truppen Weizen-Magazine hinwegnehmen, ohne die Frucht in Mehl verwandeln zu können. Man könnte sie auch alsdann mit eisernen Platten versehen, um Brod zu backen.

Eine andere Art Arbeit ist die der Eisengiessereyen, deren große Räder auf eine sinnreiche Art durch Dampf in Bewegung gesetzt werden. In diesen Werkstätten werden die Kanonen gegossen, die Anker gearbeitet, und überhaupt alle andern großen Arbeiten ausgeführt, wozu der Arm des Menschen nicht hinreicht, der nicht einmal den Amboshammer aufheben kann.

Mit Hülfe solcher Maschinen gelangt man dahin, Kupfer- oder Bleyblättern jede beliebige Ausdehnung zu geben; und da man in diesem Lande die Kunst nicht besitzt, mit Kalk einen Kitt zu verfertigen, der dem Wasser widersteht, so werden alle Plate-Formen mit Bley gedeckt. Ich sah Gebäude von sechzig Fuß im Quadrat, welche mit diesem Metall bekleidet waren.

Die Nadel-Manufacturen erregten mein Erstaunen. Man wirft einen Ring Eisendrath in ein Rad, das ihn, beym ersten Umdrehen, am entgegengesetzten Ende wieder herausbringt, in Stückchen von der schicklichen Länge zerschnitten. Diese Drath-

stückchen empfängt ein Kind in einen hölzernen Napf, und überliefert sie einer Person, deren Geschäft ist, Löcher hinein zu machen und die Spitze zu bilden; welches beydes in dem möglichst kürzesten Zeitraum geschieht.

Wenn die Fabrikation der Nadeln mich überraschte, so war dieß noch mehr bey der Spinnmaschine der Fall. Die Bewegung eines großen Rades setzt hundert andere in Thätigkeit, die zugleich einige tausend Fäden von gehöriger Feinheit spinnen, um daraus den schönsten Musselin machen zu können. Nur wenige Weiber und Kinder sind nöthig, um auf die Maschine acht zu geben, das heißt, um die abgebrochenen Fäden wieder anzuknüpfen, oder um frische Baumwolle aufzuthun. Man muß indessen gestehen, daß die aus diesem Garn verfertigten Tücher den Indianischen nicht gleich kommen. Sie sind nicht so dauerhaft und waschen sich nicht so gut; welches vielleicht daher kommt, weil der Faden zu stark gedreht ist. Die Seil- und Eisendrath-Manufacturen sind gleichfalls sehenswerth. Man hat mich versichert, daß man diesen beyden Stoffen nöthigenfalls eine Ausdehnung von zwanzig Meilen geben könne, ohne daß der geringste Bruch zu bemerken wäre.

Ich begleitete eines Tages meinen Freund, Hrn. K—y, in seine Porter-Brauerey, die von ungeheuerm Umfange ist, und mehrere tausend Tonnen dieses Biers enthält. Seine Dampfmaschinen, um das Wasser herauf zu ziehen, sind von der größten Art; und er versicherte mich, daß er ohne diese Maschinen genöthigt wäre, beständig funfzig Pferde zu unterhalten, wovon er die Kosten und der dazu nöthigen Stallknechte auf den Preiß seines Porters, des Lieblingsgetränks der Londoner, schlagen müßte, welches ihn so sehr erhöhen würde, daß ein Aufstand zu befürchten wäre.

Die Engländer sind berühmt in der Fabrikation von allen Sorten Papieren. Man hat mir gesagt, sie wären im Stande, Bogen von sechzig Quadratschuh zu machen. Während meines Aufenthalts unter ihnen fanden sie das Mittel, sehr schönes Papier aus gewöhnlichem Stroh zu verfertigen.

Die hydraulische Maschine, welche der Stadt London Wasser liefert, ist ein erstaunenswürdiges Werk. Sie leitet die hinreichende Quantität Wasser aus der Themse in einen weiten Behälter, der beständig angefüllt ist, aus welchem es in bleiernen Röhren durch die ganze Stadt und selbst bis in die vierte Etage der Häuser geführt wird, welches für die Einwohner sehr nützlich und angenehm ist. Außer diesem Wasserwerke ist jeder öffentliche Platz noch mit einer Maschine versehen, die man Pumpe nennt, woraus das Wasser nach einem leichten Zug mit der Hand springt: eine sehr einfache Erfindung, die unsern Brunnen bey weitem vorzuziehen ist.

Sie haben Maschinen zum Auspressen des Oels aus dem Samen, und andere um das Getraide zu dreschen und zu reinigen. Mit einem Worte, die Engländer treiben ihre Leidenschaft für die Mechanik so weit, daß sie sie in der Küche anwenden, wo eine complicirte Maschine in Bewegung gesetzt wird, um ein Huhn zu braten. Ich habe gehört, daß man vor einiger Zeit ein Instrument erfunden habe, um das Fleisch zu hacken, und ein anderes zum Zerschneiden der Zwiebeln. Die Engländer, welche von Natur ungeduldig sind, können sich mit diesen kleinlichen und langweiligen Arbeiten nicht befassen; überdieß kostet die Unterhaltung des Gesindes achtmal mehr als in Indien.

Da die Buchdruckerkunst in Calcutta gekannt ist, so werde ich hier nur weniges darüber sagen. Von einer andern Wissenschaft aber, welche jener sehr nahe kommt, unter dem Namen Kupferstecherkunst bekannt ist, und in Europa häufig ausgeübt wird, will ich euch einen Begriff zu geben suchen. Diese Kunst hängt von der Mahlerey ab; durch ihre Hülfe kann man nach Gefallen die Copien eines Gemähldes vervielfältigen, obgleich im Allgemeinen nach einem kleinern Maßstabe. Zu dem Ende versieht man sich mit einer Kupferplatte von der erforderlichen Größe, auf welche man zuerst eine dünne Lage Wachs, oder eine ähnliche Substanz, aufträgt. Auf diese Lage werden die Umrisse des Gemähldes mit Bleystift gezeichnet, worauf sich der Kupferstecher mehrerer scharfen eisernen Instrumente bedient, um durch das Wachs in das Kupfer zu schneiden, welches er auch mit Scheidewasser bewerk-

stelligen kann (weil die mit einer in diesen Liquor getauchten Feder gemachten Striche in das Metall einfressen): hierauf wird das Ganze vom Kupferstecher vollendet, der folglich viele Kenntnisse in der Mahlerey besitzen muß. Wenn die Platte fertig ist, so werden Abdrücke davon gemacht, ungefähr auf dieselbe Art, wie man Bücher druckt. Sollen die Abdrücke colorirt werden, so gebraucht man dazu Weiber und Kinder, um einen sehr billigen Lohn. Die colorirten Kupfer gleichen sehr den Gemählden. Auf diesem Wege kann man für Eine Guinee die Copie eines Gemähldes erhalten, daß deren hundert kosten würde.

Wenn man in England in eine dieser großen Manufakturen tritt, so ist der Geist Anfangs wie betäubt durch die Menge und Verschiedenheit der Gegenstände, die man darin erblickt; ist man aber von seiner ersten Ueberraschung zurückgekommen, und hat mit Besonnenheit alles genau untersucht, so erscheint jedes Einzelne mit so vieler Regelmäßigkeit und Ordnung eingerichtet und geleitet, daß man versucht wird, zu glauben, daß der beschränkteste Kopf das Ganze leicht überblicken und dirigiren könne. Was eine Zusammensetzung von Kräften und Einheiten erfordert, wird durch Maschinen ausgeführt. Wenn das bloße Gesicht nicht zureicht, bedient man sich Gläser, welche die Gegenstände vergrößern, und wenn die Berechnung aller Theile, die Sicherung der Einheit der Handlung, eine angestrengte Aufmerksamkeit nöthig machen, so bedient man sich auf eine so glückliche Art der Mithülfe einer Menge Künstler für die verschiedenen Theile des Werkes, daß das Ganze keine große Anstrengung des Geistes erfordert zu haben scheint. So werden bey allen Arten Uhren die Räder, die Ketten die Federn, ꝛc. von verschiedenen Arbeitern gemacht; und nur eine kunsterfahrne Person wird erfordert, um alle diese Theile gehörig zu vereinigen.

Die Manufakturen, in welchen die Engländer die übrigen Europäischen Nationen übertreffen, sind Messerarbeiten und alle Arten Stahl- und Eisenwaaren; die Kunstschreinerey in allen Sorten kostbaren Holzes; die Gerberey jeder Art; die Uhrmacherkunst; die Fabrikation verschiedener Arten Atlaß und Seidenzeuge; Glas-

Arbeiten aller Art; die Waffenarbeiten und die Mahlerey. Alle diese Artikel werden in die vier Theile der Welt verschickt.

Die Magazine der Waffenschmiede in London sind besonders sehenswerth, weil sie manches Merkwürdige enthalten. Man hat mir eine neue Art von Flinten-Schloßblech gezeigt, welches das Pulver vor aller Feuchtigkeit bewahrt, auch selbst wenn es eine Zeitlang dem Wasser ausgesetzt wäre, und man versicherte mich, es sey möglich, das Gewehr in der Tiefe eines Flusses abzufeuern.

Es ist der Gebrauch in London, die Stadt an den Geburtstagen des Königs und der Königin, bey der Nachricht eines großen Siegs, und bey der Verkündigung des Friedens zu illuminiren. Obgleich ich nun sehr viele Illuminationen in Hindostan sah, und mich zur Zeit der Heyrath des Vizier Aly, Adoptiv-Sohns des letzten Nabobs, in Lucknow befand, wo man eine Festung von fünf Meilen im Umfange aus Bambusrohr, mit Bastionen, Thürmen und Thoren versehen, erbaute, welche des Nachts durch Lampen erleuchtet wurde, zu deren Anzündung zwanzig tausend Mann erfordert wurden: so muß ich doch gestehen, daß, nach meinem Urtheile, so viele Einförmigkeit und Geschmacklosigkeit in diesem Schauspiele war, daß es mit den Illuminationen in London nicht verglichen werden kann.

Die Unbeständigkeit der Witterung nöthigt in London, die Lampen in Gläser zu setzen, wovon einige mit einem Diamanten geschnitten, andere buntfarbig sind. Man befestigt sie mit Nägeln an die Mauern der Häusern, oder an Decorationen von verschiedener Form. So sah ich den König und die Königin auf dem Throne sitzend vorgestellt, mit ihren Kronen auf dem Haupte.

Die Londoner Kaufleute erhalten, im Allgemeinen, eine gewisse Erziehung, und unterscheiden sich weder in ihrem Betragen, noch in ihrer Kleidung, vom Adel; sie sind immer höflich und artig, wenn man ihnen auch noch so viele unnütze Mühe macht, und nichts von ihnen kauft. Sie lassen die geringsten Kleinigkeiten dem Käufer ins Haus bringen, sey es auch von einem Ende der Stadt bis zum andern, und creditiren oft Leuten zwey bis drey Monate lang, die sie kaum kennen, welches sie häufigen Verlusten aussetzt.

Vierzehntes Kapitel.

Lebensart der Engländer. Tag- und Nacht-Länge in England. Die Theilung der Geschäfte unter beyde Geschlechter. Gesetze über die Frauen-Freyheit der niedern Volksklasse. Anekdoten vom Prinz von Wallis und vom Gouverneur Hastings. Gesinde. Freyheit der obern Klasse. Zweykampf. Erziehung.

Ich will nun versuchen, einen Begriff von der Lebensart der Engländer zu geben. Die Mittelclasse theilt ihren Tag folgendermaßen ein: Zwischen acht und neun Uhr stehn sie auf; zum Anzug brauchen sie Eine Stunde; hierauf frühstücken sie, was ihnen eine andere Stunde nimmt; von dieser Zeit an bis fünf Uhr Abends besorgen sie ihre Geschäfte, oder gehn oder reiten spazieren. Um sechs Uhr speisen sie zu Mittag; sind Gäste da, so bleiben die Männer bis neun Uhr an Tafel, worauf sie sich zu den Damen begeben, um Thee oder Kaffee zu nehmen. Nach diesem wird Karten gespielt oder musicirt bis eilf Uhr, wo jeder sich zurückzieht.

Die Unverheyratheten gehen oft nach dem Mittagsessen ins Theater, oder an andere öffentliche Oerter, wo sie bis spät in die Nacht bleiben. Andere frequentiren die Spielhäuser, die sie oft erst am Morgen wieder verlassen. Das gemeine Volk steht früher auf, und geht früher schlafen. Der Adel aber und die Reichen verlassen selten das Frühstück vor Ein oder zwey Uhr Nachmittags, und gehn nie früher als Morgens um diese Zeit schlafen.

Was ich hier von der Eintheilung der Zeit gesagt habe, ist als eine allgemeine Regel zu betrachten, welche blos durch die ungleiche Länge der Tage und Nächte in England Veränderungen erleidet. So geht die Sonne im Winter erst nach acht Uhr auf, und geht bald nach drey Uhr unter; da dieß nun der Morgen- und Abenddämmerung zwey Stunden gibt, so ist der Tag höchstens neun Stunden lang, die Nacht hingegen funfzehn; in der

Mitte des Sommers aber erscheint die Sonne um vier Uhr, und geht um neun Uhr unter, mit einer dreystündigen Dämmerung, so daß die Nacht alsdann nur ungefähr vier Stunden lang ist. In dem nördlichen Theile der Insel ist, wie man mir sagte, im tiefsten Sommer fast gar keine Nacht, denn in den Paar Stunden, welche die Sonne unter dem Horizonte bleibt, ist eine Dämmerung, bey welcher man lesen kann; im Winter aber sind die Nächte daselbst achtzehn Stunden lang.

Der kürzeste Tag in England ist ungefähr der 21. December. Von da an bis zum 21. März nehmen die Tage nach und nach zu; am 21. März ist Tag- und Nachtgleiche. Die Tage fahren fort zu wachsen von jenem Tag an bis zum 21. Juni, worauf sie bis zum 21. September abnehmen, wo Tag und Nacht gleich sind; und diese Abnahme dauert bis zum 21. December.

Die Engländer lieben im Allgemeinen die sehr gewürzten Speisen nicht, und ihre Tafeln sind gewöhnlich nur mit gebratenem oder gekochtem Fleische besetzt. Die Reichen und der Adel aber bedecken sie mit einer Menge Schüsseln, die in drey Gängen aufgetragen werden: Der erste besteht aus Suppen und Fischen; gekochtes und gebratenes Fleisch, Fricassees ꝛc. werden beym zweyten aufgetragen; und beym dritten erscheinen Puddings, Pasteten, Beyessen, Wildprett, ꝛc.; hernach werden eine Menge Früchte, Confituren ꝛc. aufgetragen, was sie das Dessert nennen.

Das Frühstück, das Mittagsessen und das Abendessen bilden die regelmäßigen Mahlzeiten der Engländer. In London aber halten sie sich häufig in den Laden der Pastenbäcker auf, wo gewöhnlich eine schöne Frau herrscht, und essen etwas zwischen dem Frühstück und Mittagsessen. Sie nehmen auch am Abend ein Butterbrod, oder Gebackenes, zu Thee oder Kaffee; man kann daher wohl sagen, daß sie täglich fünf Mahlzeiten zu sich nehmen. Da sie jedoch nur wenig auf einmal essen, so wäre es ungerecht, sie der Unmäßigkeit beschuldigen zu wollen.

Die Gesetzgeber und Philosophen Englands haben weise geurtheilt, daß das beste Mittel sey, um die Weiber vor aller Versuchung zu verwahren, und ihren Geist von unerlaubten Wünschen

abzuziehen, ihnen genugsame Beschäftigung zu geben, die jedoch ihre physischen und moralischen Kräfte nicht übersteigen darf. Um diese weisen Absichten zu erfüllen, hat man ihnen die Besorgung des innern Hauswesens übertragen. Sie stehn auch den Kaufladen vor, wo sie durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit die Kunden anziehen. Die Männer bedienen bey Tische, besorgen das Vieh, den Garten- und Feldbau, ꝛc. Diese Theilung in die häuslichen Arbeiten ist sehr gut, und bewahrt vor jeder Art von Unordnung.

Außer der wichtigen Regel, wovon ich so eben gesprochen habe, legten die Englischen Gesetzgeber den Weibern einigen Zwang auf, um sie zu verhindern, von ihrer Freyheit, in der Gesellschaft der Männer sich befinden zu dürfen, keinen üblen Gebrauch zu machen. Erstens werden Fremde und Personen, von deren Moralität man nicht überzeugt ist, bey ihnen nicht eingeführt. Zweytens machen die Frauen Unverheyratheten selten Besuche, es sey denn, daß es nahe Verwandte wären. Drittens geht (in London) keine achtungswerthe Frau spazieren ohne ihren Gemahl, einen Verwandten, oder einen vertrauten Bedienten. Man erlaubt ihnen nie, in der Nacht auszugehen, und nie denken sie daran, anderswo als in ihrem Hause zu schlafen, selbst nicht in dem Hause ihres Vaters oder ihrer Mutter, wenn nicht etwa ihre Gatten bey ihnen sind. Ueberdieß würden sich Vater, Mutter, und die ganze Familie für entehrt halten, wenn ihre Tochter oder Schwester einen übelu Lebenswandel führte. Und da, nach den Englischen Gesetzen, der Mann das Recht hat, seine Frau mit einem Stocke zu schlagen, der ihn nicht der Gefahr aussetzt, sie zu verletzen, so kann man sie nach Gefallen in ein Zimmer sperren; und die Weiber hüten sich auch wohl, ihrer Zunge zu viele Freyheit zu gestatten.

Wenn aber, trotz dieses Zwangs, eine Frau so entfernt von aller Scham wäre, um etwas Strafbares zu begehen, so würde sie sich auf immer von ihren Verwandten und Freunden verlassen sehen. Ihr Mann ist außerdem durch die Gesetze befugt, sich ihres ganzen Vermögens, selbst des Geschmeides, zu bemächtigen,

sie von ihren Kindern zu trennen, und aus seinem Hause zu entfernen; und wenn die Sache erwiesen ist, so erfolgt die Ehescheidung, der zu Folge sie gänzlich von ihm getrennt wird, und ihr Witthum und selbst ihr Eingebrachtes verliert. Aus dem Gesagten erhellt deutlich, daß, ungeachtet des Anscheins von Freyheit, ungeachtet der Artigkeit und Anbetung, mit denen sie behandelt werden, die Englischen Frauen durch die Weisheit ihrer Gesetzgeber in enge Schranken verwiesen sind; und daß im Gegentheil bey den Muhammedanern die Weiber, welche aus der Gesellschaft verbannt sind, und die man den Augen der Fremden entzieht, denen aber gestattet ist, mit einem Schleyer bedeckt auszugehen, die Bäder zu frequentiren, so wie Vater und Mutter, und selbst einige Personen ihres Geschlechts zu besuchen, und mehrere Nächte außer ihrem Hause zuzubringen, weit mehr Herr ihrer selbst sind, und mehr Gefahr laufen, auf den Weg des Lasters zu gerathen *).

Die Freyheit ist der Abgott der Engländer, den sie jedoch oft beleidigen, unter dem Vorwand, ihn anzubeten. Man hat mir erzählt, daß, als der vermuthliche Thron-Erbe eines Tags spazieren gegangen sey, ihn ein Mensch belästigt habe, den er dafür mit seinem Rohre züchtigte. Der Unverschämte ließ aber den Prinzen vor einen Richter laden, der ihn verurtheilte, dem Kläger eine beträchtliche Summe zu bezahlen.

Der Gouverneur Hastings besuchte mich eines Tages, da man eben die Hausthüre angestrichen hatte, und in dem Augenblicke, wo der Arbeiter beschäftigt war, seine Werkzeuge zusammenzusuchen. Der Gouverneur bemerkte nicht, was vorgegangen war, ergriff den Thür-Hammer, und verdarb sich ein Paar neue Handschuhe. Darüber ärgerlich, wandte er sich zum Mahler, und fragte ihn, warum er ihn nicht benachrichtigt habe, daß die Thüre so eben erst angestrichen worden sey? Der Mensch antwor-

*) Dieser Gegenstand ist weitläuftiger untersucht im Anhang (B.); da der Verfasser während seines Aufenthalts in England eine Widerlegung der Meinung der Europäer über die Freyheit der Asiatischen Frauen geschrieben hat.

tete auf eine grobe Art: „Wo hattet ihr denn eure Augen, daß ihr es nicht sahet?“ Man kann sich, nach diesen Anekdoten, einen Begriff von dem machen, was die Freyheit des Englischen Volkes ausmacht, das ihr oft eine sehr große Ausdehnung gibt; mehreremale habe ich dieß selbst auf eine unangenehme Art empfunden. Indessen behaupten die Gesetzgeber, daß dieß dazu beytrage, es brav und muthig zu machen.

In England kann kein Herr seinen Diener anders bestrafen, es sey für welch ein Verbrechen es wolle, als daß er ihn fortjagt; er ist aber verbunden, seine Klagen vor den Magistrat zu bringen. Das Gesinde erhält hier einen großen Lohn, wird gut genährt, hat gute Schlafstätten (es schläft nicht auf der Erde, wie in Indien, sondern erhöht), und ist so gut gekleidet, als ihre Herrschaften, die sich gewöhnlich einfach kleiden, während ihre Leute mit Tressen bedeckt sind.

Oft hat das gemeine Volk die Kühnheit, seine Obern in Zeitungen und Flugschriften zu mißhandeln; und es geschieht selbst, daß es im Theater und an andern öffentlichen Orten Personen von Stande, über welche es sich zu beklagen haben glaubt, auspfeift und ausspottet. Sie haben noch einen andern Weg, ihren Unwillen an den Tag zu geben: die Carricaturen, wo sie oft die Porträts der Minister und anderer Staatsbeamten anbringen, welche sich in lächerlichen Lagen untereinander oder mit John Bull unterhalten, der durch seine boshaften und groben Bemerkungen immer Recht behält, indem er seinem Gegner einige unangenehme Wahrheiten sagt.

Bey allem dem aber ist diese Gleichheit mehr scheinbar als wirklich; denn die Verschiedenheit der Lebensgenüsse der Reichen und Armen ist in England viel größer, als in Indien. Die Bedienten können ihre Herren nicht verlassen, ohne sie vorher davon benachrichtigt zu haben; und im Allgemeinen ist ihr Betragen eben so unterthänig, als das unsrer Sklaven in Hindostan.

Die Reichen erster Classe genießen, auf ihrer Seite, einiger Vorrechte, in dieser Eigenschaft. Sie können zu jeder Stunde ausgehen, und sich hin begeben, wo es ihnen beliebt, ohne, wie

im Orient, von einem Haufen Spionen, unter dem Nahmen von Bedienten, bewacht zu werden; und sind sie auch den Beleidigungen des Pöbels ausgesetzt, so können sie sich hingegen das Vergnügen machen, ihren Unwillen an den Ministern, den Prinzen von Geblüte und selbst an dem König auszulassen.

Ich kann das Vergnügen nicht ausdrücken, das ich bey meiner Ankunft in Europa empfand, allein, ohne von Sklaven begleitet zu seyn, spazieren gehen, mir selbst in den Kaufladen alles, was mir beliebte, kaufen, und mit Jedermann nach Gefallen sprechen zu können; welches unsern Gebräuchen so schnurstracks entgegen ist. Man muß indessen aus dem Gesagten nicht schließen, daß ein jeder sich seinen Launen überlassen kann. Es gibt gesellschaftliche Regeln, und ein zu beobachtender Wohlstand, dessen Uebertretung oder Vergessen unangenehme Folgen haben kann, z. B. wenn ein Vornehmer an einem öffentlichen Orte mit Leuten aus dem niedern Volke ein Trinkgelag hält, oder sich mit einer schlechten Weibsperson auf der Straße sehen läßt, so fliehen ihn alle seine Freunde. Sündigt er in irgend einem Punkte gegen die Gesetze, so schleppt man ihn sogleich ins Gefängniß; oder ist er des Aufruhrs, der Verrätherey, des Kirchenraubes, der Gotteslästerung überwiesen, so wird er sehr hart bestraft. Wenn die Staatsminister ein altes Gesetz oder eine alte Gewohnheit den gegenwärtigen Umständen nicht anpassend, und selbst dem gesunden Menschenverstande zuwider finden, so wagen sie nicht leicht, öffentlich den Vorschlag zu machen, sie durch einen Parlamentsakt abzuschaffen; sondern sie suchen nach und nach eine Veränderung in dem System hervorzubringen, indem sie die nöthigen Modificationen darin vorschlagen, in der Ungewißheit, worin sie sich befinden, ob das Gesetz nicht aus guten Gründen, die ihnen unbekannt sind, und wovon ihre Gegner unterrichtet seyn können, so abgefaßt worden ist.

Unter die den Engländern, wie ich glaube, eigenen Gewohnheiten gehören die Zweykämpfe und die Wetten der Boxer. Die Duelle sind dem Adel vorbehalten, und geschehen mit Degen oder Pistolen. Es ist heut zu Tage der Gebrauch, daß sich immer Secundanten oder Zeugen dabey befinden, welche dafür sorgen, daß

kein Betrug oder Verrätherey statt habe. Die zweyte Art sich zu schlagen, ist nur unter dem Volke in Gebrauch, um sich entweder für eine Beleidigung zu rächen, oder seine Geschicklichkeit zu zeigen. Hiebey ist es nicht redlich, mit einem Gegner von ungleichen Kräften es aufzunehmen; sie müssen, wie bey den Fechtparthieen in Indien, durch Geschicklichkeit und Behendigkeit entschieden werden. Wenn der eine Streiter fällt, so darf der andere ihn nicht schlagen, während er liegt; wenn man aber bemerkt, daß einer derselben vorsätzlich fällt, so verspottet und mißhandelt ihn das Volk. Diese Kämpfe werden oft so weit getrieben, daß sie mit dem Tode des einen Theiles endigen. Der Verlust eines Auges, eine eingeschlagene Nase, oder ein zerschmetterter Kinnbacken, ꝛc. sind die gewöhnlichen Folgen davon. Das gemeine Volk ist auf diese Art Fechtkunst so erpicht, und so sehr von ihrer Nützlichkeit überzeugt, daß es wenige gibt, die den Faustkampf nicht lernten; und oft feuern Vornehme zu diesen Kämpfen an, weil sie glauben, daß sie dazu dienen, Muth zu zeigen, und den Körper zu stärken.

Die Erziehung der Knaben in England ist vortrefflich darauf berechnet, ihnen Ehrgefühl und Muth einzuflößen, und ihren Körper abzuhärten. Sie kommen sehr jung aus dem väterlichen Hause auf eine öffentliche Schule, wo sie oft mit ältern Kameraden nicht allein um den Preiß des Wissens, sondern auch der Körperstärke ringen müssen. Sie bleiben sechs oder sieben Jahre in dieser Lage, und müssen sich während dieser Zeit sehr in Acht nehmen, ihren Ruf zu bewahren, um sich der Gefahr nicht auszusetzen, der Feigheit beschuldigt zu werden.

Die Erziehung der Töchter ist mehr darauf berechnet, sie in den nöthigen Talenten ihres Geschlechts vollkommen zu machen, als ihnen Geschmack an der Philosophie einzuflößen; man lehrt sie singen, tanzen, Musik, und sich angenehm und geistreich in der Gesellschaft zu benehmen. Man prägt den Kindern beyder Geschlechter Achtung für Eltern, Geschwister und Verwandte ein. Es ist anzunehmen, daß dazu nichts mehr beyträgt, als die Verbindung mit einer einzigen Frau, woraus auch nur eine einzige

Race entspringt, so daß keine Veranlassung zu Zwietracht und Processen vorhanden ist, die so oft das Glück der Muselmännischen Familien stören, wo man oft die Abkömmlinge von zehn Müttern zählt. Die Eltern suchen Eintracht unter ihren Kindern zu erhalten, indem sie alle mit gleicher Güte behandeln. Wenn die Kinder einen Fehler begehen, so bestraft man sie nicht mit zu viel Strenge, sondern begnügt sich damit, sie auf ihr Zimmer zu sperren, und sucht überhaupt mehr durch Belohnungen als durch Strafen auf sie zu würken. Dank dieser weisen Behandlung, sah ich oft in England Kinder von fünf Jahren, die mehr wußten, als ein Asiate im funfzehnten. Die Spielsachen sind in Europa von der Art, daß sie den Kindern zum Unterrichte dienen. So lernen sie das Alphabet beym Kartenspiele.

So viel ich urtheilen kann, sind die Englischen Familien nicht so vieler Zwietracht und so vielem Streite ausgesetzt, als die unsrigen; welches man wahrscheinlich einem gewissen Grad von Wohlstand und einer Art von Achtung, die auch nnter den nahesten Verwandten beobachtet wird, zuschreiben muß. So nehmen die andern Zweige einer Familie, wenn das Oberhaupt in der Lage ist, ihnen Wohlthaten erzeigen zu können, diese immer mit Dankbarkeit an. Nicht so ist in Hindostan, wo die ganze Familie von dem Oberhaupte abhängt, und es als eine Pflicht von seiner Seite betrachtet, für sie zu sorgen, oder sein Vermögen mit ihr zu theilen; und erfüllt er ihre Erwartung in dieser Hinsicht nicht, so ist er Vorwürfen und oft Beschimpfungen ausgesetzt.

Funfzehntes Kapitel.

Zergliederung der Brittischen Regierungsform. Gewalt des Souveräns. Benehmen des Königs gegen den Verfasser. Beschreibung eines Cirkels bey der Königin. Politische Lage des muthmaßlichen Kronerben. Character dieses Prinzen. Beschreibung von Carleton-House. Pflicht der Staatsminister.

Ich will nun versuchen, einen Begriff von der Brittischen Regierungsform und von dem Rang, der politischen Lage und dem Charakter der ersten Staatsbeamten zu geben.

Die Brittische Constitution ist ein Mittelding zwischen aristokratischer, monarchischer und demokratischer Verfassung, und wird von dem Könige und dem Ober- und Unterhause repräsentirt. Sie gewährt ein so glückliches Gleichgewicht der Gewalt dieser Autoritäten, daß der menschliche Geist unmöglich ein System erschaffen kann, daß mehr Vollkommenheit und weniger Mängel enthielte.

Der König ist von Rechtswegen das Haupt der Regierung, und ertheilt Ehren und Würden. Es würde uns zu weit führen, wenn wir eine Idee von der ganzen Ausdehnung seiner Gewalt geben wollten; es wird hinreichend seyn, zu bemerken, daß kein Gesetz gültig ist, bevor er es nicht sanctionirt hat; daß er den Oberbefehl über die Kriegsmacht hat, und das Recht, die durch Gesetze und Richter Verurtheilten zu begnadigen.

Als einen Beweis der Gewalt des Souveräns und der Vortrefflichkeit der Regierung, will ich hier einen Fall erzählen, der sich während meiner Anwesenheit in England ereignete. Siebenzehn Jahre lang waren die Zügel der Regierung in den Händen des berühmten Ministers Pitt, den der König sehr achtete, und von dessen Talenten er die vortheilhafteste Meinung hegte. Dieser Minister, zu sehr seinem Einflusse vertrauend, suchte nun, gegen den Willen des Königs und gegen das Gutachten einiger andern Mitglieder des Conseils, ein Gesetz aufzuheben, wodurch der Monarch bestimmt wurde, Hrn. Pitt bis auf weiteres seiner Stelle zu entsetzen. Obgleich nun dieser Minister von fünf andern Vezirs kräftig unterstützt wurde, welche ihre Stellen niederzulegen erklärten, wenn ihr Chef in seine Würde nicht wieder eingesetzt würde, so gab doch der König nicht nach, und verabschiedete alle an demselben Tage.

Dieß Ereigniß fand während des Krieges mit Frankreich statt, und zu einer Zeit, wo der König so krank war, daß man nicht daran denken konnte, ein neues Ministerium zu bilden. Die

Sachen blieben zwey Monate lang in dieser Lage, und viele Geschäfte wurden aufgeschoben; indessen erfolgte daraus, Dank sey es den guten Gesetzen und weisen Verordnungen des Reichs, nicht die geringste Irrung oder Unordnung.

Zuweilen haben die Könige ihre Macht zu weit ausgedehnt, und versucht, ohne Zuziehung des Parlamentes, und der Opposition desselben ungeachtet, regieren zu wollen; sie scheiterten aber immer in dieser Unternehmung.

Während meines Aufenthaltes in England wohnte ich oft dem Cirkel des Königs und der Königin bey, und hatte die Ehre, von beyden erlauchten Personen jedesmal angeredet zu werden. Ob ich zwar immer jemand bey mir hatte, der mir als Dolmetscher diente, so hatten doch JJ. MM. die Güte, mir zu befehlen, Ihnen selbst auf Ihre Fragen zu antworten, mit der Versicherung, daß Sie mein schlechtes Englische vollkommen verständen. Als ich die Ehre hatte, Abschied vom Könige zu nehmen, erkundigte er sich nach meinen Bedürfnissen, befahl seinem Privat-Schatzmeister, mir eine Summe Geldes auszuzahlen, und beauftragte seine Minister mich mit Briefen für seine Gesandten und andere Agenten an den fremden Höfen, welche ich bey meiner Rückreise nach Indien besuchen könnte, zu versehen.

Der König liebt weder Luxus, noch Glanz, daher sein Cirkel auch nicht sehr brillant ist; in dem der Königin aber werden die Zuschauer von der großen Menge Perlen, Diamanten und anderen kostbaren Geschmeides der Damen geblendet. Bey dieser Gelegenheiten tragen sie Reifröcke, um die Stickerey, die Tressen, ꝛc. recht vortheilhaft zu zeigen. Diese Reifröcke sind eine sehr alte Mode, und werden nur noch bey Hofe getragen. Manche sind so weit, daß die Damen nur mit vieler Mühe durch die Thüren können. Bey solchen Anlässen erscheinen die Männer gleichfalls in reichen gestickten, oder mit Tressen besetzten Kleidern nach der alten Mode.

Nach dem König und der Königin nimmt der muthmaßliche Erbe, oder der Prinz von Wallis, den ersten Rang ein. Er mengt sich selten in die Regierung während den Lebzeiten seines

Vaters. Stirbt er vor diesem, so folgt ihm sein ältester Sohn; hat er keinen Sohn, so geht das Erbfolgerecht auf seine Tochter über, und wenn er gar keine Kinder hat, so wird der Thron dem zweyten Sohne des Königs zu Theil, der, im Allgemeinen, für den Chef des Adels und der Armee angesehen wird. Durch diese Erbfolgeordnung hat man allem Streite unter den Brüdern vorgebeugt, und das Blut der Unterthanen wird geschont, da es niemand wagt, Ansprüche auf den Thron zu machen, wenn sie nicht in dem Gesetze gegründet sind.

Ich hatte einmal über diesen Gegenstand einen unangenehmen Wortwechsel mit Jemand in London, der behauptete, daß die gebornen Hindus hartherzig, treulos und grausam seyen. Zum Beweise dieser Behauptung führte er den Kaiser Aurungzeb an, der seinen Vater ins Gefängniß werfen, und seine drey Brüder tödten ließ, so wie die Kriege zwischen Behadur und seinen Brüdern. Ich antwortete, man dürfe Fürsten nicht nach denselben Prinzipien wie andere Manschen beurtheilen, und daß, wenn man ihnen in England nur die Wahl zwischen Thron und Grab ließe, man oft auf ähnliche Scenen in ihrer Geschichte stoßen würde.

Der jetzige Prinz von Wallis wird für einen guten und leutseligen Herrn gehalten, der sich durch seine höflichen Sitten auszeichnet. Sein Haupt-Palais liegt in einer Straße, Pall Mall genannt. Es ist ein prächtiges Gebäude, das mehrere schöne Appartements enthält. Ich begab mich oft dahin, um ihn zu besuchen, und wurde besonders von dem so genannten Porcellän-Sal (China Hall) bezaubert, welcher eine Menge von Pekin gebrachter Seltenheiten enthält; auch ist er mit den größten Spiegeln und prächtigsten Kronleuchtern, die ich je gesehen habe, elegant möblirt. Was mir aber unter diesen Curiositäten am merkwürdigsten vorkam, ist eine Pendeluhr, eine Aethiopierin vorstellend, welche die Stunden durch die Bewegung ihrer Augen anzeigt.

Als ich das erstemal Carleton-House besuchte, ließ der Prinz, der meinen Vorsatz erfahren hatte, ein Dejeuner zu meinem Empfang bereiten. So oft ich in der Folge die Ehre hatte, mich

bey Sr. K. H. einzufinden, würdigten Sie mich der größten Güte und Nachsicht.

Die ausgezeichnetesten Personen nach den Prinzen vom Geblüte, sind die Staatsminister, deren es neune gibt, und welche die Leitung aller Reichsgeschäfte haben. Der erste unter ihnen ist der Kanzler der Schatzkammer, eine Stelle, welche Hr. Pitt zuletzt bekleidete, und die nun Hr. Addington besitzt. Dieser Minister ist mit der Direction der Staats-Einkünfte beauftragt, und wacht über Einnahme und Ausgabe. Er wird als der Deputirte des Königs im Unterhause betrachtet, und das schwierigste Geschäft seines Postens ist, die Majorität der Mitglieder auf seiner Seite zu erhalten; um diesen Zweck zu erreichen, muß er ihnen oft Pensionen geben. Durch dieses Mittel widersteht er seinen Gegnern, den Exministern, welche noch angestellt zu seyn wünschen. Alle dem Parlamente vorgelegte Geschäfte werden öffentlich nach der Stimmenmehrheit discutirt; daher es unmöglich ist, daß der Minister seinen vorgesetzten Zweck erreicht, wenn er sich nicht der Majorität der Stimmen zu seinen Gunsten versichert; und in diesem Falle handelt er am weisesten, wenn er sich vom Ministerium zurückzieht.

Hr. Pitt wußte sich immer, durch seine Geschicklichkeit und Beredsamkeit, einer großen Majorität zu seinen Gunsten zu versichern; und man kann sagen, daß er siebenzehn Jahre lang England auf eine despotische Art beherrscht habe.

Meine Freunde, Sir W. D—d, Sir C. T—t, Sir J. M. P—n, und Hr. G. J—n, verschafften mir oft Gelegenheit, den Versammlungen der Kammer der Gemeinen beyzuwohnen. Als ich zum erstenmale da war, fielen mir die Indianischen Papageyen ein, die gegen einander über sitzend sich gegenseitig schimpfen, wie hier die beyden größten Schreyer, Hr. Pitt und Hr. Fox. Zur Zeit des Hrn. Pitt waren übrigens die Parlementsdebatten nur zum Scheine, weil er durch seine entschiedene Majorität das Mittel besaß, daß seine Propositionen durchdrangen. Man muß indessen daraus nicht schließen, daß das Parlament von gar keinem Nutzen sey. Es scheint im Gegentheil von der größten

Nothwendigkeit zu seyn. Erstens, bestimmt es die jährlichen Auflagen, legt den Lieferanten und öffentlichen Agenten einen Zaum an, und hält die Minister in den gehörigen Schranken. So verordnete das Parlament während der Krankheit des Königs, wo einige in die Zukunft Schauende der Meinung waren, daß es rathsam sey, [illegible]glich den muthmaßlichen Erben zum Regenten des Reichs mit sehr ausgedehnter Gewalt zu ernennen, andere hingegen glaubten, man müsse einen Regentschafts-Rath bilden aus den geschicktesten Männern des Reichs, darunter der Prinz von Wallis sich befände: daß rücksichtlich der vortrefflichen Eigenschaften des Königs, und der Möglichkeit der Wiedergenesung Sr. Majestät, die Minister und andere öffentliche Beamte fortfahren sollten in ihren respectiven Functionen, bis daß die Aerzte über die Wahrscheinlichkeit der Herstellung des Monarchen entschieden hätten, um alsdann beurtheilen zu können, welche Maßregeln genommen werden müßten. Diese weise Bestimmung beruhigte das Volk, und die Reichs-Geschäfte gingen ihren gewöhnlichen Gang fort. Zur Ehre der Prinzen ist zu bemerken, daß keiner von ihnen sich in die Discussion dieser delicaten Frage mischte, sondern ihre Privatmeinung ganz der Weisheit des Parlaments unterwarfen.

Der Minister des zweyten Rangs ist der Staats-Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten. Er leitet die Unterhandlungen und die Correspondenz mit den andern Höfen und mit den Gesandten. Während meines Aufenthaltes in England bekleidete diese Stelle Lord Pelham, der mir die größten Beweise von Wohlwollen gegeben hat, und die Dankbarkeit, welche ich Lady Pelham schuldig bin, vermag ich nicht ausdrücken. Der dritte Minister im Range ist der Staats-Secretär des Innern, Lord C—r, von dem ich nicht die Ehre hatte gekannt zu seyn. Hr. Dundas war ehedem Chef des Kriegs-Departements, jetzt ist es Lord Hobart. Die eine und die andere dieser berühmten Personen überhäufte mich mit Gunstbezeugungen. Diese vier Minister haben den Rang vor allen andern, und man kann sagen, daß sie die Hauptleitung aller Regierungsgeschäfte haben, oder wenigstens das

Recht, sich davon in Kenntniß zu setzen. — Der fünfte Minister steht an der Spitze des Departements der Marine, und wird der erste Lord der Admiralität genannt. Seine Gewalt ist viel ausgedehnter, als die des Generalissimus der Landmacht. Der Lord St. Vincent bekleidet gegenwärtig diese Stelle. Ich habe nicht das Glück, von Sr. Herrlichkeit gekannt zu seyn; seinem Vorgänger, Lord Spencer, bin ich aber viele Verbindlichkeiten schuldig. Ich hatte das Vergnügen, diesen Herrn zum erstenmale bey Sir J. Banks zu treffen, und von ihm hernach wiederholte Einladungen zu erhalten. Lady Spencer wird für eine der liebenswürdigsten und unterrichtetsten Damen Englands gehalten. Sie erzeigte mir oft die Ehre, sich mit mir zu unterhalten, und schien meinen jämmerlichen Uebersetzungen Persischer Gedichte viele Aufmerksamkeit und Beyfall zu schenken. Auch lud sie mich ein und befahl mir selbst, die Erzählung meiner Reise zu Papiere zu bringen, und mein Urtheil über Sitten und Gebräuche der Engländer frey auszusprechen.

Das sechste Ministerium ist das des Großmeisters der Artillerie, dem die Aufsicht über alle Fortificationen und festen Plätze des Reichs anvertraut ist. Diese Würde bekleidet der Lord C—l, von dessen Güte gegen mich, sowohl in Indien als in Irland, ich schon gesprochen habe.

Der siebente Minister ist der Präsident der Rechnungskammer. Er dirigirt die Geschäfte und hält die Zügel der Ostindischen Compagnie. Bey meiner Ankunft in England bekleidete Hr. Dundas diese Stelle, welche nachher dem Lord Dartmouth anvertraut wurde. Se. Herrlichkeit stammt aus einer sehr alten Familie, und besitzt einen sehr gebildeten Geist. Meinem Freunde, dem Lord Pelham, verdanke ich seine Bekanntschaft. Ich hatte oft Gelegenheit, in seinem Hause mehrere Directoren der Ostindischen Compagnie zu sehen, die, obgleich Meister und Beherrscher Indiens, doch bey Tische unter mir saßen.

Lord Dartmouth wünschte, man möchte mich als Gesandten an den König von Persien und an Zeman Schah senden. Ich sollte alsdann den Weg über Konstantinopel und das schwarze Meer nach

Khuarizm nehmen, und nach beendigter Mission an diesem Hofe, mich nach Cabul, und von da über den Punjab u. s. w. nach Calcutta begeben. Ich gestehe, daß die Länge dieser Reise und ihre Gefahren mich erschreckten. Ich bat daher Se. Herrlichkeit, man möchte mir erlauben, bevor ich sie unternähme, erst nach Indien zu gehen, von wo aus ich, nachdem ich meine Familie gesehen, und meine Geschäfte in Ordnung gebracht, ohne Schwierigkeiten nach Cabul, und von da, wenn es nöthig wäre, nach Persien gehen könnte. Lord Pelham genehmigte meinen Plan; und als ich England verließ, gaben mir Se. Herrlichkeit Empfehlungsbriefe an den General-Gouverneur von Indien mit, worin er ihn bat, mir meine rückständige Pension, welche mir durch die Intriguen meiner Feinde zu Lucknow, mehrere Jahre war nicht bezahlt worden, auszahlen zu lassen, und mich dann nach Cabul mit den nöthigen Vollmachten zu schicken, um daselbst (wenn es dem Schah anständig wäre) als Repräsentant der Ostindischen Compagnie zu residiren.

Der achte Minister ist der Lord Groß-Kanzler. Er hat die Aufsicht über alles, was die Vollziehung der Gesetze und der Gerechtigkeit betrifft. Seine Macht ist sehr ausgedehnt.

Diese acht Minister, welche sich täglich zum Könige begeben, statten ihm über alle Geschäfte ihrer respectiven Departements Bericht ab, und erhalten die Unterschrift Sr. Majestät für alle Papiere, welche damit versehen seyn müssen. Sie berathschlagen auch in Vereinigung mit dem Könige über Gegenstände, welche dem Parlamente vorgelegt werden sollen, und nachdem sie den Plan davon entworfen haben, übergeben sie ihn dem Kanzler der Schatzkammer, der ihn dem Unterhause vorlegt, um diskutirt zu werden.

Der neunte Minister ist der Erzbischoff von Canterbury. Er hat den ersten Rang nach den Prinzen, präsidirt bey allem, was auf die Religion Bezug hat, und dient dem Könige als Rath in allen geistlichen Sachen. Von diesem Erzbischoffe hängen unmittelbar alle Bischöffe und andere Prälaten der Kirche ab, die über einen gewissen Distrikt die geistliche Oberherrschaft ausüben, und über das

Betragen der Geistlichkeit, oder bey der dem öffentlichen Gottesdienste angestellten Personen wachen. Ich muß hier den Muselmännern bemerken, daß in England Religion und Gesetz getrennt sind, und daß die Pflichten der Geistlichkeit sich darauf beschränken, das geistliche und moralische Betragen ihrer Heerde zu leiten, die Todten zu begraben, die Sterbenden zu besuchen, beyde Geschlechter durch das Band der Ehe zu verbinden, und die Kinder zu taufen; denn nach den Grundsätzen ihrer Lehre, werden die Kinder erst durch die Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen. Die Geistlichkeit erhält zum Lohn ihrer Mühe den zehnten Theil aller Produkte der Erde, sowohl aus dem Gewächsreich, als aus dem Thierreich. Zu dem Ende ist ganz England in eine große Menge Pfarrsprengel eingetheilt; in jedem derselben befindet sich eine auf Kosten des Publikums erbaute Kirche, bey welcher Priester angestellt sind, welche an den Sonn- und anderen Feyertagen Gebete ablesen, ihrer Gemeinde eine Rede halten, und alle Ceremonien vornehmen, wovon ich schon gesprochen habe. Eine gewisse Zahl Kirchsprengel bilden eine Diöces, welcher ein Bischoff vorsteht, der außer den Pflichten, wovon die Rede war, die Gewalt hat, die Geistlichen zu ordiniren und anzustellen. Die Bischöffe stehen den Lords gleich im Range, und haben Sitz im Oberhause, mischen sich aber selten in andere als geistliche Angelegenheiten. Wenn ein Bischoff stirbt, so ernennt der König, auf den Vorschlag seines Ministers, einen andern an dessen Stelle.

Ich hatte das besondere Vergnügen, von dem Bischoffe von Lincoln gekannt zu seyn, der einen sanften und philosophischen Charakter hat, und welcher gern mit mir über Religions-Punkte sprach. Ich unterhielt mich eines Tages mit diesem Prälaten in Betreff unsers Propheten Muhammed, von dem ich sagte, seine Erscheinung sey durch den heiligen Messias, in dem Originaltexte des Neuen Testamentes, vorhergesagt worden. Er lehnte die Annahme dieser Behauptung auf das bestimmteste ab, versprach indessen, das Buch zu untersuchen, und mir acht Tage nachher seine Antwort zu geben. Ich besuchte ihn zur bestimmten Zeit, und er zeigte mir eine sehr alte Uebersetzung des Neuen Testamentes,

in welchem er den Vers, wovon ich gesprochen hatte, gefunden zu haben, freymüthig gestand; fügte aber hinzu, es sey zu glauben, daß er durch Renegaten von Konstantinopel, lange nach der Erscheinung Muhammeds, eingeschaltet worden sey. Ich antwortete ihm, daß Abschriften des Neuen Testamentes zu dieser Zeit in jedermanns Händen gewesen wären, und es daher unmöglich sey, daß irgend eine Einschiebung hätte vorgenommen werden können, ohne von einem gleichzeitigen Schriftsteller oder Geschichtschreiber bemerkt zu werden. Aber, unabhängig von diesem Umstande, ist es eine längst erwiesene Thatsache, daß Muhammed selbst den Christen erklärt hat, er sey der von Jesus Christus versprochene Ahmed (Tröster), und daß er ihnen diese Stelle des Evangeliums anführte; daß die Christen sich zwar nicht weigerten, den fraglichen Vers anzuerkennen, aber läugneten, daß er der verheißene Tröster sey, und vorgaben, daß sie einen andern erwarteten: welches hinreichend beweis't, daß die angeführte Stelle nicht eingeschoben ist, sondern sich wirklich im Originale befand. Der Bischoff erwiederte lachend, er glaube, ich sey nach England gekommen, um das Volk zum Islam zu bekehren, und es von der Religion abtrünnig zu machen.

Ich hatte eben so die Ehre, den Lord Erzbischoff von Dublin, einen wohlthätigen und liebreichen Herrn, zu kennen. Er lud mich oft zu sich ein, und geruhte, mir seine Aufmerksamkeit dadurch zu bezeigen, daß er immer einige Personen einlud, welche Persisch mit mir sprechen konnten. Im Jahre des großen Mangels in England, speis'te er täglich tausend Arme auf seine Kosten. Man kann sich davon einen Begriff von den Einkünften und der Wohlthätigkeit der Englischen Bischöffe machen.

Da ich bey Gelegenheit der Pflichten der Minister des Königs auch von dem Parlamente gesprochen habe, so ist es nöthig, daß ich die Bedeutung dieses Wortes erkläre. Unter Parlament versteht man eigentlich eine Vereinigung der drey Stände, nämlich des Königs, der Lords und des Unterhauses; im Allgemeinen wird aber diese Benennung nur beyden letztern beygelegt. Die Lords haben einen besondern Sal, wo sie über Gegenstände

berathschlagen, welche im Unterhause bewilligt worden sind; alles, was sie nicht bestätigen, bleibt ohne Kraft. Im Sale der Lords versammelt sich das Parlament am ersten und letzten Tag seiner Sitzungen. Bey diesen Gelegenheiten begibt sich der König mit einem zahlreichen Gefolge ins Parlament, begleitet von allen Großbeamten der Krone in großem Costüm, und mit allen ihren Ehrenzeichen. Ich war so glücklich, einmal diesem imposanten Schauspiele beyzuwohnen. Hr. B—t führte mich dabey ein; aber ohne die dienstfertige Höflichkeit des Herzogs von Glocester, Bruders des Königs, würde ich wenig von dieser Ceremonie gesehen haben. Se. K. H. bemerkten mich kurz nach meinem Eintritte in den Sal, und schickten mir einen ihrer Leute zu, um mir einen Platz in der Nähe des Thrones zu verschaffen. Hier sah ich nicht allein den Ein- und Auszug des Königs, sondern verstand vollkommen die Reden, welche Se. Majestät an die Bischöffe, die Lords und das Haus der Gemeinen richteten. Nie sah ich ein prächtigeres, imposanteres Schauspiel. Der König saß auf einem erhöhten kostbaren Throne, über welchem ein glänzender Thronhimmel schwebte. Zur Rechten des Monarchen saß der muthmaßliche Erbe des Thrones, zu seiner Linken die andern Prinzen, auf gelben, goldgestickten Sammt-Sesseln. In der Nähe standen mit Tuch bekleidete Bänke für die Favoriten des Königs, und für die Damen. Auf der rechten Seite des Thrones, jedoch unter dem Kronprinzen, befanden sich die fremden Prinzen und die Gesandten. Das Schwert der Krone trug der Lord Spencer, und den Hut der Freyheit der Lord Win—y. Diese beyden Herren saßen unmittelbar vor dem Könige. Sir P. B—l, jetzt Lord G—r, präsidirte, als Oberkammerherr, allen Ceremonien. Die Lords saßen zur Rechten und Linken, in der nämlichen Reihe mit den Prinzen, und die Mitglieder des Unterhauses in einer schicklichen Ordnung dem Throne gegenüber. Die Reden des Königs wurden in tiefster Stille und Ehrerbietigkeit angehört, worauf Se. Majestät sogleich die Versammlung verließen. Da ich zu einem Vornehmen zum Diner geladen war, so suchte ich so schnell wie möglich aus dem Sale zu kommen; aber umsonst war meine Bemühung; denn das

Gedränge war so groß, daß die Stunde des Diners vorüberging, bevor ich mich in Freyheit befand; und ich war genöthigt, mich bey meinem Wirthe über meine scheinbare Nachläßigkeit zu entschuldigen.

Der Englische Erbadel hat mehrere Rangstufen, als: Herzog, Marquis, Graf, Baron und Viscount; obgleich übrigens ihre Vorrechte und Pflichten genau dieselben zu seyn scheinen, wenn sie sich in dem Oberhause befinden.

Nach dem Prinzen-Titel folgt der des Herzogs. Mehrere Herzoge sind Söhne des Königs; und Se. gegenwärtige Majestät hat es sich zur Regel gemacht, nur ihre Verwandten zu dieser Würde zu erheben. Familien und Titel mehrerer dieser Herzoge sind sehr alt; auch mit einigen Grafen ist dieß der Fall. Sie haben ursprünglich ihre Titel von ihren Besitzungen, oder den davon abhängenden Städten erhalten. Ihre Besitzungen sind sehr groß, und die Einkünfte einiger kommen denen des Königs gleich. Gegen den allgemeinen Gebrauch in England, werden ihre Güter nicht unter die Kinder vertheilt, sondern gehn alle auf den ältesten Sohn über. Durch dieses Mittel bleiben Reichthum und Einfluß unangetastet; und da sie großmüthig und liberal gegen ihre Vasallen sind, so erwerben sie sich so viele Anhänger, daß die Regierung oft Ursache hat, darüber eifersüchtig und mißtrauisch zu seyn. So empörte sich vor einigen Jahren in Irland ein Bruder des Herzogs von L—r gegen den König, und, unterstützt von einer großen Zahl Irländer, war er auf dem Punkte, eine große Revolution in dem Königreiche zu bewirken. Indessen gelang es der Klugheit und den militärischen Talenten des Lords C—t, die Insurgenten zuletzt zu unterwerfen, und Lord F—d wurde gefangen genommen.

Ich hatte die Ehre, von mehreren Herzogen gekannt zu seyn, worunter der verstorbene Herzog von Bedford besonders gütig gegen mich war; er war ein liebenswürdiger Herr und von schöner Gestalt. Sein Bruder folgte ihm, der, wie man mir sagte, mehrere seiner guten Eigenschaften hat. Der Herzog von Devonshire, der eine Schwester des Lords Spencer, eine der reizendsten Frauen Englands, heyrathete, hatte die größte Aufmerksamkeit

für mich. Ihre Tochter, Lady Georgina, übertraf an Schönheit und Eleganz alles, was man von den berühmten Nymphen China's und der Tartarey sagt, und ihre Stimme durchdringt die Seele wie köstlicher Balsam.

Seit mehreren Jahren hat diese Dame die Gewohnheit, ihren Bekannten jährlich ein Fest in Chiswick-House zu geben. Ich hatte die Ehre, mich bey einem dieser Feste zu befinden, wo diese Herzogin, als sie die Verlegenheit bemerkte, in welcher ich mich als Fremder unter einer so großen Menge Personen vom ersten Range befand, die Güte hatte, mir Lady E—th F—r, eine ihrer vertrauten Freundinnen, zu meinem Mehander für diesen Tag zu bestimmen. Diese Dame nahm, nach Englischer Weise, sogleich meinen Arm, und führte mich durch Rosengebüsche und Jasmingänge in allen Gärten herum. Sie brachte mich hierauf in den Musik- und in den Tanzsaal. Im Augenblicke, wo wir in letztern traten, wollte es der Zufall, daß wir dem Prinzen von Wallis begegneten. Ich zog mich sogleich zurück, um Sr. K. H. Platz zu machen; aber der Prinz wich auf seiner Seite aus, mit allem Anstande, der ihn auszeichnet, und befahl mir, meinen Weg fortzusetzen. Ich war voll Verwnnderung, als Lady E—th lachend sagte: „Se. K. H. wollten um alles in „der Welt nicht den Vortritt vor einer Dame haben; da nun „mein Arm in dem Ihrigen lag, so würde er nicht erlaubt haben, „daß wir uns trennten, um ihm Platz zu machen.“ Man kann sich hieraus einen Begriff von der Galanterie der Engländer gegen die Damen machen. Beym Frühstücke hatte ich die Ehre, mit diesem Prinzen an einem Tische zu sitzen.

Bevor die Gesellschaft sich trennte, bot mir die Herzogin ein Billet für die Oper an, welche heute gegeben werden sollte. Ich wollte es Anfangs nicht annehmen, weil ich zu spät nach Hause käme, um mich vor der Eröffnung des Theaters noch ankleiden zu können; da aber der Herzog von Glocester, Bruder des Königs, der an derselben Tafel saß, meine Entschuldigung hörte, erklärte er sie für nicht annehmbar, indem auch er gesonnen sey, sich dahin zu begeben, und sich das Vergnügen verspreche, mich darin

zu sehen. Lady E—th F—r, Lady H—y und Lady Georgina versicherten gleichfalls, daß sie um acht Uhr in der Oper seyn, und mich zanken würden, wenn sie mich nicht da fänden. Ich gab also mein Wort, mich einzustellen; und nach meiner Zuhausekunft änderte ich schnell die Kleider, und begab mich in die Oper. Ich fand den Herzog, der vor mir angekommen war, und uns mit Ungeduld erwartete. Er blieb eine Stunde bey mir, da die Damen aber nicht kamen, begab er sich verdrießlich weg, und trug mir auf, sie zu zanken, wenn sie kommen würden. Die Oper war beynahe zu Ende, als sie erschienen. Ich machte ihnen, von des Herzogs und meiner Seite, Vorwürfe über ihr Nichtworthalten. Sie antworteten mir mit einer unbestimmten und nichtssagenden Entschuldigung, die aber in dem bezaubernden Munde der Englischen Schönen so lieblich klingt: „Das Gedränge der Wagen sey an den Thoren von Chiswick-House so groß gewesen, daß sie nicht früher hätten kommen können.“ Es fielen mir dabey einige Verse einer Persischen Ode ein, welche ich hier anwenden zu können glaubte, und sie hersagte, als wenn ich sie so eben erst gemacht hätte. Die Damen drangen in mich, ihnen die Uebersetzung davon zu geben; ich erfüllte ihren Wunsch, und bald waren die Verse in den Händen aller ihrer Bekannten. Hier sind sie ungefähr, wie ich sie hersagte:

Stegreif-Gedicht.

Niemand hat freylich jemals die Wahrheit eurer Versprechungen erfahren,
Doch lassen wir uns immer von diesen beredten Rosenlippen betrügen.

Beleidiget mich nach Gefallen: nie dürft ihr mich um Verzeihung bitten,
Denn ich bin euer Sklave, und gehorche blindlings euern Wünschen.

Fürchtet nicht, euch ohne Schleyer in den Reihen am Tage des Gerichts zu sehen;
Denn wenn einer der Geliebten, dem ihr den Tod gegeben, Rache auf euch herabruft,

So werden die Engel selbst, bestimmt, euch aus dem Paradiese zu jagen,
Sich darbieten zur Abbüßung eurer Irrungen.

Nicht wahrscheinlich ist es, daß die Wagen um Chiswick-House euch am Kommen verhindert haben:
Gesteht vielmehr, daß die Menge derer, welche eure Reize fesseln, euch zurückhielt.

Groß war mein Verlangen, euch zu sehen, daß ich nicht auf die Stücke, die man spielte, achtete;
Jetzt, da ihr da seyd, zerstreut der Ton eurer Stimme meine ganze Unruhe.

So lange Abu Taleb eure herrlichen Gestalten betrachten kann,
Wird er nicht nach den Gebüschen in Edens Garten seufzen.

Man versichert, daß der Herzog von Northumberland die größten Reichthümer und ausgedehntesten Besitzungen im Königreiche habe. Auf die Bitte meiner Freundin B—l und der Herzogin von H—n, empfing ich eine Einladung, Sion-House zu besuchen; da es aber Sr. Herrlichkeit nicht beliebte, mich mit derselben Güte zu behandeln, welche mir andere Personen von Stande bezeugten, so befriedigte ich dießmal nur auf Kosten meiner Eigenliebe meine Neugierde.

Die Herzoge von Norfolk, van Rutland, von Grafton, ꝛc. stammen alle aus alten und berühmten Familien, welche seit langer Zeit im Besitze dieses Titels sind; denn seit dem Anfange der jetzigen Regierung, hat Se. Majestät nur eine einzige Person zu dieser Würde erhoben, die Prinzen der königlichen Familie ausgenommen.

Während ihrer Kindheit führen die Söhne des Königs den Titel Prinz, und nehmen den Herzogtitel an, wenn sie die Mannbarkeit erreicht haben. Es sind deren sieben, alle liebenswürdig und einfach in ihren Manieren. Sie gehn gern mit dem Adel um, und lassen in Gesellschaften ihre Ueberlegenheit nicht im geringsten fühlen, sondern nehmen ungezwungen Theil an jeder Art von Unterhaltung. So scherzte der Herzog von Gloceſter, der viel

Geist und Lebhaftigkeit des Charakters besitzt, in meiner Gegenwart oft mit jungen Damen über ihre Anhänglichkeit und gegenseitige Eifersucht über mich; dieß gab immer Stoff zum Lachen, und versetzte die Gesellschaft in eine heitere Stimmung.

Die ersten im Range nach den Lords sind die Mitglieder des Unterhauses, deren Anzahl drey hundert und funfzig übersteigt. Die Einwohner jeder Stadt des Reichs ernennen deren zwey, als ihre Agenten oder Repräsentanten im Parlamente. Es sind, im Allgemeinen, Männer von großen Talenten, und außerdem reiche Gutsbesitzer. Sie wohnen sieben Monate des Jahrs in London, und begeben sich fünfmal wöchentlich ins Parlament. Ich habe schon von einigen ihrer Pflichten gesprochen. Wenn ihre Aufmerksamkeit auf wichtige politische Gegenstände nicht gerichtet ist, so beschäftigen sie sich mit innern Angelegenheiten, der Gesetzgebung, mit Plänen, welche die Wohlfahrt des Staats bezwecken, und unterrichten sich von allem, was vorgeht. Das Parlament hebt die Gesetze über Verbrechen und Strafen auf und ändert auch sie; denn die Christen geben nicht vor, wie die Juden und Muhammedaner, die Gesetze über blos lediglich weltliche Gegenstände vom Himmel erhalten zu haben, sondern nehmen es selbst auf sich, Gesetze, den Zeiten und Umständen angemessen, zu entwerfen.

Sechszehntes Kapitel.

Begriff von der Ostindischen Compagnie. Von der Rechnungskammer. Von dem Lord-Mayor von London. Natur und Ausdehnung seiner Gerichtsbarkeit. Sein Gang nach Westmünster und Guild-Hall. Der Verfasser wird zum Fest des Lord-Mayor geladen. Beschreibung dieses Festes. Anekdote von Miß C—be.

In politischer Wichtigkeit folgt auf das Unterhaus die Ostindische Compagnie. Jeder Unterrichtete weiß, daß man unter dem Worte Compagnie eine Verbindung von Kaufleuten oder andern

Personen versteht, welche eine gewisse Summe Geldes zusammenschießen, um damit Handel zu treiben, oder andere bedeutende Unternehmungen zu machen, welche die Kräfte des Einzelnen übersteigen. Diesem Grunde muß man die Bildung der Ostindischen Compagnie zuschreiben.

Es ist nicht viel länger als hundert Jahre, seitdem die Ostindische Compagnie ihre Stiftungsurkunde erhalten hat, worin ihr das Monopol des Alleinhandels nach Indien und China ertheilt wurde. Ihr Capital bestand damals aus drey Croren Rupien (ungefähr zwey und siebenzig Millionen Franken), in Actien zu vier nnd zwanzig tausend Franken getheilt. Diese Summe verdoppelte sich aber in der Folge; und durch ihre großen Eroberungen in Indien ist jede Actie auf den doppelten Werth der anfänglichen Einlage gebracht worden.

Die Geschäfte der Compagnie stehn unter der Leitung von vier und zwanzig Directoren, wovon jährlich sechs der Reihe nach aus- und sechs andere dafür eintreten. Sie werden von denjenigen Eigenthümern ernannt, welche eine ganze Actie von achtzig tausend Franken haben. Diese Directoren wählen jährlich zwey der geschicktesten aus ihrer Mitte, den einen zu ihrem Präsidenten, den andern zu ihrem Vicepräsidenten, welche man Chairman und Deputy-Chairman nennt. Diese beyden Agenten sind die eigentlichen Repräsentanten der Compagnie. Obgleich sie nun einige Rücksicht auf die Meinung der andern Directoren nehmen, so haben sie doch, im Allgemeinen, schon einen bestimmten Entschluß gefaßt, bevor sie die Sachen der Versammlung vorlegen. Es ist klar, daß zur Bekleidung einer solchen Stelle Männer von großen Talenten und gereifter Erfahrung in den Geschäften erfordert werden, daß folglich nur wenige Directoren auf diese Ehre Anspruch machen können, während andere zuweilen mehrere Jahre hintereinander von neuem gewählt werden. Die Directoren, welche, während meiner Anwesenheit in England, wegen ihrer Geschicklichkeit am meisten geachtet waren, und denen die Präsidentenstelle gewohnlich zu Theile ward, waren die HH.

Hugh Inglis, David Scot, S. L—n und C. G—t. Ich hatte die Ehre, von allen diesen Herren gekannt zu seyn.

Die Eigenthümer der Fonds der Ostindischen Compagnie sind Personen von jedem Range und aus allen Ständen; ja es befinden sich darunter mehrere von so gemeinem Herkommen, daß sie es nicht wagen, vor ihren eignen Deputirten sich sehn zu lassen. Sie begeben sich jährlich zweymal in das Haus der Ostindischen Compagnie, um ihre Dividenden in Empfang zu nehmen, und bey der allenfallsigen Wahl eines neuen Directors ihre Stimmen abzugeben, wenn sie dazu aufgerufen werden; übrigens haben sie mit den Operationen der Compagnie nichts zu schaffen.

Das Compagnie-Haus ist ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude, das eine große Menge Säle zu öffentlichen Verhandlungen enthält. Es liegt in der Cité, und hat mit Einschluß der Magazine einen Umfang von mehr als Einer Meile. Hier werden alle Geschäfte der Compagnie verhandelt. Der Präsident und sein Adjunkt begeben sich täglich dahin, den Sonntag ausgenommen; die andern Directoren versammeln sich ein- oder zweymal wöchentlich, je nachdem die Menge oder Natur der Geschäfte es erfordert.

Da die Compagnie, oder ihre Statthalter in Indien, vor einigen Jahren der schlechten Verwaltung ihres Amtes oder der Nachläßigkeit waren angeklagt worden, so fanden die Minister des Königs für nöthig, eine Controll-Kammer (a board of controul) zu errichten, um die Aufsicht und Leitung der Geschäfte der Compagnie zu haben. Diese Kammer ist mit großer Gewalt versehen, und widersetzt sich oft den Maßregeln der Directoren; auch untersucht sie alle ihre Rechnungen und ihre ganze Correspondenz. Die Compagnie kann gegenwärtig, ohne Sanction der Kammer, weder Befehle, noch Briefe an ihre Statthalter abgehen lassen. Da immer einer der Minister des Königs Präsident der Kammer ist, so kann die Compagnie nichts thun, ja selbst nichts von einiger Wichtigkeit beschließen, ohne daß die Regierung davon unterrichtet sey.

Indessen geschieht es zuweilen, daß die von den Directoren und der Controll-Kammer sanctionirten Maßregeln dem Parlamente

vorgelegt werden. So haben beyde Häuser dem Lord C—s einen scharfen Verweis gegeben, weil er den Erben des Nabob von Carnatik seiner Gewalt beraubt, und dem Lord W—y, der sich eines Theils des Gebiets von Oude bemächtigt hatte. Man weiß noch nicht, welchen Ausgang diese beyden Angelegenheiten nehmen werden.

Bey meiner Ankunft in England waren mehrere Directoren der Meinung, ich sey als Agent eines Indischen Fürsten abgeschickt, um gegen ihre Beamten Klage zu führen. Dieß machte sie Anfangs gegen mich sehr mißtrauisch und vorsichtig in ihrem Benehmen. Nachdem sie aber von ihrem Irrthume zurückgekommen waren, nahmen sie mich freundschaftlich auf, und bezeugten mir viele Achtung.

Ich habe oben bemerkt, daß London aus drey Städten besteht, nämlich der Cite', Westmünster und Southwark. Erstere war vor Zeiten mit Mauern umgeben und befestigt. Hier wohnen die vornehmsten Kaufleute Englands; und noch heut zu Tage steht sie unter einer besondern Gerichtsbarkeit. Die erste Magistratsperson der Cite', unter dem Namen Lord-Mayor bekannt, ist mit großer Gewalt bekleidet, und herrscht unumschränkt in ihrem Gerichtsbezirke. Wenn ich nicht falsch berichtet bin, so ist die Verfassung der Stadt ungefähr folgende. Jeder, der seine Lehrjahre gehörig ausgehalten, oder ein gewisses Vermögen innerhalb der Mauern der Cite' besitzt, wird als Bürger betrachtet. Zu bestimmten Zeiten ernennen die Bürger einige aus ihrer Mitte, um das Organ ihrer Meinungen zu seyn, und welche man liverymen nennt; diese wählen wieder vier und zwanzig Schöppen (aldermen) daraus, welche nicht abgesetzt werden können, und wovon ein jeder Richter eines besondern Quartiers der Cite' ist. Er ist verantwortlich für die gute Ordnung, und hat das Recht, eine gewisse Anzahl Bürger seines Quartiers zusammen zu berufen, um ihm entweder mit ihrem Rathe, oder im Falle eines Aufruhrs mit ihrer Hülfe beyzustehen. Vor ihm werden alle kleinen Streitsachen der Bewohner seines Distrikts geschlichtet. Die Art, wie der Lord-Mayor gewählt wird, ist folgende. An einem be-

stimmten Tage versammeln sich alle Bürger in einem großen Gebäude, Common-Hall genannt, wo sie, nach Erwägung der Verdienste aller Schöppen, die Namen von zweyen nehmen, und sie dem versammelten Schöppengericht übersenden, welches verbunden ist, einen von denen, welche die Bürger vorgeschlagen haben, zum Lord-Mayor für das folgende Jahr zu ernennen.

Der Lord Mayor ist die erste Magistratsperson der Cite', und präsidirt täglich einem Tribunale. Er hat zwey Adjuncten, Sheriffs genannt, und eine Menge Beamten stehn unter seinem Befehle. Während seiner Amtsverwaltung wohnt er in einem prächtigen Palaste, und seine Dienerschaft und Pferde werden auf Kosten der Stadt unterhalten. Eins seiner Vorrechte besteht darin, daß kein Corps von Truppen oder bewaffneten Männern ohne seine Erlaubniß durch die Cite' ziehen kann. Obgleich sein Amtsbezirk von Westmünster, oder der Stadt des Königs, nur durch ein Thor getrennt ist, so kommt Se. Majestät doch nie nach der Cite', ohne vorher den Lord Mayor zu benachrichtigen, welcher dem Könige bis zum Thore der Cite' mit allem bey solchen Gelegenheiten üblichen Pomp und mit allen öffentlichen Ceremonien entgegen kommt, und ihm die Schlüssel der Stadt überreicht, worauf er sich mit dem Gefolge Sr. Majestät, welche er überall hin begleitet, vereinigt.

Die jährliche Wahl des Lord Mayor wird von den Einwohnern der Cite' mit eben so viel Pomp und Festlichkeit gefeyert, wie der Geburtstag des Königs in Westmünster begangen wird. Mittags schifft sich der Lord Mayor, bekleidet mit seinen Ceremonienkleidern, in Begleitung aller Beamten der Cite', in einer großen Zahl prächtiger, dazu bestimmter Yachten, ein, und fährt die Themse hinauf, bis zu dem großen Gerichtssaal in Westmünster, wo er den Eid ablegt, und hierauf wieder mit demselben Gefolge nach der Cite' zurückkehrt. Nachdem er sich hier ans Land begeben hat, setzt er sich in einen mit sechs Pferden bespannten Wagen, der ihn nach Guild-Hall bringt, wo ein Diner für viertausend der achtungswürdigsten Bürger Londons von beyderley Geschlecht zubereitet ist.

Einige Monate nach meiner Ankunft in London, wurde der Aldermann C—be zum Lord Mayor erwählt, und erzeigte mir die Ehre, mich zu seinem Diner einzuladen. Im Augenblicke, als ich an dem Thore von Guild-Hall aus dem Wagen stieg, kamen mir funfzig Gardisten Sr. Herrlichkeit, mit Hellebarden und Keulen bewaffnet, entgegen, und die Musik fing an zu spielen. Ich wurde hierauf in Ceremonie nach dem Sale geführt, wo Se. Herrlichkeit sich mit mehreren Ministern des Königs und andern Herren befanden.

Bey meinem Eintritte in den Sal nahm mich der Lord Mayor bey der Hand, und stellte mich, nachdem er sich nach meinem Befinden erkundigt hatte, seiner Gemahlin vor, welche mit aller Pracht einer Königin gekleidet war, und mit großem Pomp auf einem herrlichen Sopha saß. Obgleich es bey diesen Gelegenheiten nicht gebräuchlich ist, daß die Gemahlin des Lord Mayors den Gruß erwiedert, so geruhte doch diese Dame, sich zu erheben; eine Ehre, welche ich ohne Zweifel meiner Eigenschaft als Fremder zu verdanken hatte.

Als man dem Lord Mayor anzeigte, daß das Diner servirt sey, ergriff er von neuem meine Hand, und führte mich an eine Tafel, welche Eine oder zwey Stufen höher als die andern stand. Er wieß mir meinen Platz gegen sich über an, um Sorge für mich tragen zu können. Se. Herrlichkeit saßen zur Rechten ihrer Gemahlin, und zu Ihrer Rechten saßen die Lords C—y, Spencer, Nelson, und mehrere andere hohe Standespersonen. Der letzte Lord Mayor und seine Familie befanden sich zur Linken der Gemahlin des gegenwärtigen Lord Mayors. Die übrigen Plätze an der Tafel nahmen die Richter, Aldermänner ꝛc. ein.

Die Tafel war verschwenderisch mit Gerichten, Früchten, und herrlichen Weinen besetzt. Alles Geschirr war von Silber, mit halb erhabenen Figuren prächtig gearbeitet, und der größte Theil der Vasen, Kelche und Leuchter von mattem Golde. In meinem ganzen Leben habe ich nichts Prächtigeres gesehen. Die andern Tafeln schienen mir mit demselben Ueberflusse und gleicher Eleganz servirt zu seyn; und, wenn ich nach dem zufriedenen

Aeußern der Mitgäste urtheilen darf, so war jederman von diesem herrlichen Fest so entzückt, wie ich.

Nach dem Diner brachte man die Gesundheit des Lord Mayors und seiner Gemahlin unter lautem Jubel aus; hernach trank man auf die des Königs, der Königin, ꝛc.

Da eine Menge Personen, welche den untern Theil des Sals einnahmen, diejenigen nicht hatten sehen können, die an der ersten Tafel saßen, so schickte man, kurz vorher, ehe die Damen die Gesellschaft verließen, eine Petition an den Lord Mayor, um ihn um die Erlaubniß zu bitten, in kleinen Haufen um die Tafel passiren zu dürfen. Se. Herrlichkeit, nachdem sie meine Zustimmung verlangt hatten, willigten sogleich ein. Beym Vorübergehen an Lord Nelson, oder an mir, neigten die Männer den Kopf, und die Damen bogen die Knie; dieß ist die Art zu grüßen beyder Geschlechter in England. Diese Ceremonie dauerte länger als eine Stunde; worauf der Lord Mayor dem Lord Nelson, im Namen der Cite', einen prächtigen Säbel überreichte, dessen Griff mit Diamanten besetzt war, als ein Zeichen von Dankbarkeit für seine geleisteten Dienste. Nachdem Se. Herrlichkeit sich mit dem Schwert umgürtet hatten, erhoben sie sich, und hielten eine Rede an den Lord Mayor und an die Versammlung.

Nach Endigung dieses Zwischenaktes glaubte ich, es sey Zeit, mich wegzubegeben, und machte mich bereit, vom Lord Mayor Abschied zu nehmen. Aber Se. Herrlichkeit ergriffen meine Hand, und führten mich in ein prächtiges Appartement, wo wir seine Gemahlin und ungefähr fünf hundert andere reich gekleidete Damen fanden, wovon einige schön wie die Huris des Paradieses waren. Sie schienen unsre Ankunft erwartet zu haben, um den Ball zu eröffnen. Da es wenige Säle in der Welt gibt, welche eine solche Menschenmenge fassen können, wenn sie auf gewöhnliche Art möblirt sind, so hatte man diesen mit langen Reihen von Stufen versehen, welche ziemlich den steinernen Staffeln der großen Tancks (Indischen Teiche) glichen, und die rings um den Sal herumgingen, zur Bequemlichkeit der Zuschauer; der mittlere Raum für die Tänzer war aber dadurch etwas beschränkt.

Nachdem wir eine Weile gesessen hatten, gab man zwölf oder funfzehn der vornehmsten jungen Leute die Erlaubniß, in den Cirkel zu treten, und sich Tänzerinnen zu wählen. Als diese ersten Tänzer geendigt hatten, wurden sie durch eine gleiche Zahl andere ersetzt; und auf diese Art dauerte der Ball bis an den Morgen, so daß die Sonne aufgegangen war, bevor ich nach Hause kam.

Diese Nacht war eine der angenehmsten, die ich je verlebt habe; denn, außer allen Arten von Genüssen, war ich so glücklich, die ganze Zeit über die himmlischen Reitze der Miß C—be bewundern zu können, welche mitten unter diesen versammelten Schönheiten glänzten, wie der volle Mond unter den Sternen.

Dem nach, was ich hier gesagt habe, ist es überflüßig, zu wiederholen, daß diese junge Dame eine der schönsten Personen Londons ist. Ich traf sie eines Abends zufällig auf einer Maskerade; und da es warm war, trug sie nur einen kleinen Schleyer, der bloß bis auf ihre Oberlippe reichte. Unser Zusammentreffen war unerwartet; sie glaubte daher, mit mir, ohne erkannt zu werden, plaudern zu können; bey der ersten Frage aber, welche sie an mich richtete, antwortete ich ihr: „Es gibt nur Eine Dame „in London, welche so schöne Zähne und so schöne Lippen hat; „Miß C—be kann sich daher die Mühe ersparen, ihre Anbeter „täuschen zu wollen.“ Diese Worte, welche einige Personen hörten, wurden den andern Tag der Gegenstand des Gesprächs in den Gesellschaften des schönen Geschlechts.

Siebenzehntes Kapitel.

Begriff von den Englischen Justizhöfen. — Von dem Geschwornen-Gericht (Jury). — Von den Richtern und Advocaten. Der Verfasser wird von seinem Schneider vor Gericht geladen. Seine Betrachtungen und Schlüsse bey dieser Gelegenheit. Er tadelt die Englischen Gerichtshöfe in Indien. Anekdote von einem Zeugen. Doppelsinn der Englischen Gesetze. Der Verf. schlägt ein Mittel dagegen vor.

Es gibt in London mehrere öffentliche Gerichtshöfe, wovon jeder seine eigne Gerichtsbarkeit und seine eignen Richter hat. Das Tribunal, wo das Urtheil über die Criminalverbrecher gefällt wird, heißt Old-Beily. Da ich das Glück hatte, mehrere Richter zu kennen, und da ich mich von der Englischen Jurisprudenz zu unterrichten wünschte, so wohnte ich oft ihren Sitzungen bey.

Der erste Punct der Englischen Jurisprudenz, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog, und meinen vollen Beyfall erhielt, ist das Recht, dessen alle Brittische Unterthanen genießen, von einer Jury gerichtet zu werden. Diese Jury besteht aus zwölf achtungswürdigen Einwohnern der Stadt, welche zusammen berufen werden, um ihr Gutachten abzugeben, und die, ohne vorher von der abzuurtheilenden Sache unterrichtet worden zu seyn, und ohne Gelegenheit gehabt zu haben, sich mit den Partien zu besprechen, völlig uninteressirt und vorurtheilsfrey in dem Gerichtshofe erscheinen. Sie legen überdieß einen Eid ab, unparteyisch und nur nach der offenbaren Gewißheit zu urtheilen. Die Geschwornen müssen der ganzen Procedur mit der größten Aufmerksamkeit folgen, besonders aber dem Zeugenverhör durch die Beysitzer und den Richter, um hernach zu erklären, ob der Angeklagte der That, deren man ihn beschuldigt, verdächtig sey, oder nicht. Wenn sie alle einerley Meinung sind, so ist die Sache sogleich abgethan, und der Richter spricht das Urtheil nach dem Gesetze aus. Sind sie aber getheilter Meinung, so werden sie in einen Nebensaal eingeschlossen, bis daß sie sich über das Urtheil vereinigt haben. Obgleich diese Verfahrungsart als das Palladium der Englischen Freyheit angesehen wird, so scheint sie doch nicht ganz frey von aller Unvollkommenheit. Da der Richter eine Person von großem Ansehen und hohen Verdiensten ist, so jagt er oft den Geschwornen eine solche Furcht ein, daß er, wenn es ihm beliebt, ein ungerechtes Urtheil zu fällen, das Gesetz nach Gefallen auslegen, und in seiner Rede an die Geschwornen vorschreiben kann, was er will, das sie thun sollen. Ich hörte oft, daß

der Richter die Geschwornen wegen ihren Entscheidungen tadelte, und sie ein- oder zweymal zurückschickte, um ihren Ausspruch von neuem zu untersuchen. Wenn aus dem obigen erhellet, daß der Richter Mitglieder der Jury bestimmen kann, seine Meinung anzunehmen, so ist es ihm leicht, den andern Furcht einzujagen, indem er ihnen droht, sie ohne Nahrung eingeschlossen zu halten; während er selbst und die Advokaten das Tribunal verlassen, um sich eine drey- oder vierstündige Erholung zu gönnen. Man kann aus dem Gesagten schließen, daß in allen Sachen die Entscheidung mehr von den Richtern, als von den Geschwornen abhängt.

Es ist nicht zu zweifeln, daß die Englischen Richter Personen von großer Weisheit und Rechtlichkeit sind, welche ihre Glücksumstände und ihre Lage über alle Versuchung, ungerecht zu seyn, hinaussetzt. Da die Gesetze aber außerordeutlich zahlreich sind, und in mehreren Fällen selbst dunkel oder widersprechend zu seyn scheinen, so suchen die Advokaten, welche keine Nahrungsquellen haben, als ihre Plaidoyers (d. h. das Honorar, das ihnen ihre Clienten bezahlen), die Entscheidung der Sachen so lange, als sie nur können, hinzuhalten, und bestimmen oft den Richter, das Urtheil auf ein anderes Jahr zu verschieben. Auf diese Art dauern bürgerliche Rechtshändel oft zwanzig Jahr, zum Nachtheil und Ruin beyder Theile. In andern Fällen erlauben die Richter den Advokaten, die Zeugen zu verwirren und abzuschrecken, so daß Jemand, der nicht an ihr Verfahren gewöhnt ist, unmöglich einen klaren Ausspruch thun kann. Auch geschieht es zuweilen, daß der Richter seine eigne Entscheidung, von deren Richtigkeit er überzeugt ist, den eigennützigen Argumenten eines bestochenen Rathes aufopfert, der, um seinen Clienten zu dienen, das Gegentheil von dem zu beweisen sucht, was er selbst denkt.

Oft sah ich mit Mißfallen in den Gerichtshöfen, daß das Gesetz die Billigkeit verstummen machte, und daß der Gerechte und Redliche das Opfer eines feinen Schurken wurde; ohne

daß weiter der gerechteste Richter das Urtheil ändern konnte, wenn er anders nicht das Gesetz umgehen wollte.

Ich selbst hatte den Verdruß, mir in dieser Sache, auf meine Kosten, einige Erfahrung zu erwerben. Ich hatte mir Tuch gekauft, und kam mit einem Schneider überein, mir für 6 Schilling Macherlohn ein Kleid daraus zu machen. Ob ich gleich bey diesem Handel zwey Zeugen und seine schriftliche Einwilligung in Händen hatte, so läugnete er doch den Kauf, und schickte mir eine Rechnung von zwanzig Schilling. Ich zahlte ihm zehn, und weigerte mich, ihm mehr zu geben. Er erwiederte: es sey schon gut, er würde mich vor dem Richter belangen, um mich zur Bezahlung des Rests zu zwingen. Wirklich holte er sogleich eine Citation, die er mir aber nicht zustellte, und ließ mir einige Zeit nachher ein Urtheil des Tribunals bekannt machen, wodurch ich verurtheilt wurde, die zehn Schillinge, und überdieß noch eine Strafe von derselben Summe zu bezahlen, weil ich nicht der Ladung des Gerichtshofes Folge geleistet hatte. Ich sah dieß als eine empörende Ungerechtigkeit an, und fragte einen Freund, der Notar war, um Rath, was ich thun sollte. Er antwortete mir: „obgleich die Sache sehr hart sey, so rathe er mir doch, das Geld zu bezahlen; hernach könnte ich den Schneider verfolgen, daß er mir meine Ladung nicht zugestellt, und dadurch ein ungerechtes Urtheil gegen mich erhalten hatte.“ — Da mir aber die gemachte Erfahrung genügte, so befolgte ich den Rath meines Rechtsgelehrten nicht, und eilte, das, was man verlangte, zu bezahlen. Seit diesem unangenehmen Zufall suchte ich immer in der Güte mich zu vereinigen, wenn man mir eine übertriebene Forderung machte, und bot das Drittel oder die Hälfte der verlangten Summe; und da meinen Parteyen das Hin- und Herlaufen nicht anstand, so waren sie im Allgemeinen billig genug, meine Vorschläge anzunehmen. So benehmen sich auch viele Engländer, die es vorziehen, sich auf diese Art mit ihren Gegnern zu arrangiren, als den Streit vor einem Tribunal entscheiden zu lassen.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbey gehen lassen, ohne meine Meinung über die Errichtung der Englischen Justizhöfe in Indien zu sagen, deren man sich nur zu den abscheulichsten Mißbräuchen bedient. Ja, ich bin überzeugt, daß wenn ihr System nicht verändert wird, sie einst die traurigsten Folgen haben werden.

Es vergeht fast kein Monat in Calcutta, ohne daß nicht irgend ein achtungswerther und reicher Mann von den Harpyen angefallen wird, welche die Tribunale umschleichen. Sie wenden mancherley Mittel an, Geld zu erpressen; und viele von ihnen haben sich auf diesem schändlichen Wege ein solches Vermögen erworben, daß sie in dem größten Ueberflusse leben, und die ältesten Familien verdunkeln können.

Ihre Verfahrungsart im Allgemeinen ist folgende: Nachdem sie durch allerley Kunstgriffe einen der Procuratoren des Tribunals für sich gewonnen haben, kaufen sie, unter einem fingirten Namen, eine Menge Waaren auf Credit, für irgend einen Kaufmann des Landes; und wenn die Zeit der Zahlung herannaht, bringen sie falsche Zeugen herbey, um zu beweisen, daß die Waaren nur um die Hälfte des Preises, worüber man wirklich einig geworden, gekauft worden seyen.

Ein anderes Mittel, um Geld zu erwerben, besteht darin, dem Volke Furcht vor den Englischen Gesetzen einzuflößen. Sie fangen damit an, eine starke Summe Geldes zu verlangen, welche ihnen vorgeblich die Person selbst, an welche sie ihre Forderung richten, oder der Vater derselben schuldig seyn soll; um ihr Vorgeben zu beweisen, verfertigen sie oft Wechsel. Läßt man sich schrecken, und sucht sich mit ihnen zu vergleichen, so sind sie zufrieden; wagt man aber, ihre Forderung zu bestreiten, so machen sie die Sache bey den Gerichtshöfen anhängig, und haben die Schändlichkeit, nöthigen Falls zwanzig Eide abzulegen, daß diese oder jene Person ihnen funfzig tausend Rupien (hundert und funfzig tausend Franken) schuldig sey, und sich in einer fremden Niederlassung, zwanzig Meilen von Calcutta, versteckt habe. Man läßt alsdann sogleich eine Ladung

ergehen; und wenn die angeklagte Person ergriffen wird, so bringt man sie vor den Gerichtshof, der sie verurtheilt, eine Caution von einer Lak Rupien (300,000 Franken) zu leisten, oder ins Gefängniß zu wandern. Ist sie glücklich genug, reiche Freunde zu haben, welche ihr ohne Zögern zu Hülfe kommen, und für die Summe gut sagen, so kann sie der Schmach entgehen, ins Gefängniß gebracht zu werden, unter der Bedingung, daß sie an dem Tage ihres Urtheils vor dem Tribunale zu erscheinen verspreche. Erscheint sie aber eine Stunde zu spät in der Audienz, so verurtheilt man sie zu einer Strafe von hundert oder zwey hundert Pfund Sterling; und in dem Falle, daß sie durch irgend einen Zufall verhindert wird, sich dahin zu begeben, so müssen seine Bürgen die ganze Lak Rupien bezahlen. Diese Umstände sind sehr niederschlagend für einen Eingebohrnen Indiens, der die Englischen Gesetze und Gebräuche nicht kennt; und manche ziehen es vor, eine Summe Geldes zu zahlen, als sich den Mühen und Unannehmlichkeiten auszusetzen, welche sie zu befürchten hätten. Ist aber die angeklagte Person von festem Character, welche sich nicht durch das Labyrinth eines Processes abschrecken läßt, so muß sie sich eines Sachwalters bedienen, welcher nicht Ein Wort von ihrer Sprache versteht, und wichtige Angelegenheiten den Händen eines Mannes anvertrauen, mit dem sie nur durch Hülfe eines Dollmetschers sprechen kann. Da überdieß dieser Sachwalter nicht nach Jahren, Monaten oder Tagen bezahlt wird, wie das in Indien der Gebrauch ist, so bestimmt er nach Gefallen sein Honorar, und läßt das Urtheil so lange zurücksetzen, als es ihm gefällig ist. Nach Verlauf mehrerer Monate, oder wohl gar mehrerer Jahre, wird die Sache vorgenommen; und wenn der Vertheidiger glücklich genug ist, beweisen zu können, daß der Kläger und seine Zeugen sich eines Meineids schuldig gemacht haben, so erhält er ein günstiges Urtheil, und sein Gegner wird in die Proceßkosten verurtheilt. Oft geschieht es aber auch, daß der Kläger, von der Art, wie der Gerichtshof entscheiden wird, benachrichtigt, sich am Tage des Urtheils entfernt. Thut er es nicht,

so kann man ihn wegen dem Betrag der Kosten arretiren, und ins Gefängniß bringen. Stellt er sich arm, so ist der Vertheidiger genöthigt, nach allem schon erlittenen Unrechte, seinem Gegner eine wöchentliche Kost-Pension zu zahlen; und unterläßt er dieß ein einziges mal, so ist der Spitzbube frey, und erscheint von neuem im Publikum, um seine Schelmereyen wieder von neuem anzufangen.

Bis hierher habe ich nur die günstige Seite der Frage betrachtet. Nehmen wir aber nun an, daß es dem Gegner unmöglich ist, Bürgen für eine so große Sunime zu erhalten, so wird er den ersten Tag im Gerichtshofe, unter der Aufsicht der Gerichtsdiener, behalten. Hier kann er, wenn er ein Hindu ist, nicht essen; ist er ein Muhammedaner, so ist es ihm unmöglich, die Pflichten seiner Religion zu erfüllen. Den andern Tag bringt man ihn ins Gefängniß, wo die Verbrecher sind, zu seiner und seiner Familie Schande. Hier wird er jede Nacht in ein dunkles und ungesundes Loch eingesperrt, wo er Monate lang schmachtet. Eine Menge achtungswerther Personen sind, vor dem Tage ihres Urtheiles, unter dem Unglücke erlegen. Wenn der vorgebliche Schuldner so lange lebt, bis es den Richtern beliebt, ihn vor sich erscheinen zu lassen, so wird er, unter guter Eskorte, nach dem Tribunale geführt, wo der Kläger sich ohne Zweifel der oben angeführten Mittel bedient; und der einzige Trost, den dieser Unglückliche erhält, ist, daß die Richter ihm zu erkennen geben, wie es ihnen sehr leid thue, daß er so lange gelitten habe.

Man erzählt von einer klugen Frau, sie sey als Zeuge in einer Sache vor den Gerichtshof von Calcutta geladen worden, und habe die fragliche Thatsache, als in ihrer Gegenwart vorgefallen, bestätigt. Der Richter fragte sie hierauf, in welcher Gegend diese statt gehabt habe? worauf sie erwiederte: unter dem Verandah eines bezeichneten Hauses. „Sagt mir denn, „gute Frau“, erwiederte der Richter, „wie viel Säulen stützen „dieses Verandah?“ Die Frau, welche die Schlinge nicht bemerkte, die man ihr legte, sagte, ohne lange zu überlegen,

es seyen deren viere. Der Advokat der Gegenpartey erbot sich sogleich, zu beweisen, daß es fünfe seyen, und daß man folglich ihrer Aussage keinen Glauben beymessen könne. Die Frau, welche nun ihren Fehler bemerkte, wendete sich zum Richter mit den Worten: „Mylord, schon mehrere Jahre präsidiren Ew. Herrlichkeit „diesem Gerichtshofe, und jedesmal, daß Sie ihn besuchen, stei„gen Sie die Treppe hinauf; dürfte ich Sie nun fragen, aus „wie viel Stufen diese Treppe besteht?“ Der Richter gestand, daß er es nicht wisse. „Wenn Eure Herrlichkeit täglich diesen „Gerichtssitz besteigen, ohne zu wissen, auf wie viel Stufen, so „kann es nicht auffallen, daß ich die Anzahl der Säulen eines „Balkons vergessen habe, wo ich nicht sechsmal in meinem „Leben war.“ Der Richter war sehr zufrieden mit der Geistesgegenwart dieser Frau, und entschied die Sache zu Gunsten der Partey, für welche sie gezeugt hatte.

Kurz, der Doppelsinn der Englischen Gesetze ist so groß, und der Spitzfindigkeiten der Advokaten eine so ungeheure Menge, daß man nur die beklagen kann, welche unglücklich genug sind, Hülfe bey ihnen suchen zu müssen.

Da es weder von mir gerecht wäre, noch auch sich geziemte, mit solcher Freymüthigkeit ein System zu tadeln, ohne Mittel zur Abhülfe der Mängel anzugeben, so will ich so frey seyn, hier einige dieser Mittel vorzuschlagen, welche, wie ich glaube, mit Nutzen angewendet werden können.

Eine lange Reihe von Jahren nach der Einführung der muhammedanischen Religion, vertheidigte jeder seine eigne Sache; und die Cadis, welche zu dieser Zeit Männer von großem Wissen und exemplarischem Lebenswandel waren, sprachen unentgeldlich Recht.

Da die Englischen Richter gegenwärtig vom Staate besoldet werden, und daher nichts gewinnen können, wenn sie die Processe in die Länge ziehen, so schlage ich vor, die Räthe, Procuratoren ꝛc. auf den nämlichen Fuß zu setzen, und sie in harte Strafen zu verurtheilen, wenn sie sich von ihren Clienten bestechen lassen. Um die Kosten dieser Einrichtung aufzubringen,

könnte man die ganze Nation eine kleine Zusatztaxe bezahlen lassen, oder gewisse Procente von allen im Processe liegenden Gütern fordern. Ich bin überzeugt, durch dieses Mittel würde die Zahl und die Dauer der Processe sehr vermindert werden. Man ersparte auch den Zeugen den Verlust ihrer Zeit; die Gesetze würden von den Unvollkommenheiten gereinigt, die man ihnen jetzt vorwirft, und die Tribunale würden nicht mehr mit der Menge elender Advokaten überschwemmt werden, welche diesem Stande Schande machen.

Achtzehntes Kapitel.

Von den Englischen Finanzen. Arten der Abgaben. Anleihen der Regierung. Nationalschuld. Wirkungen der starken Auflagen auf die Armen, die Reichen und auf die Mittelklasse des Volkes. Plan des Verfassers, um die Tilgung der Nationalschuld zu bewirken.

Man darf in einem Werke, wie das vorliegende ist, einige Nachrichten von den Englischen Finanzen erwarten. Da indessen diese Materie sehr verwickelt und weitläuftig ist, so werde ich nur bey einigen Hauptpuncten verweilen.

Die öffentlichen Abgaben lasten nicht blos, wie in Indien, auf den Ländereyen, oder einigen Lebensmitteln; sondern auch Handelsartikel müssen verhältnißmäßig dazu beytragen. Die Taxen werden vom Parlamente bestimmt. Sie sind, im Allgemeinen, so vertheilt, daß sie für die Armen wenig drückend sind, und daß jeder nach Verhältniß seiner Einkünfte zahlt. Aus dieser Ursache sind Brod, Fleisch und Steinkohlen von Abgaben frey, während auf Liquers, Weinen ꝛc. starke Taxen liegen. Die Eigenthümer von Feldgütern zahlen den fünften Theil des Ertrags, außer dem Zehnten an die Geistlichkeit. Die Reichen bezahlen Abgaben von Hunden, Pferden und männlichen Bedienten. Sie müssen auch von dem Mehle, womit sie ihre Köpfe bestreuen, Abgaben geben, und für die Erlaubniß, auf ihre Wagen Wap-

pen, das Zeichen des Alters und des Rangs ihrer Familien ꝛc. mahlen lassen zu dürfen u. s. w. Seit dem Anfange des gegenwärtigen Krieges ist ein neues Gesetz bekannt gemacht worden, welches jedermann zwingt, jährlich den zehnten Theil des reinen Ertrags seiner Einkünfte zu bezahlen. Die meisten Taxen sind bleibend, andere ändert das Parlament nach Gutdünken.

Wenn der Kanzler der Schatzkammer sieht, daß die Einkünfte die Ausgaben des folgenden Jahres nicht decken, so vermehrt er die Auflage nicht, um das Gleichgewicht herzustellen, sondern macht, aus einer Finanz-Spitzfindigkeit, unter der Garantie der Regierung, eine Anleihe für die nöthige Summe, und erhöht die Abgabe von einigen Artikeln um ein Achtel oder Zehntel, um die Interessen des Anleihens bezahlen zu können. Auf den ersten Blick, sollte man glauben, müsse eine Zusatzabgabe auf einige Artikel, den Verkäufern nachtheilig seyn; indessen findet das Gegentheil statt; der Krämer schlägt, unter dem Vorwande, die Abgabe herauszubringen, viel mehr, als nöthig ist, auf seine Waare, und gewinnt also durch diese Einrichtung, während die ganze Last der Taxe auf die Käufer fällt.

Vor ungefähr Einem Jahrhunderte hat man den Anfang mit dieser Methode gemacht, Anleihen im Namen der Regierung zu machen; und da der Ueberschuß der Einkünfte während des Friedens nicht hinreicht, die Kriegsschulden zu tilgen, so ist die Nationalschuld beständig gewachsen, so daß sie gegenwärtig die ungeheuere Summe von mehreren hundert Millionen beträgt. Da es selten dazu kommt, daß man einen Theil dieser Schuld tilgt, so scheint es auffallend, daß man sich verleiten läßt, sein Geld auf solche Bedingungen hin zu verleihen, besonders da die jährlichen Interessen nur fünf oder sechs Procent betragen. Meiner Meinung nach ist der Grund darin zu suchen, daß der Vorrath des gemünzten Geldes in England die Summe übersteigt, welche zum Handel der Nation nöthig ist; und da das Gesetz die rechtmäßigen Interessen zu 5 Procent bestimmt hat, so leihen die Banquiers lieber der Regierung ihr Geld, obgleich sie keine

Hoffnung haben, jemals ihr Darleihen wieder zurückgezahlt zu erhalten, als daß sie es Privatpersonen gegen geringe Sicherheit anvertrauen. Dieses ideale Eigenthum hat indessen durch die Zeit und durch die regelmäßige Bezahlung der Interessen von sechs zu sechs Monaten, ein solches Zutrauen erworben, daß immer eine Menge Personen bereit sind, Staatspapiere zu kaufen, selbst zu übertriebenem Preise. Man muß aber gestehen, daß die Schuld zu ungeheuer ist, als daß nicht die Bezahlung der Interessen, verbunden mit den laufenden Staatsausgaben, hart auf jedem Einzelnen lasten sollte. Es ist daher unmöglich, daß ein solches System sich lange halten kann. Der Arme, der von den meisten Taxen befreyt ist, empfindet daß Drückende derselben nicht, es sey denn beym Einkauf der Lebensnothwendigkeiten; und die Reichen können mehrere Taxen vermeiden, indem sie verschiedenen Luxusartikeln entsagen; die Mittelklasse aber, gewohnt auf eine gewisse und anständige Art zu leben, empfindet härter als die andern die schweren Zeiten. Sie hat ihre Ausgaben schon so bedeutend eingeschränkt, daß es nicht mehr geschehen kann, ohne von dem Range herabzusteigen, den sie bisher in der Gesellschaft ehrenvoll eingenommen hat.

Dieser Gegenstand ist dem Scharfsinne einiger geschickten Politiker Englands nicht entgangen. Sie haben berechnet, daß, wenn die Oberfläche beyder Inseln mit Geld bedeckt wäre, dieß zur Zahlung der Nationalschuld nicht hinreichen würde. Da diese Speculanten aber noch kein Mittel gegen dieses Uebel angegeben haben, so will ich mir die Freyheit nehmen, hier einige Ideen über diese Materie darzulegen, deren Anwendung vielleicht einem Unglück vorbeugen könnte, das, wie ich voraussehe, eines Tages Großbrittannien vernichten, und seinen Ruhm in Vergessenheit bringen wird.

In Gegenwart des Parlaments setze den Staatsschuldnern der Minister auf eine klare und ruhige Art auseinander, wie die Lage der Sachen eine so kritische Wendung genommen habe, daß es für die Nation unmöglich sey, fortzufahren, länger die ungeheuern Taxen, welche sie erdrücken, zu bezahlen; daß eine

Revolution zu befürchten sey; daß die erste Handlung der Häupter der Revolution unstreitig die seyn würde, die Nationalschuld zu vernichten, wo dann die Reichen sich glücklich schätzen müßten, wenn man ihnen ihre gegenwärtig wirklich besitzenden Güter ließe; daß die Staatsschuldner bey der auf diese Art vernichteten Nationalschuld ihr ganzes Eigenthum in den öffentlichen Fonds verlieren würden, und es daher klüger von ihnen sey, sogleich einen Vergleich einzugehen, und auf einen Theil ihrer Ansprüche Verzicht zu leisten. Diejenigen z. B. welche lange Jahre Interessen von der Nation gezogen hätten, sollten ihren Ansprüchen zur Hälfte entsagen; andere, welchen nur erst seit wenigen Jahren Interessen bezahlt worden, würden ein Drittel nachlassen, und die, deren Papiere von ganz neuem Datum seyen, sollten nur ein Viertel verlieren. Da nun die Staatsgläubiger alle reich sind, und außer ihrem Eigenthume in den Fonds noch sonst großes Vermögen an Ländereyen, Gold und Silber, Waaren und Häuser besitzen, so ist nicht zu zweifeln, daß sie, wenn sie davon überzeugt sind, daß eine Revolution ausbrechen könne, durch welche sie größerem Verluste ausgesetzt seyn würden, nicht sogleich diese Vorschläge annehmen. Durch dieses Mittel würde die Nationalschuld an Einem Tage zur Hälfte getilgt. Hernach wäre es die Sache des Parlaments, alle unnützen Ausgaben zu vermeiden, und den Ueberschuß der Einkünfte zur Tilgung des Restes der Schuld anzuwenden. Bey der Befolgung dieses Plans würde die Nationalschuld in zwanzig oder dreyßig Jahren getilgt seyn. Man könnte sogleich die drükkendsten Auflagen abschaffen, und die andern nach und nach. Die Artikel der ersten Nothwendigkeit würden alsdann im Preise fallen, und das Volk sich seinen Herrschern dankbar dafür bezeugen.

Neunzehntes Kapitel.

Vom Character der Engländer. Vorzug der Sitteneinfachheit, durch das Beyspiel der Araber und Tataren bewiesen. Art, wie der Verfasser die Gebräuche der Muhammedaner vertheidigt.

Ich komme nun zu einem unangenehmen Theile meiner Erzählung, welcher mich vielleicht der Beschuldigung der Undankbarkeit aussetzen wird. Ich thue dieß darum, weil ich meinem förmlichen, der Lady Spencer und andern meiner Freunde gethanen Versprechen nachkommen will, frey von den Fehlern und Mängeln zu sprechen, welche mir den Charakter des Englischen Volkes zu entehren scheinen, die vielleicht aber auch nur Grillen meiner Einbildungskraft sind. Ist das, was ich sagen werde, ungegründet, so wird man es, hoffe ich, eher einem Mangel an Urtheilskraft von meiner Seite, als der Bosheit und Undankbarkeit zuschreiben; findet man aber meine Betrachtungen wahr, so wünsche ich, daß sie (die Engländer) mir meine Freymüthigkeit zu Gute halten, und daß sie ihre Fehler abzulegen suchen werden.

Da ich die Engländer hauptsächlich in London kennen und würdigen gelernt habe, so kann man mir mit einem Schein von Recht den Einwurf machen, daß man in einer Hauptstadt mehr Verdorbene finde, als in dem ganzen übrigen Theile des Reichs.

Der erste und größte Fehler, welchen ich an den Engländern zu rügen habe, ist ihr Mangel an Religion, und ihre große Anhänglichkeit an die Philosophie (Atheismus). Die Wirkungen dieser Principien, oder vielmehr der Mangel an Grundsätzen, sind bey dem gemeinen Volke, das durchaus von aller Moral entblöß't ist, sehr bemerkbar. Es ist zwar wahr, daß es sich in acht nimmt, gegen die Gesetze des Landes zu handeln, aus Furcht vor der Strafe; aber jedesmal, so oft sich Gelegenheit darbieret, etwas stehlen zu können, ohne Gefahr, entdeckt zu werden, so benutzt es sie gewiß. Es ist auch beständig auf der Lauer, um Mittel zu finden, sich des Eigenthums der Reichen zu bemächtigen, welche ihre Thüren verschlossen, und Fremde aus ihrem Hause entfernt halten müssen. Dank sey es der Wachsamkeit der Obrigkeiten, der Strenge der Gesetze, und der Rechtschaffenheit der obern Classen, daß noch keine verderbliche Folgen von dieser schändlichen Handlungsweise des Volkes zu befürchten sind; sollten aber einst

diese verhaßten Ränke vorherrschend werden, so müßte nothwendig ein unvermeidlicher Untergang daraus erfolgen.

Ein zweyter, sehr hervorstechender Fehler der Engländer ist ihre Eitelkeit, oder vielmehr ihre Unverschämtheit. Stolz auf Macht und Glück in den letzt verflossenen funfzig Jahren, scheinen sie keinen Glückswechsel zu fürchten, und verschmähen es, ihm vorzubeugen. So befand sich z. B. der Londoner Pöbel, als er sich vor einiger Zeit wegen neuer Auflagen und des hohen Preises der Lebensmittel zusammenrottete, in einem Zustand von Aufruhr. Es gelang nun zwar der Obrigkeit, den Auflauf mit bewaffneter Hand zu zerstreuen, indessen wurden doch gar keine Maßregeln genommen, das Uebel von Grund aus zu vertilgen. Einige Angestellte sagten, der Zweck der Meuterer sey gewesen, einen höhern Lohn zu erhalten (ein Mittel, wovon die Arbeiter in England oft Gebrauch machen); andere waren der Meinung, für dieses Uebel gebe es kein Mittel; und so blieb die Sache ohne Folge. Dieses ganze Verfahren zeigt eine blinde Sicherheit an. Anstatt dem Uebel zu begegnen, und daran zu arbeiten, ihm zuvor zu kommen, wartet man, bis es da ist, um alsdann Mittel dagegen zu suchen. Dieser Dünkel ist bey jedem Engländer mehr oder weniger vorhanden; indessen unterscheidet er sich sehr von der Eitelkeit der Indier und Perser.

Der dritte Fehler, dessen man sie beschuldigen kann, ist ihre Leidenschaft, sich Vermögen zu erwerben, und ihre Anhänglichkeit an weltliche Dinge. Indessen sind diese übeln Eigenschaften an sich nicht so tadelnswerth, als in Ländern, wo man dem Glückswechsel mehr unterworfen ist. In England ist eines jeden Eigenthum so gut durch das Gesetz geschützt, daß man die Früchte seines Fleißes mit Sicherheit genießen kann. Man bemerkt aber im Allgemeinen, daß Geiz und Kargheit mit niedrigen und illiberalen Ideen begleitet sind; daß sie folglich diejenigen verächtlich machen, welche damit befleckt sind; während die Freygebigkeit, wenn sie nicht in Verschwendung ausartet, sondern von der Klugheit geleitet wird, den Mann angesehn und achtungswürdig macht.

Ihre vierte Schwachheit ist die Liebe zur Ruhe und ihr Widerwillen gegen die Arbeit; indessen ist dieser Fehler nur in gemildertem Grade bey ihnen vorhanden, und kann mit der Indolenz und Gefühllosigkeit der Opium-Raucher in Hindostan und Konstantinopel nicht verglichen werden; er verhindert sie blos an der Vervollkommnung in den Wissenschaften, und ihren Freunden in dem nützlich zu seyn, was sie die kleinen Gelegenheiten zu nennen pflegen. Ich muß indessen bemerken, daß Beweise von Güte und Wohlwollen häufig die Freundschaft dauerhafter begründen, als fortdauernde Wohlthaten; denn die Gelegenheit, erstere zu geben, zeigt sich täglich, während man letztere nur selten erzeigen kann. Ich war in London oft genöthiget, meinen Freunden beschwerlich zu fallen mit der Bitte, mir bey dem Ordnen meiner Rechnungen mit meinem Wirthe oder andern Personen behülflich zu seyn; habe aber immer bemerkt, daß sie jedesmal, anstatt einige Minuten aufzuopfern und ein Paar Worte zu meinem Vortheile zu sagen, lieber eine unbillige Forderung bewilligten, und sich erboten, die Posten, gegen welche ich Einwendungen machte, aus ihrer Börse zu bezahlen. Ihr Gesicht drückte bey solchen Gelegenheiten so deutlich ihren Widerwillen gegen die Rolle des Dolmetschers oder Vermittlers aus, daß ich am Ende darauf verzichtet habe, sie weiter zu bemühen. In diesem Stücke habe ich die Franzosen viel gefälliger gefunden; denn wenn der Wirth eines Hotel garni mich zu betrügen suchte, so schlugen sich immer die Personen, welche bey unsern Debatten zugegen waren, zu meinem Vortheile ins Mittel, und zwangen ihn, mich billig zu behandeln.

Nach dieser kurzen Bemerkung über das Benehmen meiner Londoner Freunde, glaubt ihr wohl voraussetzen zu müssen, daß diese Herren sehr beschäftigt gewesen seyn werden, während neun von zehnen, welche ich am westlichen Ende der Stadt kannte, nicht viel mehr als gar keine Beschäftigung hatten. Höchstens widmen sie Eine oder zwey Stunden nach dem Frühstücke ihren Geschäften; der übrige Theil des Tags ist den Besuchen und dem Vergnügen vorbehalten. Wenn man einen dieser Herren besucht, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Bediente sagen wird, sein

Herr sey nicht zu Hause; dadurch wollen sie aber bloß diejenigen von sich abhalten, von deren Besuche sie die Ursache nicht kennen, oder von denen sie belästigt zu werden fürchten. Auch in diesem Stücke sind die Franzosen, im Allgemeinen, den Engländern überlegen: man findet sie immer dienstfertig; sie lassen nie die Zeichen von Ungeduld blicken, welche bey den Engländern so sichtbar und so sehr zu tadeln sind.

Ihr fünfter Fehler hängt mit dem vorhergehenden genau zusammen, und heißt Reitzbarkeit des Charakters. Diese Leidenschaft bringt sie oft dahin, daß sie sich um der geringfügigsten Ursache willen mit ihren Bekannten, ja selbst mit ihren Freunden, veruneinigen. Fremde haben sich selten über die Folgen dieses Lasters zu beklagen. Da die Gesellschaft aber nur durch gegenseitiges Nachgeben sich erhalten kann, und in so fern wir zuweilen blind für die Schwachheiten und Unwissenheit unsrer Freunde sind, so verursacht es oft Erbitterung zwischen den nächsten Verwandten, und wohl gar ihre Trennung.

Der sechste Fehler der Engländer ist die Verschwendung der Zeit mit Schlafen, Essen und Ankleiden. Außer den nöthigen Abwaschungen, rasiren und frisiren sie sich die Haare jeden Morgen, und brauchen, um der Mode zu genügen, fünf und zwanzig verschiedene Artikel zu ihrem Anzuge. Alles dieses, das Rasiren ausgenommen, wird vor dem Diner wiederholt, und Abends legen sie ihre Kleider von neuem ab; so daß man wenigstens zwey Stunden täglich allein für die Toilette rechnen kann; Eine Stunde brauchen sie zum Frühstücke, drey andere zum Diner, und die drey folgenden bringen sie beym Thee, oder in Gesellschaft der Damen zu; der Schlaf erfordert neun Stunden; somit bleiben ihnen denn gerade von vier und zwanzig Stunden sechs übrig, um Besuche zu machen und ihre Geschäfte zu besorgen. Wenn man ihnen diesen Zeitverlust vorwirft, so antworten sie: „Wie „läßt sich dieß vermeiden?“ Aber ich erwiedere: „Vermindert „die Menge eurer Kleidungsstücke, vereinfacht eure Toilette, rasirt „euch nicht, und widmet nicht so viele Zeit der Tafel und dem „Bette.“

Der siebente Fehler ist ihre sinnliche Lebensart, die hundertfache Bedürfnisse hat. Werft einen Blick auf ihre mit mancherley Geräthe angefüllten Küchen, auf ihre prächtig möblirten Appartements, auf ihre mit Gold- und Silbergeschirre angefüllten Schränke, auf ihre mit Glas- und Porcellän-Aufsätzen bedeckten Tafeln, auf ihre mit Weinen aus allen Theilen der Welt versehenen Keller, auf ihre Parks, welche von allen Arten Wildpret wimmeln, auf ihre mit unzähligen Fischen belebten Teiche, und ihr werdet finden, daß alle diese ungeheuern Ausgaben nur dazu dienen, ihre Begierden zu reizen.

Wenn die Personen, wovon die Rede ist, sich die Mühe geben wollten, die Geschichte der Araber und Tataren zu lesen, so würden sie finden, daß beyde Völker ihre Eroberungen nicht ihrer Menge und der Ueberlegenheit ihrer Waffen, welche nur aus Bogen, Pfeilen und Säbeln bestanden, zu verdanken hatten, sondern ihren wenigen Bedürfnissen: mit der gröbsten Kost sich begnügend, waren sie immer fertig zum Schlagen. Ihre Anführer theilten gern das Schicksal der Soldaten, und ihre eigenen Bedürfnisse waren gering. Auch reichten immer, wenn sie in Feindes Land kamen, die Einkünfte für ihre einfache und weise Regierungsform hin; und anstatt ihre neuen Unterthanen mit Abgaben zu beschweren, verminderten sie die bestehenden zuweilen bis auf die Hälfte; so daß die angränzenden Völker, anstatt die Annäherung ihrer Armeen zu fürchten, sie im Gegentheile wünschten, und ihnen die Eroberung ihres Landes erleichterten. Diesem allein ist die Schnelligkeit zuzuschreiben, womit sie einen großen Theil der Erde ihrer Herrschaft unterwarfen.

Man erzählt eine Anekdote von Aly, dem Befehlshaber der Gläubigen (auf dem die Gnade des Höchsten ruhen möge!), welche meine Behauptung bestätigen wird. Bevor der Schwiegersohn des Propheten sich zu einer Unternehmung in Marsch setzte, befahl er, eine hinreichende Menge Gerstenbrote zu seinem Unterhalte für zwanzig Tage zu backen. Er belud sein eignes Kameel mit diesem Vorrathe, und aß täglich eins dieser Brode in Wasser getunkt, und dieß war seine ganze Nahrung. Seine Freunde

machten ihm Vorstellungen über diese Enthaltsamkeit, und baten ihn, sich andere Gerichte bereiten zu lassen. Er antwortete aber ihnen: „Zwey Gegenstände füllen meine ganze Zeit aus: Erstens, meine „Pflicht gegen Gott; und zweytens, meine Sorgen für die Armee. „Ich habe daher keinen Augenblick zu verlieren, um meinen Ap„petit zu befriedigen.“

Ich glaube, daß die folgende Anekdote vom Kaiser Timur (Tamerlan) gleichfalls meine Behauptung bestätigen wird. Dieser berühmte Eroberer ließ, als er nach der Unterwerfung von Persien nach Samarkand zurückkehrte, in Azerbyan eine beträchtliche Armee unter dem Befehle einiger seiner geschicktesten Generäle zurück. Bevor er aber diese Provinz verließ, befahl er den Befehlshabern, sich bey ihm einzufinden, und nachdem er ihnen guten Rath über ihr Benehmen und die Erhaltung der Ruhe des Landes, das er ihrer Sorge anvertraute, ertheilt hatte, schloß er damit: „Durch „die Gnade Gottes und das Glück unsrer Waffen, sind alle unsre „Feinde in diesem Welttheile von der Erde vertilgt, den Sultan „Ahmed Jellair und Kara Yusuf den Turkoman ausgenommen, „welche sich beyde auf das Gebiet der Ottomannen von Konstan„tinopel geflüchtet haben. Ersterer ist König, und Königssohn; „da er aber in der Perser Weichlichkeit und Luxus ist erzogen „worden, so fürchte ich ihn nicht. Vor Kara Yusuf seyd aber „auf eurer Hut. Er ist ein erfahrner Soldat, den das Mißgeschick „abgehärtet hat, der außerdem an alle Entbehrungen gewöhnt ist, „und Mühe und Beschwerlichkeiten ertragen kann: auf ihn richtet „daher eure ganze Aufmerksamkeit.“ Der Scharfsinn des Kaisers und die Richtigkeit seiner Bemerkungen wurden in der Folge vollkommen bestätigt. Kurze Zeit nach Tamerlans Tod überschwemmten beyde Fürsten die Provinz Azerbyan. Der Sultan Ahmed wurde bald vernichtet und getödtet; Kara Yusuf aber, von den Eigenschaften, welche der Kaiser in ihm erkannt hatte, unterstützt, benutzte den Mangel an Energie und das tyrannische Verfahren der Tataren, und eroberte nicht allein sein eignes Land wieder, sondern vertrieb sie auch aus einem großen Theil von Persien.

Eitelkeit und Anmaßung machen den achten Fehler der Eng-

länder aus, besonders in Beziehung auf Wissenschaften und auf die Kenntniß fremder Sprachen. Kaum hat sich einer einen schwachen Begriff von den Principien einer Wissenschaft, oder die Anfangsgründe einer fremden Sprache erworben, so macht er sich auch sogleich daran, ein Werk darüber zu schreiben, und verbreitet durch die Presse Bücher, welche nicht mehr innern Werth haben, als Spielsachen der Kinder, und nur Unwissende unterhalten, ohne Unterrichteten von dem geringsten Nutzen zu seyn. Es ist dieß nicht meine Privatmeinung, sondern auch das Urtheil der Griechen und Franzosen, deren Sprachen in England mehr als jede andere kultivirt werden. Die Verblendung der Engländer ist aber so groß, daß sie an das tiefe Wissen des Verfassers blindlings glauben, und sein Buch kaufen. Selbst diejenigen, welche für competente Richter in diesen Sachen gelten können, widersetzen sich diesem Mißbrauche nicht, sondern behaupten, wenig wissen sey besser, als gar nichts wissen. Ich verwerfe dieses Axiom; denn der reellen Wissenschaft und des Wahren ist in vielen ihrer Bücher so wenig, daß man seine kostbare Zeit mit dem Lesen derselben verliert, ohne weiter von den irrigen Meinungen und der fehlerhaften Ansicht der Dinge zu sprechen, welche man durch die Lectüre solcher Werke annimmt, und von denen man sich nicht so leicht losmachen kann, als es leicht ist, dem richtige Begriffe beyzubringen, der noch ganz ohne Unterricht ist.

Fern sey es von mir, die vorzüglichen Talente und den liebenswürdigen Charakter des Sir William Jones herabwürdigen zu wollen; es ist aber nicht zu läugnen, daß, da er seine Persische Grammatik in seiner Jugend geschrieben, bevor er sich einige Kenntniß in der Hindostanischen Sprache erworben hatte, sie nothwendigerweise in mehreren Theilen sehr unvollständig ausfallen mußte; und es ist zu bedauern, daß seine Aemter und seine andern Studien ihm nicht erlaubt haben, sie umzuarbeiten, nachdem er einige Zeit in Indien zugebracht hatte. Als man mich bat, Personen Unterricht im Persischen zu geben, welche vorher diese Grammatik studirt hatten, fand ich es viel schwieriger, die schlechte Aussprache, welche sie angenommen hatten, zu verbessern, als

Jemand zu unterrichten, dem vorher das Persische Alphabet ganz unbekannt war. Dieser Art Bücher ist heut zu Tage eine solche Menge in London, daß es bald schwer fallen wird, die Werke von Werth herauszufinden.

Der neunte Fehler, welcher den Charakter der Engländer verunziert, ist ihre eigennützige Gemüthsart. Oft suchen sie ihr eignes Wohl zu gründen, ohne zu untersuchen, ob sie dadurch andern nicht schaden. Wenn es auf irgend einen Vortheil ankommt, so sieht man sie demüthiger und unterwürfiger, als dieß, meiner Meinung nach, Leuten von Ehre ziemt. Haben sie erreicht, was sie wünschen, so brechen sie, entweder aus Scham über ihr vorheriges Benehmen, oder aus Verdruß es fortzusetzen, plötzlich die Verbindung mit denen ab, welche ihnen nützlich waren. Andere, von einem Gefühl von Wohlstand zurückgehalten, fahren fort, ihre Wohlthäter zu besuchen, und suchen selbst, durch Liebkosungen und Schmeicheleyen, ihr Unrecht die vergessen zu machen, welche sie durch Versprechungen belästigt oder getäuscht haben. Ich habe in England keine Gelegenheit gehabt, selbst dergleichen Erfahrungen zu machen; in Indien aber haben mir die HH. M—n, J—n, der Oberst H—y, und der Doctor B—n die überzeugendsten Beweise davon gegeben. So oft ich ihnen irgend einen Dienst erzeigen sollte, wendeten sie alles an, um mich dazu zu bewegen; hatten sie aber von mir erhalten, was sie wünschten, so vergaßen sie bald ihre Versprechungen, und überließen mich der Bosheit meiner Feinde. Ich hätte ohne Zweifel die Mühe sparen können, obige Beyspiele anzuführen: dieser Fehler der Engländer ist so offenbar, daß kein Zweifel darüber statt finden kann.

Es ist bekannt, daß Lord H—t, als er Gouverneur von Madras war, bemüht war, sich von der innern Verwaltung der Einkünfte von Carnatik zu unterrichten, und zu dem Ende die Genehmigung seines Obern, Sir J. Shore, nachsuchte. Er betrog sich aber in seiner Erwartung; der Gouverneur willigte in diese Maßregel nicht ein, sondern sagte: „Obgleich der Politik angemessen, würde es doch immer eine Ungerechtigkeit und eine

„Uebertretung des Vertrags seyn, der zwischen dem Nabob und „der Ostindischen Compagnie besteht.“ Se. Herrlichkeit erwiederten auf diese Bemerkungen: „Daß er Sr. Excellenz diese Maß„regel nicht vorgeschlagen haben würde, wenn die Engländer in „vorhergehenden Zeiten diesen Geist der Mäßigung im Länderer„werb gezeigt hätten; da nun aber allgemein bekannt sey, daß „das entgegengesetzte System immer die Oberhand behalten habe, „so glaube er, die gegenwärtige Gelegenheit versäumen, hieße „beynahe eine Narrheit begehen.“

Das zehnte Laster dieser Nation ist ihre Unkeuschheit. Unter dieser Benennung begreife ich nicht allein das ahndungswürdige Betragen junger Frauenzimmer, welche sich von ihren Liebhabern entführen lassen, und anderer, die mit Männern leben, bevor sie mit ihnen verheyrathet sind; sondern auch die zügellose Freyheit, mit welcher sich beyde Geschlechter in London betragen, wie dieß die vielen öffentlichen Häuser in allen Theilen der Stadt beweisen. Man hat mich bestimmt versichert, daß sich in dem einzigen Kirchspiele von Maria der Guten sechzig tausend Freudenmädchen befänden, und außerdem gibt es keine Straße in der Hauptstadt, wo man nicht welche antrifft.

Der eilfte Fehler der Engländer ist ihre thörichte Verschwendung, indem sie über ihr Vermögen für Dinge Geld ausgeben, welche für sie nicht von dem geringsten Nutzen sind, und wovon ich einige genannt habe, als von ihrem Luxus die Rede war. Hierher muß man noch rechnen ihre Wagen, Pferde und Bedienten; häufig hat die Frau sogar ihre eigne Dienerschaft und Equipagen. Man gibt auch viel Geld in London aus für Bälle, Maskeraden, Assemble'en, ꝛc.; oft werden tausend Pfund Sterling auf diese Art in Einer Nacht verschwendet. Ich habe Personen gekannt, die bey jährlichen Einkünften von sechs bis sieben tausend Pfund Sterling durch diese thörichten Ausgaben so genirt waren, daß sie keine zehn Pfund einem Freunde leihen konnten, der diese kleine Summe gebraucht haben würde. Dieser Schwindelgeist scheint täglich zuzunehmen, und da er die Classe der Kaufleute und selbst die der Handwerker ergriffen hat, so sind die

traurigsten Folgen davon zu erwarten. Finden diese Leute, daß der Ertrag ihres Gewerbes nicht hinreicht zur Befriedigung ihrer Launen, so greifen sie nothgedrungen zu unerlaubten Mitteln, welche sie an den Galgen bringen. Müßiggang und Schwelgerey pflanzen sich somit auch in den untern Classen fort, und untergraben die Ordnung, welche in einem weise organisirten Staate herrschen muß.

Bey Gelegenheit einer Excursion von London in einem öffentlichen Wagen, fand ich bey einem Engländer die größte Prahlerey mit der größten Niederträchtigkeit vereinigt. Dieser Mensch, von einem ziemlich vortheilhaften Aeußern, redete mich an, nachdem wir Platz im Wagen genommen hatten, und fragte mich verschiedenes über Indien, besonders über den Preiß der Lebensmittel. Er schien überrascht über den wenigen Werth einiger Artikel; aber nach einem kurzen Schweigen sagte er: „Es ist wahrscheinlich, daß dieser wohlfeile Preiß der Lebensmittel dem Geldmangel, und den geringen Einkünften der Einwohner dieses Landes zugeschrieben werden muß.“ Ich antwortete ihm, er sey im Irrthum; es gäbe kein reicheres Land, als Hindostan, und daß es selbst zum Sprüchworte geworden, daß Europäische Abentheurer nur dahin kämen, um ihr Glück zu machen. Beym Mittagessen verlangte er die köstlichsten Weine, und lud mich ein, mit ihm zu trinken. Da ich nicht dazu aufgelegt war, und auch keine Depense machen wollte, so dankte ich ihm; als aber die Rechnung gebracht wurde, vertheilte er den Betrag unter alle Mitgäste. Diese Unverschämtheit überraschte mich; da jedoch keiner der andern der Zahlung sich weigerte, obgleich alle darüber betroffen zu seyn schienen, so wollte ich nicht knauseriger als sie erscheinen, und zahlte zwey Tage lang acht Schillinge für jedes Mittagessen, als das Doppelte, was man gewöhnlich von denjenigen nimmt, welche in öffentlichen Wagen reisen.

Wenn jemals dieser Schwindelgeist die Departements der Minister ergreift, so ist nicht zu zweifeln, daß sie den Staatsschatz verschwenden, oder sich öffentlich bestechen lassen werden; und alsdann ist der Untergang des Staats nicht mehr zu vermeiden.

Wenn die Engländer sich die Mühe geben wollen, die alte Geschichte zu lesen, so werden sie finden, daß durch Luxus und Verschwendung häufiger der Sturz der Staaten herbeygeführt worden, als durch die Waffen der Feinde. Diese Laster erzeugen Neid, Zwietracht, Erbitterung, und machen das Volk weichlich und zu Veränderungen geneigt; ihnen ist der Untergang des Römischen Reiches in Europa zuzuschreiben, so wie die gänzliche Vernichtung der Macht des Moguls in Indien.

Ihr zwölfter Fehler ist ihre Verachtung der Gebräuche anderer Nationen, und ihr Vorurtheil für die ihres Landes, obgleich diese, in der That, jenen weit nachstehen. Ich hatte ein auffallendes Beyspiel dieses Vorurtheils in dem Benehmen meiner Reisegefährten am Bord des Schiffs. Einige von ihnen, sonst achtungswerthe Männer, fanden es lächerlich, daß ich mich in einem Pantalon und Schlafrock niederlegte, und gaben vor, sie schliefen viel besser, wenn sie sich beynahe ganz nackt zu Bette legten. Ich bemerkte ihnen, daß meine Manier unstreitig die anständigste sey, und daß sie mir außerdem erlaube, mich bey einem unvorhergesehenen Falle in einem Augenblicke aufs Verdeck zu begeben, und in die Schaluppe zu springen, wenn es nöthig wäre; während sie einige Zeit zum Anzuge verwenden, oder auf eine unanständige Art ihre Cajüte verlassen müßten. Sie erwiederten mir, solche Zufälle wären selten; ereignete sich aber irgend ein Unglücksfall, so würden sie sich ganz und gar nicht bedenken, im Hemde zu erscheinen. Ich führe diesen Zug nur an, um einen Beweis von ihrem hartnäckigen Vorurtheil für ihre eignen Gewohnheiten zu geben.

Man hat mir oft in London das Lächerliche und Kindische einiger Gebräuche der Muhammedaner vorgeworfen. Da ich es aber, nach der Kenntniß des Characters der Engländer, für thöricht hielt, mich mit ihnen darüber in eine philosophische Erörterung einzulassen, so suchte ich ihnen auszuweichen. So fragte ich sie, als sie die Ceremonien, welche die Pilger bey ihrer Ankunft in Mekka vornehmen, lächerlich zu machen suchten, warum sie die Taufe durch einen Priester für nöthig zum Heile des Kin-

des ansähen? Als sie mir die Gewohnheit vorwarfen, uns beym Essen der Hände zu bedienen, so antwortete ich, daß wir durch Befolgung derselben nicht der Gefahr ausgesetzt wären, unsere Nachbarn oder uns selbst zu schneiden, und daß ein altes Sprüchwort sage: „das Fleisch nahe an den Knochen sey das beste;“ ohne jedoch von diesen Vortheilen zu sprechen, so seyen unsre Hände doch wohl reinlicher, als die Füße eines Bäckerjungen, der den Teig damit knete. Durch solche Argumente brachte ich meine Gegner zum Schweigen, und brachte oft die Lacher auf meine Seite, während sie mich lächerlich zu machen suchten.

Mehrere dieser Laster oder Fehler kleben dem Character der Engländer nicht an, sondern sind wohl nur durch Reichthum und Luxus bey ihnen einheimisch geworden. Die übeln Folgen derselben sind noch nicht sichtbar, und werden es auch wohl erst nach Verlauf einiger Zeit, aus folgenden zwey Gründen. Der erste ist die kräftige Verfassung, sowohl in Rücksicht der Individuen, als der Regierung. Man weiß ja, daß, wenn eine Person von festem Körperbau eine Dosis Gift nimmt, die tödtlichen Wirkungen desselben oft durch die Kraft der Nerven zerstört werden, während eine schwache Person immer das Opfer davon wird. Der zweyte Grund ist, daß ihre Nachbarn nicht freyer von diesen Lastern zu seyn scheinen, und vielleicht noch mehr davon angesteckt sind. Unser Dichter Sady sagt: „Den Bewohnern des Paradie„ses würde das Fegfeuer wie eine Hölle erscheinen, während für „die Sünder in der Hölle das Fegfeuer ein Paradies seyn würde.“

Wenig Engländer sind aufrichtig und wohldenkend genug, zu gestehen, daß diese Laster oder Fehler unter ihnen herrschen, und täglich allgemeiner werden; sondern gleichen den Beng- (Hanfsamen) Rauchern in der Türkey, die, wenn man mit ihnen von ihren Voreltern und von ihrer gegenwärtigen Ausartung spricht, sogleich erwiedern: „Kein Volk war je ohne Laster; „das Volk und die Regierung, wovon ihr sagt, daß sie so hohe „Tugenden besessen hätten, waren nicht besser wie wir; und so „lang wir nicht schlimmer sind, als unsre Nachbarn, haben wir „nichts zu befürchten.“ Dieses Räsonnement ist indessen falsch.

Das Feuer behält seine entzündende Eigenschaft in allen Jahreszeiten; und wenn auch die Flamme einen Augenblick durch die Brennmaterialien, womit man sie bedeckt, erstickt, so bricht sie hernach mit desto größerer Gewalt hervor. So führt das Laster, früher oder später, den Untergang derer herbey, welche damit angesteckt sind.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Verfasser spricht von den Tugenden der Engländer. Besondere Begriffe der Engländer von dem Worte Volkommenheit. Der Verfasser tadelt einige Gebräuche in London. Feuersbrünste. Beschreibung der Feuer-Spritzen. Traurige Lage des Eigenthümers eines verbrannten Hauses, der die Hülfsleistung dabey bezahlen muß.

Ich befürchte, meine Leser in dem vorhergehenden Kapitel durch die Aufzählung der Fehler und Mängel der Engländer ermüdet zu haben; im vorliegenden will ich daher von einigen ihrer Tugenden sprechen; jedoch werde ich, aus Furcht der Schmeicheley angeklagt zu werden, diesen Gegenstand nur kurz abhandeln.

Die erste Tugend der Engländer ist der hohe Begriff, den sie, besonders die höhern Stände, von der Ehre haben. Es ist dieß die Frucht einer liberalen Erziehung, und der Verachtung derjenigen, die deren Einfluß nicht kennen. Dieses Ehrgefühl geht so weit, daß Personen, welche alle Güter dieser Erde besitzen, Reichthümer, Würden, Weib und Kinder, bey dem geringsten Angriff darauf, ihr Leben und das Wohl ihrer Familie aufopfern, um ihren Ruf zu erhalten, oder die kleinste Verläumdung zu bestrafen.

Ihre zweyte gute Eigenschaft besteht in der Achtung für Personen von hohen Verdiensten. Diese Denkungsart hat den Vortheil, daß sie ihnen den Wunsch einflößt, sich selbst die öffentliche Achtung zu erwerben, und macht sie folglich besser. Es gibt an-

dere Länder, wo man für das Verdienst diese Achtung nicht hat, und sich keine Mühe gibt, es zu erwerben; unbekannt sind daher auch diesen Völkern Weisheit, Wissenschaft und Tugend.

Die Besorgniß, sich das Eigenthum anderer zuzueignen, oder gegen die Gesetze des Reichs zu handeln, macht ihre dritte Vollkommenheit aus. Sie sind, im Allgemeinen, mit ihrer Lage zufrieden, und suchen selten sich zu bereichern, oder durch niedrige und strafbare Mittel sich zu erheben. Unerschütterlich sind daher die Grundpfeiler des Staats und der Kirche, und die Bande der Gesellschaft fest geschlungen. Wenn der Ehrgeiz die Menschen treibt, sich zu einem höheren Range zu erheben, so suchen sie nothwendigerweise alle Hindernisse zu übersteigen; wenige erreichen ihren Zweck; die meisten täuschen sich in ihren Erwartungen, und sind nachher immer mißvergnügt über ihr Schicksal, und folglich unglücklich.

Die vierte Tugend der Engländer ist ihr aufrichtiger Wunsch, das Schicksal der niedern Volksklasse zu verbessern, und ihr Widerwille gegen alles, was sie beleidigen könnte. Man kann sagen, daß dieses Benehmen von ihrer Seite nicht ganz uninteressirt ist, weil das Gute, das aus mehreren dieser Conventionen und Anstalten erfolgt, auf sie selbst zurückfällt.

Während meines Aufenthaltes in England erfand einer ihrer Philosophen, zu einer Zeit, wo die Steinkohlen außerordentlich theuer waren, einen Kessel mit einem kleinen Ofen unten, der einen so leichten Grad von Hitze erforderte, daß ein Stück angezündetes Papier, oder ein glühender Brand, in den Ofen geworfen, hinreichte, das Wasser so lange siedend zu erhalten, um darin ein Stück Fleisch zu kochen. Vermittelst solcher Maschinen und anderer Werkzeuge, womit ihre Häuser versehen sind, können zwey Bedienten in England so viel verrichten, als funfzehn der unsrigen in Indien.

Ihre fünfte gute Eigenschaft gränzt so nahe an Schwachheit, daß einige Weltleute ihr diesen Namen gegeben haben; ich meine ihre Anhänglichkeit an die Mode des Tages. Dieses willkührliche Gesetz verlangt, daß die Reichen jährlich die Form ihrer

Kleider, und, was bedeutender ist, die der Meubels ihrer Häuser ändern. Man würde den für einen Sonderling halten, der zwey Jahre hinter einander das Ameublement eines Sals beybehielte. Der Vortheil, der aus dieser Verschwendung hervorgeht, ist Aufmunterung der Industrie, und Unterstützung der Manufacturen.

Ihre sechste Vollkommenheit besteht in der Einfachheit ihrer Sitten und der Freymüthigkeit ihres Characters. Erstere wird bemerkbar in den Farben ihrer Kleider, welche gewöhnlich dunkel sind, und keine Anmaßung verrathen; und die zweyte durch ihre offene Manieren und ihre feste und entschlossene Haltung.

Ihre andern lobenswürdigen Eigenschaften bestehen in einem natürlichen Verstande und gesundem Urtheile, wodurch sie nützliche Dinge den blos glänzenden vorziehen. Ihnen ist auch ihre Beharrlichkeit in dem Studium der Wissenschaften und in dem Streben nach Würden und Reichthümern zuzuschreiben.

Ihre Gastfreundschaft ist ohne Zweifel lobenswerth, und nichts übertrifft ihre Aufmerksamkeit gegen ihre Gäste. Sie haben einen natürlichen Widerwillen gegen das Alleinspeisen; und in dieser Hinsicht könnte man glauben, daß die folgenden Verse aus der Feder eines Englischen Dichters geflossen seyen:

„Mögen die Speisen des Misanthropen dem Hunde vorgeworfen werden!

„Möge der, der allein speis't, bald selbst von den Würmern gespeis't werden!“

Man sagt, daß vor Zeiten die Engländer alle diese Tugenden in einem viel höheren Grade besessen hätten, und daß die jetzige Generation ihren guten Nahmen und ihren Ruhm hauptsächlich ihren Voreltern zu verdanken habe.

Die Engländer haben sehr sonderbare Begriffe von dem, was man Vollkommenheit nennt. Sie behaupten, es sey dieß nur eine ideale Eigenschaft, die ganz allein von der Vergleichung abhänge; der Mensch habe sich stufenweise aus dem Stande der Wildheit zu der hohen Würde des großen Philosophen Newton erhoben; aber weit entfernt, die Vollkommenheit erreicht zu haben, sey es möglich, daß nach mehreren Jahrhunderten

die Philosophen mit eben so viel Verachtung auf die Wissenschaft Newtons herabsehen werden, mit der wir heut zu Tage den rohen Zustand der Künste unter den Wilden erblicken. Wenn dieses Axiom als wahr anzunehmen ist, so hat sich der Mensch noch viele Kenntnisse zu erwerben, und alles Wissen, dessen er sich rühmt, ist leider! eitler Wahn.

Nachdem ich freymüthig meine Meinung von den Lastern und Tugenden der Engländer gesagt habe, will ich mich jetzt mit den Gebräuchen und Gewohnheiten der Hauptstadt beschäftigen, die mir tadelhaft scheinen, die aber, meiner Meinung nach, leicht zu verbessern wären.

Die Menge der Barrieren in der Nachbarschaft von London scheint mir ein großes Uebel. Sie halten nicht allein den Reisenden auf, sondern zwingen ihn auch, unter andern, sich mit einer Menge Kupfergeld, das er beym Herausgeben auf sein Silbergeld erhält, zu beladen; auch ist er häufig Beleidigungen ausgesetzt. Doch ist dieß bey weitem noch nicht so empörend, als das, was den Fremden begegnet, welche die Kirchen oder die Grabmähler der Könige, d. h. die Hauptkirche von St. Paul und die Westmünster-Abtey, sehen wollen: alle Augenblicke müssen sie ihren Beutel ziehn, um ihre Führer zu bezahlen. Diese schimpfliche Abgabe, welche nicht gestattet werden sollte, hat auch im Tower und in den meisten öffentlichen Gebäuden statt.

Die große Menge Feuersbrünste in London ist eine große Plage, und dem vielen Holze zuzuschreiben, das zum Bau der Häuser gebraucht wird. Ich habe weiter oben gesagt, daß die Häuser der Cité selten weniger als vier Etagen haben, und daß eins am andern hängt. Fußboden, Treppen, Thürme und Dächer sind von Holz; ja in manchen sind Balken durch die Mauern gezogen, und die Zimmer haben hölzernes Tafelwerk. Auch hat jedes Zimmer einen Ort zum Feuermachen. Bricht daher in einem solchen Hause, durch Nachläßigkeit oder Bosheit eines Bedienten, Feuer aus, so theilt es sich schnell andern mit, und bevor man so glücklich ist, es zu löschen, liegt die Hälfte einer Straße in Asche.

Ich würde den Vorwurf der Ungerechtigkeit verdienen, wenn ich hier nicht von den Pumpen reden wollte, welche die Engländer erfunden haben, um das Feuer zu löschen, und von der geschickten Art, womit sie sich derselben bedienen. Es sind dieß auf Räder gelegte Maschinen, welche man mit Pferden schnell in alle Theile der Stadt bringen kann. Diese Pumpen (Feuerspritzen) treiben das Wasser funfzig Fuß hoch. Da sich in jeder Straße Wasserleitungen befinden, welche den dazu bestellten Leuten bekannt sind, so darf nur der Stämpel einer derselben herausgenommen werden, um die Pumpen beständig mit Wasser zu versehen. Vier und zwanzig Stunden und auch länger noch, wenn es nöthig ist, können diese Feuerspritzen in Thätigkeit erhalten werden.

Eine gewisse Anzahl Leute, welche das Kirchspiel bezahlt, sind bey der Maschine angestellt. Diese Leute zeigen seltnen Muth und Rechtschaffenheit. Sie dringen in die in Flammen stehenden Häuser, und retten die kostbarsten Sachen, welche sie den Eigenthümern zustellen.

Das einzige, was mir bey dieser vortrefflichen Anstalt mißfällt, ist, daß der zuerst ankommenden Spritze eine starke Summe bezahlt werden muß, eine kleinere der zweyten, und so der Reihe nach. Träfe es sich nun, daß funfzig Spritzen auf einmal ankämen, ohne daß ihre Hülfe von Nutzen wäre, so müßte der Abgebrannte, nichts destoweniger, daß ihn das Feuer zu Grunde gerichtet hat, dennoch alle diese Spritzenleute bezahlen. Der vortrefflichen Anstalten ungeachtet, vergeht fast kein Tag, wo nicht eine Feuersbrunst wäre; und doch zwingt man die Eigenthümer der Häuser nicht, sie auf eine Art wieder aufzubauen, welche sie mehr gegen das Feuer schützte.

Die Englischen Betten, und die Art darin zu ruhen, standen mir gar nicht an. Man legt gewöhnlich zwey oder drey Betten auf einander, und, da das obere von Federn ist, so ist man plötzlich wie verschlungen, und kann sich nur mit Mühe umwenden. Im harten Winter kann man sich dazu bequemen; bey wärmerer Witterung erzeugt es aber Seitenstechen, und eine Erschlaffung des ganzen Körpers. Die Betten sind mit einem Leintuche, zwey

Decken und einer Oberdecke, welche an drey Seiten des Bettes herabhängt, bedeckt. Die vierte Seite bleibt frey, um hineinzusteigen, wobey ich mich jedesmal des Bären erinnerte, der in einen hohlen Baum kletterte. Da das Bett breit ist, und die Decken steif darüber gebreitet sind, so schließen sie nicht um den Leib an, daher man lange liegen muß, ohne warm zu werden. Ich begab mich leicht aller unsrer andern Gebräuche in Indien; daran aber konnte ich mich nicht gewöhnen, auf Englische Art zu schlafen. Unsere wattirten und mit Musselin gefütterten Decken, sind so leicht und schließen so genau an den Körper an, daß sie viel wärmer und angenehmer als die Englischen Decken sind. Sagt man, daß es unreinlich und ungesund sey, während einer ganzen Jahrszeit unter der nämlichen Decke zu schlafen, so antworte ich, daß wir uns immer in einem Kleide niederlegen, welches die Decke verhindert, unsere Haut zu berühren, während die Engländer Nachts beynahe ganz nackt sind, und nur alle vierzehn Tage das Bettzeug wechseln.

Ich kann den Gebrauch des Adels in London nicht gut heißen, ihren Frauen hübsche männliche Kammerdiener zur Bedienung zu geben. Diese Leute sind gewöhnlich von vortheilhafter Bildung, und man sollte bedenken, daß die Liebe keinen Unterschied zwischen reich und arm, dem bürgerlichen und dem adelichen macht: wir sind alle ihre Sklaven, und ihren Gesetzen gleichmäßig unterworfen. Schimpf und Aergerniß müssen oft die Folgen eines solchen Gebrauchs seyn.

Ich glaube mich meines Versprechens entledigt zu haben, eine genaue Schilderung des Englischen Charakters, wie er in meinen Augen erschienen ist, zu geben.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Verfasser faßt den Entschluß, nach Indien zurückzukehren. Er schifft sich nach Frankreich ein. Erzählung seiner Reise nach Paris. Beschreibung dieser Stadt.

Da es schon seit einiger Zeit mein Wunsch war, nach Indien zurückzukehren, so enschloß ich mich, den allgemeinen Frieden, der so eben geschlossen worden, zu benutzen, und meine Neugierde durch Besuchung einiger Länder, die meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, zu befriedigen. Ich wollte durch Frankreich, Deutschland, und Ungarn nach Konstantinopel, und von da durch die Asiatische Türkey entweder nach Arabien, oder nach dem Persischen Meerbusen gehen, von wo aus die Ueberfahrt nach Indien nicht lange dauert.

Nach einem Aufenthalte in London von zwey (Monden) Jahren und fünf Monaten, nahm ich Abschied von meinen Freunden, und reiste am 10. des Monats Schuffer, im Jahr 1217 der Hegira, welcher mit dem 7. May 1802 übereinstimmt, mit der Diligence nach Dover ab.

Da London nur zwey und siebenzig Meilen von dieser Stadt entfernt ist, so kamen wir den nämlichen Abend in Dover an, wo ich mir vornahm, weil wir unterwegs nicht Mittag gemacht hatten, noch eine gute Englische Mahlzeit zu thun, bevor ich England verließ. Die Einwohner von Dover sind aber so vernarrt in die Französischen Moden, daß zu meinem großen Kummer alle Gerichte nach den Regeln der Französischen Küche zubereitet waren; auch wollten die Leute im Gasthause mit mir als einem Fremden, nur in der Sprache dieses Landes sprechen. Nur in einem Punkte entfernten sie sich nicht von den Englischen Gebräuchen: in den ungeheuern Preisen, welche höher waren als in London selbst.

Die Zollbeamten zeigten sich sehr läßig, und machten bey mehreren Artikeln Schwierigkeiten, wornach sie gar nicht zu fragen hatten, ohne Zweifel in der Hoffnung, ein Trinkgeld zu erhalten.

Den folgenden Tag giengen wir an Bord eines Packetbots, und nach sechs Stunden kamen wir glücklich in Calais, einem berühmten Französischen Hafen, an. Glücklicherweise für mich, war einer der Reisenden der Diligence von dienstfertigem Cha-

rakter. Es war ein Englisch-Amerikanischer Kaufmann, der Neil hieß, und sich nach Paris begab, um die Zurückgabe seines Schiffs zu verlangen, das im vorigen Jahre von einem Französischen Kaper ungerechter Weise genommen, und confiscirt worden war. Da dieser wackere Mann sah, wie man mich in Dover behandelte, und daß ich kein Wort Französisch spräche, so erbot er sich, bey unserer Ankunft in Calais, zu meinen Dollmetscher, und unterwegs die Auslagen für mich zu machen, Verrichtungen, denen er mit Genauigkeit und Treue oblag. Nur mit vieler Mühe konnte ich ihn in Paris dazu bewegen, das für mich ausgelegte Geld zurück zu nehmen.

Nach dem Nachtessen bestiegen wir einen schweren Wagen, den man Diligence nennt, dessen langsames Fahren mir aber die Hindostanischen Wagen, welche von Ochsen gezogen werden, in Erinnerung brachte. Nach einer ununterbrochenen Fahrt von drey Nächten nnd zwey Tagen kamen wir endlich in Paris an. Wir durchreis'ten ein schönes und gut angebautes Land. Ich sah reiche Getreidefelder, von Weinbergen und Baumpflanzungen mit köstlichen Fruchtbäumen durchschnitten. Kleine klare Bäche, welche die Straße an manchen Orten theilten, waren mit hübschen steinernen Brücken bedeckt. Von einer Entfernung von einigen Meilen bis zur andern, fanden wir immer eine volkreiche Stadt, oder ein Dorf. In diesem Punkte schien mir dieses Land England überlegen.

Kühe und andere Hausthiere waren klein und mager, und glichen den Indianischen. Die Pferde, welche etwas von den Persischen oder Arabischen haben, sahen besser aus, als die Englischen, sind aber nicht so dauerhaft, wie man mir sagte. Auf diesem Wege sah ich zum erstenmale in Europa Ochsen vor Wagen gespannt. In Frankreich sind die Hunde im Allgemeinen sehr schön, und es gibt Hunde von so kleiner Art, daß die Damen sie unter dem Arme tragen können, ohne zu ermüden.

Die Wege waren breit und eben, und mit Bäumen bepflanzt, was im Sommer dem Reisenden sehr angenehm seyn muß. Ich

sah mehrere mit Mauern umgebene Städte, welche das Ansehen von Festungen hatten.

Die Dörfer sind hier außerordentlich elend, und gleichen den Städten nicht im geringsten. Die Bäuerinnen kamen mir sehr abschreckend vor, sowohl durch ihre Manieren, als ihre Art, sich zu kleiden. Der Anzug der jungen Dorfmädchen in Indien ist dem der Französinnen bey weitem vorzuziehen. Die Gasthäuser auf dem Wege sind schlecht und im höchsten Grade schmutzig, so daß ich nichts mit Appetit essen konnte.

Da ich mich in Paris nicht lange verweilen wollte, so eilte ich, alles Merkwürdige zu sehen, und will hier eine Beschreibung dieser Stadt, so wie eine Skizze vom Charakter und den Gebräuchen ihrer Einwohner geben.

Die Hauptstadt Frankreichs ist groß und prächtig, und nimmt sich vortheilhafter aus, als London. Ihre öffentlichen Gebäude sind alle von Stein, und haben gewöhnlich acht, auch wohl eilf Etagen. Ein großer Fluß, die Seine genannt, durchströmt die Stadt, und ist mit drey schönen Brücken bedeckt, die ungefähr so lang sind, als die Londoner.

Paris kann sich vieler Bäder rühmen, sowohl warmer als kalter, welche von den Einwohnern häufig besucht werden. Ich bediente mich besonders gern der auf dem Flusse erbauten, die reinliche Kämmerchen enthalten, und mit kupfernen Badewannen versehen sind, in welche man durch zwey Hahne warmes oder kaltes Wasser lassen kann; so daß der Badende seinem Bade die ihm dienliche Temperatur nach Belieben geben kann. Die Röhrenkasten werden durch Pumpen, welche der Strom in Bewegung setzt, angefüllt, und auf dieselbe Art die Badewannen ausgeleert. Wenige Personen reichen daher hin, um alles in Ordnung zu halten. Es gibt Bäder, welche nur für die Weiber bestimmt sind, und wo folglich auch nur weibliche Bedienung sich findet. Diese Einrichtung verdient nachgeahmt zu werden. Im Sommer werden andere Bäder eingerichtet, worin man auf Stufen in den Fluß steigt, und darin schwimmen kann.

Die Wäscherinnen befinden sich in langen offenen Barken. Ihre Kessel und Zuber sind unten; oben sind Seile aufgespannt, um die Wäsche aufzuhängen. Durch diese einfache Erfindung wird das Weißzeug viel besser gewaschen und gebleicht, als in London, wo diese Arbeit in einem Keller, oder auf einem Speicher, mitten unter Rauch und Staub, geschieht.

Die Zahl der Kaffeehäuser ist sehr groß in Paris; sie sind aber größtentheils unreinlich, und in manchen rauchen die Franzosen ihre Cigarren oder Cheroots, daß man durch den Tabaksgeruch sehr belästigt wird. Die Armen belästigen einen an diesen Orten auch sehr; sie verfolgen die Leute, und wenden tausend Mittel an, um Mitleid oder vielmehr Ungeduld zu erregen, bis daß man ihnen eine Kleinigkeit gibt.

Ich hatte mich so sehr an die Englische Küche gewöhnt, daß ich die Art der Zubereitung der Speisen in Frankreich und Italien nicht nach meinem Geschmacke fand. Ihre Braten sind verbrannt, und ganz ohne Saft; und das gesottene Fleisch ist verkocht und faserig. Die Franzosen lieben sehr die gemischten Gerichte, d. h. gedämpftes Fleisch mit Gemüse, vielem Knoblauch, Gewürze ꝛc. Oft verließ ich aus dieser Ursache, ohne gehörig gesättigt zu seyn, eine Tafel von dreißig Schüsseln, welche sehr sorgfältig, hauptsächlich in Rücksicht meiner, zubereitet waren. Die einzigen guten Mahlzeiten in diesem Lande nahm ich in den Häusern der Amerikaner und Engländer ein, wo nach Art ihres Landes gekocht wurde. Auch konnte ich mich nie an ihre Torten, Pasteten ꝛc. gewöhnen, weil der Anblick der Pastetenbäcker-Laden mich sehr dagegen eingenommen hatte.

Ich habe oben bemerkt, daß Paris sich im Aeußern besser ausnimmt, als London. Dieß ist auch der Fall mit den Häusern, welche sehr hoch sind, und viele Zierrathen und Vergoldungen haben. Das Innere aber ist nicht so reinlich, noch so bequem eingerichtet, wie bey den Häusern in London.

Der Lebensgenuß hängt von drey Dingen ab: von der Wohnung in einem reinlichen und angenehmen Privathause, und diese findet ein Fremder selten in der Art in Paris; zweytens, von

angemessener Nahrung und Getränken: ersterer beraubte mich die schlechte Küche des Landes; drittens, von der Leichtigkeit, sich das zu verschaffen, was zu einem angenehmen Leben gehört. Ich will zwar glauben, daß die ersten Classen der Einwohner diese Mittel haben; für einen Fremden ist es aber in Paris unmöglich, im Besitz derselben zu seyn.

Die Hotel garni in Paris, welche meistens acht Stockwerke hoch sind, und von funfzig bis sechzig Personen beyderley Geschlechts bewohnt werden, haben nur einen einzigen Eingang und nur Einen Hof. Man kann sich leicht einen Begriff von dem Lärmen und der Unsauberkeit machen, welche ein solcher Haufen Leute verursachen muß. In diesen Häusern befinden sich keine Schellen, und die Aufwärter kommen täglich nur Einmal in die Zimmer, um die Betten zu machen und Wasser zu bringen. Derjenige, welcher sich einige Beauemlichkeit verschaffen will, muß einen besondern Bedienten annehmen, dem man wöchentlich Eine Guinee bezahlt. Man denkt wenig in Frankreich an die Reinigung der Kaminheerde, deren Unsauberkeit sehr unangenehm ist. In England schienen mir die Kamine immer eine Zierde der Zimmer, und ich zog ein gutes Steinkohlenfeuer einem Blumenbouquet vor.

Einige Straßen in Paris werden des Nachts durch eine kleine Zahl Laternen erleuchtet, die ein so schwaches Licht geben, das einer, der ein gutes Gesicht hat, kaum seinen Weg finden kann; und da auch die Fenster der Kaufladen nicht erleuchtet sind, wie in London, so gewährt die Stadt zur Nachtzeit eine sehr düstere Ansicht. In andern Straßen findet man, in einer gewissen Entfernung zur andern, einzelne Laternen an Seilen aufgehängt: am Tage ein sehr unangenehmer Anblick. Die Straßen sind nicht auf beyden Seiten mit Steinplatten belegt, wie in London; ein holperiges und schmutziges Pflaster bedeckt ihre ganze Breite. Die Fußgänger sind in beständiger Gefahr, erdrückt zu werden, weil die Wagen den Häusern sehr nahe kommen; daher es denn gar kein Vergnügen ist, die Straßen, bey Tag oder bey Nacht, zu durchwandern.

Um diesem Mangel eines Spaziergangs abzuhelfen, hat man

aber rings um die alte Stadt einen breiten Weg von mehreren Meilen in der Länge angelegt, den man die Boulevards nennt. Diese Straße ist in drey Theile getheilt; der mittlere Theil, der fünf und siebenzig Schuh breit breit, ist für die Pferde und Wagen bestimmt; die auf beyden Seiten sind den Fußgängern vorbehalten. Die Boulevards sind mit vier Reihen Bäumen besetzt, die einen angenehmen Anblick und wohlthätigen Schatten gewähren. Unter den beyden äußern Reihen von Bäumen befinden sich Tische mit Früchten, Sorbets, Kupferstichen, Spielsachen für Kinder, ꝛc., welche das Eigenthum von Kleinhändlern sind, die den Tag hindurch hier feil halten, und Abends in ihre Wohnung zurückkehren. Da diese Leute zu niedrigern Preißen verkaufen, als die Händler in der Stadt, so sind ihre Buden immer von denen umringt, die wohlfeil kaufen wollen, und von Vorübergehenden, welche die Neugierde hinzieht: kurz, diese Promenade ist nie leer von Menschen.

Der zweyte öffentliche Ort, den die Pariser gern besuchen, ist das Palais-Royal. Dieses Palais war vor der Revolution die Wohnung eines Verwandten des Königs, gegenwärtig ist es aber ein öffentlicher Spaziergang. Der Garten bildet ein langes Viereck von fünf hundert Fuß Länge und zwey hundert Fuß Breite. Er ist in mehrere mit Sand bestreute und von Bäumen überschattete Alleen, und in Parterres von Rosen und andern Gesträuchen, und in Blumenbeete eingetheilt. An beyden Enden befinden sich Galerien von sechzig Fuß Länge und dreißig Fuß Breite, welche vorne offen sind, und von steinernen Säulen getragen werden. Im innern Umfange befinden sich wenigstens zwanzig Kaffeesäle, welche alle die Aussicht auf den Garten haben. Sie sind den ganzen Tag von Personen beyderley Geschlechts angefüllt, besonders aber der Saal, welcher sich der großen Allee, die den Garten der Länge nach durchschneidet, gegenüber befindet, und der überdieß einen großen cirkelrunden Verandah (Pavillon) hat. Dieser Garten ist beständig von Müßigen angefüllt, die, wenn sie ermüdet sind, oder einen Bekannten treffen, in einen Saal treten, und Wein, Sorbets, Früchte, Eis, ꝛc. nehmen. Ich

muß gestehen, daß die Franzosen in der Bereitung des letztern Artikels die Perser, Indier und Engländer übertreffen.

Ein so stark besuchter Ort muß nothwendig die Freudenmädchen herbeyziehen; auch sind sie zu Hunderten in jeder Allee, und die nahe gelegenen Häuser sind damit angefüllt. Es ist traurig, ein Palais dem Laster geweiht zu sehen, das einst die Wohnung eines Prinzen der königlichen Familie war.

In der Nähe des großen Thores des Palais-Royal befindet sich ein sehr weitläuftiges Gebäude, das in Kaufladen umgewandelt ist, wo die reichsten Erzeugnisse der Manufakturen des Landes ausgelegt sind. Besonders zogen mich die Bijouterie- und Porcellän-Waaren an. Ich muß hier bemerken, daß die Franzosen den Ruf in Europa haben, die schönste bekannte Porcelän-Manufaktur zu besitzen. In der That ist schwer zu bestimmen, ob die Schönheit der Mahlerey, der Reichthum der Vergoldung, oder die Durchsichtigkeit der Masse mehr zu bewundern ist. Kurz, dieses Porcelän ist so sehr geschätzt, daß man es in England und andern Ländern als eine Seltenheit zeigt, und sich dessen nur bedient, wenn man Personen von ausgezeichnetem Range bey sich sieht. Gleich berühmt sind die Franzosen durch ihre schönen Spiegel-Manufakturen.

Ein dritter Promenade-Ort der Pariser heißt die Tuilerien. Das Terrain dieses Palastes ist in zwey Theile getrennt. Der vor der großen Facade ist zu Truppen-Musterungen bestimmt, und kann wenigstens fünf bis sechs tausend Mann Cavalerie fassen. Auf der Seite der Stadt ist dieser weite Hof mit hohen eisernen Gittern eingefaßt, die mit zwey Thoren versehen sind, nach Art deren, welche man in Indien Phateks nennt. Auf beyden Seiten dieser Thore hat man einige Grundmauern errichtet, auf welchen Rosse von Bronze in natürlicher Größe stehen, die, wie man sagt, das Werk eines der berühmtesten Künstler des Alterthums sind. Nachdem man durch diesen Hof in das Palais getreten ist, so gelangt man dahin, was man eigentlich die Gärten der Tuilerien nennt, welche durch mehrere Ausgänge mit der Stadt in Verbindung stehen. Diese Gärten bilden ein langes Viereck,

und haben ungefähr zwey Meilen im Umfange. Drey prächtige Bassins mit Wasserkünsten, und schöne mit Sand bestreute und von großen Bäumen, unter welchen sich herrliche Marmor-Statuen befinden, überschattete Alleen, zieren sie. In Kaffeesälen kann man Sorbets, Eis, ꝛc. haben. Auf die Parterres folgt ein weitläuftiger Park, der mit schönen Bäumen bepflanzt und mit einer Wasserkunst geziert ist. Das Ganze endigt mit einem breiten Graben. Rechts aus diesem Park hat man eine schöne Aussicht nach der Stadt; links sieht man den Fluß mit seinen schönen Brücken. Meinem Gefühle nach sind diese Gärten der angenehmste Spaziergang von Paris.

Die bisher beschriebenen Orte entsprechen mehr dem Geschmack und den Gewohnheiten der niedern Volksklasse, als dem der Personen von Stande. Für diese und für alle Unterrichtete und Gebildete ist dagegen der Louvre eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen und Unterricht. Dieser Palast enthält alle Gemählde, Statuen, Seltenheiten, welche Bonaparte und die andern Französischen Generäle in den verschiedenen Theilen der Erde, wohin ihre Waffen gedrungen sind, erobert haben. Die kostbarsten dieser Gegenstände sind indessen von Rom gebracht worden. Mahlerey und Bildhauerkunst waren sonst auf einer höhern Stufe der Vollkommenheit, als sie es heut zu Tage sind. Die Regierung der Cäsars war für diese Künste, besonders für letztere, eine sehr glänzende Periode; aber nach Zernichtung ihrer Macht, wurden die Wissenschaften während einiger Jahrhunderte vernachläßigt. Glücklicherweise sammelten die Päbste, oder Statthalter Jesu Christi, welchen die Herrschaft über Rom zu Theil geworden war, und einige Italienische Fürsten, eine Anzahl von Statuen und einige Gemählde, die man sorgfältig aufbewahrt hat. Diese Monumente haben seitdem den Künstlern der neuern Zeiten zu Modellen gedient; daher sie sich aus allen Theilen Europens nach Rom begaben, um sich in ihrer Kunst zu vervollkommnen.

Der Louvre ist ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude. Der ganze untere Raum ist mit Statuen und andern Gegenständen von großem Gewichte, worüber ich nicht zu urtheilen vermag,

angefüllt. In der ersten Etage tritt man zuerst in einen herrlichen Saal von dreyhundert Schuh ins Gevierte und hundert und funfzig Schuh Höhe, der oben durch schräg angebrachte, in eisernen Rahmen liegende Fenster erleuchtet ist. Die schräge Lage dieser Fenster liefert eine vortheilhafte Beleuchtung, und schützt den Saal gegen Regen und Schnee so vollkommen, wie ein Ziegeldach. Die Wände dieses Saals sind mit mehreren Tausenden der schönsten und kostbarsten Gemählde, welche die Einbildungskraft nur schaffen kann, behängt. Aus demselben tritt man in eine Galerie von neunzig Schuh Breite und einer halben Meile Länge, deren Wände gleichfalls mit einer großen Menge Gemählde, welche sich in goldnen Rahmen unter Glas befinden, zum Schutze gegen äußere Feinde, bedeckt sind. Die Zahl der Gemählde ist sehr groß, und ihr Werth nicht zu berechnen. Einige haben mehr als zwey hundert Fuß Länge, und achtzig Fuß Breite. Mit Einem Worte, nachdem ich die Gemählde und andere Seltenheiten des Louvres gesehen hatte, kam mir alles, was Dublin und London in der Art aufzuweisen hat, sehr unbedeutend vor. Diese Anstalt, so wie diejenigen, wovon ich schon gesprochen habe, werden auf Kosten der Regierung unterhalten, und jedermann hat umsonst Zutritt.

Außer den angeführten Vergnügungs-Orten befinden sich in jedem Viertel der Stadt wenigstens ein halbes Dutzend öffentliche Gärten und andere Schauspiele. Die vornehmsten sind die Italienischen Gärten von Frascati und Tivoli, wo Feuerwerke abgebrannt, Bälle gegeben werden, ꝛc., und Erfrischungen aller Art zu haben sind.

Eine Erfindung, Fantasmagorie genannt, gewährte mir in Paris eine angenehme Unterhaltung. Ich kann von den Principien dieser Kunst nur anführen, daß sie nur in einem sehr dunkeln Zimmer ausgeführt werden kann, und daß man sich dabey transparenter Gemählde und Schatten bedient. Zuerst erscheint eine Figur in einer großen Entfernung, und zuweilen, als wenn sie von der Decke herunterstiege; Anfangs ist sie sehr klein, wird aber verhältnißmäßig größer, je mehr sie sich den Zuschauern

nähert. Eine solche Figur stellte einen Todten, in ein Leintuch gewickelt vor, der sich uns unmerklich näherte, und ein scheußliches Skelett zeigte. Mehrere Kinder, und selbst Weiber, entsetzten sich darüber, und schrieen auf eine fürchterliche Art. Das Gespenst zog sich hierauf langsam zurück, und verschwand an der Decke, worauf ein großes Getöse, dem mit Regen begleiteten Donner ähnlich, sich hören ließ, das den Eindruck des Schreckens vermehrte. Vermittelst dieser Wissenschaft läßt man auf der Bühne das treffende Bild eines Helden des Alterthums, oder das eines abwesenden Freundes erscheinen. Die Zauberer benutzten vordem diese Kunst, das Volk zu betrügen.

Die öffentliche Bibliothek enthält nahe an eine Million Bände in verschiedenen Sprachen und Wissenschaften. Es ist die schönste und nützlichste Anstalt der Art, die ich je gesehen habe. Jedermann hat freyen Zutritt, und genießt nicht allein des Vortheils, mehrere Stunden des Tags daselbst lesen zu können, sondern darf sich auch nach Belieben Abschriften oder Auszüge aus den Büchern dieser ungeheuern Niederlage machen.

Paris besitzt eine Oper und zwölf andere Theater, wovon mehrere sehr besucht werden. Ich glaube, daß im Allgemeinen die Französischen Opern die Englischen übertreffen, sowohl in Rücksicht des Gesanges, als des Tanzes. Auch gibt es mehrere zu Uebungen im Reiten bestimmte Orte, und Tanzsäle in großer Menge.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Charakter der Franzosen. Anekdote von einem Barbier. Reflexionen des Verfassers. Beobachtungen über die Luft und über die Kleidung der Französischen Damen. Der Verfasser trifft mehrere Engländer von seiner Bekanntschaft. Er ist nicht zufrieden mit der Art, wie ihn der Großbrittanische Gesandte Hr. M—y empfängt. Anekdote vom Volk von Mazanderan. Ein Taschendieb besucht den Verfasser. Er macht die Bekanntschaft einiger Französischen Gelehrten.

Alle Franzosen, besonders aber die Pariser, sind, im Allgemeinen, sehr artig, freundlich und zuvorkommend. Sie bedienen sich nie der bloßen Worte Ja nnd Nein, sondern immer einer Umschreibung, um die Ehre, welche man ihnen erzeigt, oder ihr Bedauern, daß sie widersprechen müssen, auszudrücken. Sie sind unermüdlich, wenn es darauf ankommt, einem Fremden den Weg zu zeigen, oder ihm etwas zu erklären; und betrachten dieses Benehmen als einen Beweis ihrer Menschenliebe und ihrer guten Erziehung. Einen Franzosen darf man zu jeder Stunde besuchen, und darf ihm zwey oder dreymal wiederholen, was man ihm sagen will, ohne daß er nur unterbricht, oder ungeduldig wird. Wie sehr sind die Franzosen hierin den reizbaren Engländern überlegen!

Auf der Reise, so wie an den Wirthstafeln, überraschte mich oft der gute Humor, mit dem die Gäste sich mit dem äußerst schlechten Essen und den noch schlechtern Weinen, welche man uns servirte, begnügten; ja, sie gaben sich viele Mühe, wenn ich mich etwa beklagte, mich zu überreden, die Speisen seyen nicht so übel, oder, es sey nicht der Fehler des Wirths, daß sie nicht besser wären. Die Franzosen scheinen immer glücklich, und kümmern sich wenig um die Zukunft. Gleich nach dem Diner gehn sie aus, und laufen bis Mitternacht in den öffentlichen Gärten herum, oder besuchen die Theater, wozu der Eintritt nicht den vierten Theil so viel, wie bey den Thearern von London kostet. Einige dieser öffentlichen Orte sind indessen so klein und so schlecht eingerichtet, daß nur ein Franzose sich darin gefallen kann.

Die Franzosen scheinen mir in mehreren Stücken zu phlegmatisch zu seyn, und sich von ihren Bedienten mißbrauchen zu lassen. Ich sah oft, daß die Diener ihre Pflichten hintansetzten, oder, daß sie, weil sie die Mühe scheuten, in den Fall kamen, hernach doppelt so viele zu haben. Ich begnüge mich, zwey oder drey Beyspiele davon anzuführen.

Wenn man in den Londoner Kaffeehäusern ein Frühstück verlangt, so bringt der Aufwärter alles Nöthige zusammen auf einem

Plateau, und hernach die Eyer oder Früchte, wozu man etwa Appetit hat. Er thut dieß, um nicht genöthigt zu seyn, oft zu gehen und zu kommen, was die Engländer sehr hassen. Der Aufwärter in Paris aber, obgleich er recht gut weiß, was er zu bringen hat, vergißt doch die Hälfte davon, und ist deshalb genöthigt, ein halbes Dutzendmal in die Küche zulaufen, bis man alles nöthige hat. Sind viele Leute im Sale, so verursacht dieß nothwendigerweise Verwirrung und Unordnung.

Mein Barbier in Paris hatte die Gewohnheit, immer ein kupfernes Becken und ein Stück grober Leinwand, derjenigen ähnlich, woraus man in Indien die Säcke macht, in welchen man den Pferden den Hafer gibt, mit sich zu führen. Nachdem er diese sogenannte Serviette unter mein Kinn geschlagen hatte, goß er etwas Wasser in das Becken, und machte mit einem Stück Seife einen Schaum, womit er mir das Gesicht, den Hals und die Brust überschmierte, während er selbst bis an den Ellenbogen naß war; hierauf fieng er an, mich zu rasiren. Dieser schmutzigen Methode überdrüßig, fragte ich ihn eines Tages, ob er in England gewesen sey? Er antwortete mir, er habe einige Zeit daselbst zugebracht. So müßt ihr demnach gesehen haben, erwiederte ich, daß die Barbiere sich dort einer kleinen Seifenbüchse und eines Pinsels bedienen, womit sie funfzig Personen in einem Morgen rasiren können, ohne ihre Kunden zu überschwemmen und sich selbst die Kleider zu besudeln. Warum macht ihr es nicht eben so? Er gestand, daß meine Bemerkung richtig sey, auch daß er eine Büchse und einen Pinsel zu Hause habe, wovon er künftig für mich Gebrauch machen wolle; die Franzosen liebten diese Methode aber nicht.

Die Französischen Damen haben, wie es mir schien, ein vortheilhafteres Aeußere, als die Englischen, aber keine so schöne Gesichtsbildung. Es fehlt ihnen jene Einfachheit, Bescheidenheit, und jene anmuthigen Bewegungen, welche letztere auszeichnen. Ihr Haarputz mißfiel mir sehr, weil er demjenigen unserer gemeinen Tänzerinnen gleicht: sie theilen ihre Haare in Locken, wovon zwey nachläßig auf ihre Wangen herab hängen. Sie

schminken sich auch sehr, sind äußerst verwegen, und große Schwätzerinnen. Die Taille ihrer Kleider war so kurz und breit, daß sie bucklig zu seyn schienen, während vorne das Gewand dergestalt gespart war, daß es nur einen kleinen Theil des Busens bedeckte. Obgleich ich das schöne Geschlecht liebe, und seine Reize eine schnelle Wirkung auf meine Sinne machen, so habe ich doch nirgends eine Französische Dame getroffen, welche mich interessirt hätte.

Ich hatte das Glück, in Paris mehrere meiner Englischen Freunde zu finden, und die Bekanntschaft einiger andern Personen dieser Nation zu machen. Die ausgezeichnetsten der erstern waren Sir Elojah Impey, Lady Impey, und ihre liebenswürdige Tochter. Sir Impey war Großrichter in Bengalen, zur Zeit, als der Rajah Nundecomar wegen Verfälschungen gehenkt wurde. Er lud mich zweymal zum Diner ein, und erzeigte mir viele Artigkeiten. Der General B — e, welcher vormals die Armee des Fürsten Mahdajee Scindia kommandirte, bezeigte mir gleichfalls viele Freundschaft. Aus seiner Geschichte habe ich einige Notizen für meine Beschreibung von London genommen.

Ich begab mich zu Hrn. M — y, Englischem Gesandten zu Paris, um ihm mein Empfehlungsschreiben des Lord Pelham, damals eines der Minister des Königs, zu überreichen. Er ertheilte mir zwar Pässe, und schien äußerst artig und zuvorkommend, doch traute ich seiner Aufrichtigkeit und seinem Eifer nicht. Sein Benehmen bey dieser Gelegenheit erinnerte mich an eine Anekdote der Einwohner von Mazanderan, welche, faul und gleichgültig in Hinsicht der Religion, dem Gottesdienste am Sabbat nicht beygewohnt hatten. Der Intendant bemerkte dies Benehmen, und drohte ihnen mit Strafe; sie entschuldigten sich aber damit, daß, wenn sie den Tag mit Beten zubrächten, ihre Kinder hungrig schlafen gehen müßten. Der Intendant brachte ihre Vorstellung vor den König, einen weisen und guten Fürsten, der seinem Schatzmeister befahl, jeden Freytag den Armen eine gewisse Summe auszuzahlen, damit sie ihre religiösen Pflichten erfüllen könnten, ohne ihrem zeitlichen Interesse zu schaden. Zu

Folge dieser Einrichtung mußte sich das Volk zu der Stunde des Gebets in die Moschee begeben; man bemerkte aber, daß es nie die vorgängige Abwaschung vornahm, ohne welche das Gebet nicht wirksam ist. Der Intendant ließ daher die vornehmsten der Einwohner vor sich kommen, und sagte ihnen: Woher kommt es denn, daß ihr, nachdem der König euch die nöthige Unterstützung zukommen läßt, um euch und eure Familien an den Sabbattagen zu ernähren, die Abwaschungen nicht vornehmt, ohne welche das Gebet ganz ohne Nutzen ist? Sie antworteten: Die Wohlthat, welche der König uns erzeigt, ist für das Gebet; wenn Se. Majestät will, daß wir unsere Abwaschungen vornehmen sollen, so muß er uns auch eine Entschädigung für die Vollziehung dieser Ceremonie geben. So handelte Hr. M—y, in Betreff des Briefes des Lord Pelham, dessen Sinn er nicht verstand; daher meine Reise nach Frankreich für mich sehr unangenehm gewesen wäre, wenn ich nicht einige meiner Freunde in Paris gefunden hätte. Ich bin ihm indessen für den Rath Dank schuldig, meinen ersten Plan nicht zu befolgen, mich durch Deutschland und Ungarn nach Constantinopel zu begeben, welches Ursache war, daß ich vier und einen halben Monat zu einer Ueberfahrt (wovon in der Folge die Rede seyn wird) brauchte, welche der Colonel Harcourt zu derselben Zeit in ein und zwanzig Tagen machte.

Kurz nach meiner Ankunft in Paris erhielt ich den Besuch von einem Menschen, der das Persische geläufig sprach, sich zur christlichen Religion bekannte, obgleich er auf Türkische Art gekleidet war, und sich Fertekulin nennen ließ. Nachdem ich etwas mit ihm bekannt war, fragte ich ihn nach seinen Schicksalen. Er antwortete mir mit leiser Stimme: „Mein wahrer Nahme ist „Syed Mohammed. Ich bin in Persien geboren, habe aber „lange in Constantinopel gelebt, einen großen Theil der Welt „durchreiset, und spreche eilf Sprachen; mag aber hier nicht für „einen Muhammedaner bekannt seyn.“ Bey meiner Ankunft in Constantinopel erkundigte ich mich nach diesem Abentheurer, von dem man mir sagte, er sey ein Taschendieb aus dieser Stadt, und seine Eltern wären Griechen von der niedrigsten Classe.

Ich hatte das Vergnügen, in Paris die Bekanntschaft mehrerer Gelehrten zu machen, wovon einige in den Orientalischen Sprachen sehr bewandert waren, besonders die Herren Langle's und de Sacy *), welche mich täglich besuchten. Sie sprachen zwar das Persische nicht gut, übersetzten aber, da sie das Arabische studirt, und einige Persische Dichter gelesen hatten, mehrere meiner Oden mit vieler Leichtigkeit ins Französische; und ich fand bey ihnen eine viel größere Anlage zu unserer Sprache, als bey irgend einem Engländer. Es ist möglich, daß die Französische Sprache eine größere Analogie, als die Englische, mit der Persischen hat, oder daß unsere Persischen Ausdrücke sich ihren Ideen mehr anpassen, als den Ideen der Bewohner eines kältern Climas. Diese Herren versprachen mir, meine Producte in ihren periodischen Blättern einzurücken.

Ungefähr vierzehn Tage vor meiner Abreise aus Paris, wurde ich wiederholtemale zu Hrn. von Talleyrand eingeladen. Auch besuchte mich Hr. Jaubert, Dolmetscher der Regierung für die Orientalische Sprache, und brachte mir eine Einladung von Seiten Bonaparte's, mich bey seinem Lever einzufinden. Unglücklicherweise befand ich mich aber damals nicht wohl, und hatte in der Folge keine Gelegenheit mehr, diese beyden großen Männer zu sehen.

*) Abu Taleb, oder sein Englischer Uebersetzer, irren sich hier. Nicht Herrn de Sacy, sondern Herrn Chezy, bey dem Cabinet der Handschriften der Kaiserlichen Bibliothek angestellt, hat dieser Perser in Paris gekannt, und er war es, der einige seiner Oden übersetzte. Hr. de Sacy war damals auf dem Lande.
Anmerk. des Franz. Uebersetzers.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Der Verfasser reis't nach Lyon ab. Erzählung dieser Reise. Beschreibung von Lyon. Sonderbare Bauart. Färber. Der Verf. besucht das Haus, worin der General Martin geboren war. Er schifft sich nach Avignon ein. Erzählung dieser Reise. Beschreibung der Heiligen-Geist-Brücke. Er macht die Bekanntschaft des Herrn

Barnou; kommt zu Avignon an; reis't mit der Diligence nach Marseille. Beschreibung dieser Stadt. Er wird vom Gouverneur und dessen Familie gut aufgenommen; macht die Bekanntschaft mehrerer Amerikamer; schifft sich nach Genua ein.

Da ich meine Reise fortzusetzen wünschte, so hielt ich mich nicht lange in Paris auf. Am ersten des Rubby al Avul (27 May) reisete ich in einer Postchaise (wahrscheinlich in einer Diligence) nach Lyon ab. Der Preiß von drey Guineen für den Platz, ließ mich in diesem Wagen mehr Bequemlichkeit und eine schnellere Reise hoffen, als mit dem, der mich von Calais nach Paris gebracht hatte. Ich fand mich indessen in meiner Erwartung sehr betrogen. Der Wagen war schon mit zwey Franzosen, und einer Französischen und einer Italienischen Dame, welche letztere auswendig saß, besetzt.

Wir fuhren mit der Geschwindigkeit einer Englischen Diligence, von Sonnenaufgang bis um neun Uhr Abends, alsdann machten wir Halt, um zu Nacht zu speisen, und uns zur Ruhe zu begeben. Keiner meiner Reisegefährten im Innern des Wagens sprach ein Wort Englisch; es waren überdieß die widerwärtigsten und unempfindlichsten Leute, die man nur finden kann. Sie hatten sich der beßten Plätze bemächtigt; und wenn ich sie bat, mit mir auf eine Zeitlang zu tauschen, wie dieß in England zu geschehen pflegt, so begnügten sie sich nicht damit, mir meine Bitte abzuschlagen, sondern spotteten noch meiner Noth. Wenn wir ins Nachtquartier kamen, so liefen sie geschwind, sich der bessern Betten zu versichern, während mir der Wirth, als einem Fremden, der kein Wort Französisch sprach, eine häßliche unsaubere Kammer anwieß. Am dritten Tage hatte die Italienische Dame Mitleiden mit meiner Lage, und gab mir durch Zeichen zu verstehen, ich sollte dem Wirthe drohen, wenn er mir nicht ein besseres Bette gäbe, die Nacht in dem Wagen zuzubringen, und ihm sein Zimmer nicht zu bezahlen. Ich befolgte diesen Rath, und bekam in der Folge ein ziemlich gutes Zimmer. Wir brauchten fünf Tage, um einen Weg von zwey hundert fünf und zwanzig Meilen zurück-

zulegen. Die unangenehme Lage, worin ich mich diese ganze Zeit über befand, verminderte das Vergnügen, das ich gehabt haben würde, ein so schönes Land zu durchreisen.

Lyon wird für eine der schönsten Städte Frankreichs gehalten, und von einem breiten Flusse (der Saone) durchströmt, der einem Kanale gleicht, dessen beyde Seiten mit Kays versehen sind, und große Schiffe trägt. An seinem Ufer ist eine schöne, von Bäumen überschattete Promenade. Vor der Stadt ist ein anderer großer und schneller Fluß (die Rhone), in welchen der erstere fällt. Ueber beyde führen mehrere schöne Brücken.

Lyon enthält mehrere prächtige, aus Quadersteinen erbaute Gebäude. Die Stadtthore sind sehr groß, und mit weitläuftigen Wachthäusern versehen.

Einige Häuser der Neustadt sind aus Thonerde erbaut, und verdienen, in einiger Beziehung, nachgeahmt zu werden. Man bringt zuerst eine bretterne Form von der Länge der Mauer, die man aufführen will, und ungefähr von zwey Schuh Höhe, auf die Fundamente, und füllt sie mit wohl geknetetem Thon an. Hierauf läßt man sie zwey oder drey Tage lang ruhig stehen, bis daß der Thon trocken genug ist; alsdann wird die Form abgenommen, und eine zweyte Lage hineingebracht, welche sich bald mit der untern vereinigt; und auf diese Art fortgefahren, bis die Mauer vollendet ist, deren Winkel alsdann mit ungebrannten Backsteinen ausgemauert werden. Durch dieses Mittel werden die Mauern senkrecht aufgeführt. Sie werden hierauf mit Mörtel beworfen, und nehmen sich auf diese Art so gut aus, als wenn sie aus Backsteinen aufgeführt wären; auch sind sie so dauerhaft, wie diese, wenn man den obern Theil vor dem Regen zu bewahren sucht. Diese Art Mauern haben zwey Vorzüge, welche die Indianischen Lehmmauern nicht besitzen: sie nehmen sich besser aus, und ihr Bau erfordert weniger Zeit.

Da Lyon berühmt ist, in der Kunst, Stoffe zu färben, so versuchte ich eine Probe damit zu machen, und gab meinen Turban einem Färber, der mir ihn den andern Tag schön und haltbar purpurroth gefärbt, zurückbrachte. Diese Purpurfarbe hielt sich

mehrere Monate, und veränderte sich nur in der glühenden Sonnenhitze. Ich bezahlte nur achtzehn Sols, während man mir in London jedesmal vier Schilling für das Färben meines Turbans abforderte, obgleich die Farben, trotz des kältern Clima's, nach zehn oder zwölf Tagen verblichen.

Die Umgebungen von Lyon liefern Früchte im Ueberflusse, besonders Kirschen, welche größer und schöner sind, als ich sie je gegessen habe. Da nun aber jede Gegend ihre Vorzüge und Nachtheile hat, so erzeugen hier die Hitze des Clima's und die Nähe der Flüsse eine ungeheure Menge Mosquitos und anderer Insekten, welche so lästig fallen, daß die Einwohner genöthigt sind, um sich die Nacht hindurch davor zu schützen, Florvorhänge um ihre Betten zu machen.

Zufälligerweise lag das Hotel de Milan, wo ich logirte, gerade neben dem Hause, worin der berühmte General Martin von Lucknow, mein alter Bekannter, geboren war. Es wird noch von seinem Neffen bewohnt; der General hat aber eine große Summe dazu bestimmt, es in ein Collegium zu verwandeln. Ein Freund begleitete mich dahin, und obgleich der Hausherr abwesend war, so erlaubte man uns doch, alle Theile des Hauses zu sehen.

Ich verlebte drey Tage sehr vergnügt in Lyon. Da ich es müde war, zu Wagen zu reisen, so beschloß ich, mich zu Wasser nach Marseille zu begeben, und bestellte mir demnach einen Platz auf einem der größten Rhonefahrer, für den ich Eine Guinee bezahlte. Den folgenden Tag fuhren wir ab. Diese Barken gleichen ziemlich den Bengalischen Budgerows; der innere Raum ist aber für Kaufmannswaaren bestimmt, daher die Passagiere auf dem Verdecke bleiben müssen.

Es fehlte mir nicht an Gesellschaft; wenigstens fünf und zwanzig Passagiere, sowohl Männer als Weiber, waren auf dem Schiffe. Unglücklicherweise war es mitten im Sommer, kein Wölkchen am Himmel zu bemerken, und die Hitze daher unerträglich. Einige Passagiere suchten sich zwischen den Ballen zu verbergen; andere legten sich auf das Verdeck, und wickelten sich in Decken, und noch andere bemächtigten sich eines kleinen

Teppichs, und machten ein Schirmdach daraus. Da ich mit einem seidenen Parasol versehen war, und überdieß die Sonnenhitze in Indien ertragen gelernt hatte, so glaubte ich den Wirkungen dieses Gestirns in Frankreich trotzen zu können. Aber am zweyten Tage schälte sich die Haut an meinem Gesichte schon, und verursachte mir große Schmerzen. Oft wünschte ich daher, mich wieder in einer Diligence zu befinden.

Glücklicherweise war der Strom so reissend, daß die Barke täglich siebenzig bis achtzig Meilen zurücklegte. Kurz nach Mittag legten wir bey einem Gasthause auf dem Ufer an, wo wir zu Mittag speis'ten, und machten Abends gleichfalls Halt, um uns zur Ruhe zu begeben.

Gegen die Mitte des zweyten Tages passirten wir unter einer Brücke, welche von einem der Cäsaren nach der Eroberung Frankreichs durch die Römer erbaut ist: sie heißt die Heilige-Geist-Brücke, und ist in ganz Europa berühmt. Obgleich vor länger als zwey tausend Jahren erbaut, scheint sie ganz neu zu seyn, und ist, andern Brücken unähnlich, welche gewöhnlich nach der Mitte zu höher sind, überall beynahe von Einer Höhe. Sie hat ein und zwanzig große, und acht kleine Bogen; erstere sind alle breit, der mittlere aber weiter, als ich je einen Brückenbogen gesehen habe. Nachdem man diese Brücke passirt hat, wird der Strom breiter und reissender, als die Themse bey London; und jene ist, glaube ich, viel prächtiger, als irgend eine in England.

Die Bekanntschaft des Herrn Barnou, eines der liebenswürdigsten Männer, die ich jemals gekannt habe, entschädigte mich für alles Ungemach dieser Reise. Hr. Barnou war Neffe des Gouverneurs von Marseille, der sonst die Stelle eines Ministers bekleidet hatte, und er selbst Genie-Kapitän in Französischen Diensten. Er war mit allen erdenklichen schönen Eigenschaften geziert, und sprach fertig Englisch. Da dieser charmante junge Mann meine Verlegenheit sah, that er alles, was von ihm abhieng, um mir nützlich zu seyn. Er machte überall meinen Dollmetscher, und verhinderte nicht allein, daß ich betrogen wurde,

sondern sorgte auch dafür, daß man mir die besten Sachen und das beste Bette gab.

In Avignon, wo wir am Abend des dritten Tages ankamen, hörte ich, daß ich von hieraus die Reise zu Lande fortsetzen müsse, weil die Rhone nicht weiter gegen Marseille zu fließe. Ich verließ also die Barke, und befand mich, Gott sey Dank! aus meinem schwimmenden Gefängnisse erlöst. Da ich jedoch meine Reise ohne Zeitverlust fortsetzen wollte, so bestellte ich auf der Stelle einen Platz in der Diligence, welche den andern Tag abgehen sollte, und bezahlte Eine Guinee dafür. Hierauf kehrte ich ins Gasthaus zurück, Willens ein gutes Abendessen einzunehmen, und nachher mich schlafen zu legen: aber kaum hatten wir unsere Mahlzeit beendigt, als der Wagen bey dem Gasthause vorfuhr, und der Postillion mit lauter Stimme die Reisenden aufrief. Ich mußte daher in Eile von Hrn. Barnou Abschied nehmen, den Geschäfte drey oder vier Tage in Avignon zurückhielten.

Beym Einsteigen in die Diligence fand ich drey Männer. Da es aber dunkel war, konnte ich sie nicht unterscheiden, und der Schlaf, dem sie sich ohne Verzug überließen, verhinderte sie, mir beschwerlich zu fallen. Als es Tag war, sah ich, daß es drey Franzosen waren, von ziemlich schlechtem Aussehn. Einer darunter war ein kleiner runzliger Mann, der in einer sehr gekrümmten Lage saß. Sie suchten in Unterhaltung mit mir zu kommen, da ich sie aber nicht verstand, so antwortete ich ihnen kaum. Um acht Uhr gesellte sich eine junge Reisende zu uns, mit sehr schönen Augen, und langen schwarzen Haaren. Sie war in Aegypten, und zwar von christlichen Eltern geboren, sprach aber doch das Arabische sehr gut. Kaum war sie einige Minuten in dem Wagen, als der kleine schmutzige Alte, dessen ich erwähnt habe, mit Anstrengung den Kopf in die Höhe richtend, mit ihr zu sprechen begann, und sich Freyheiten erlaubte, sowohl im Sprechen, als mit den Händen. Die andern, durch sein Beyspiel angefeuert, wollten ein gleiches thun, und machten mir Zeichen, mich mit ihnen zu vereinigen, was ich aber mit Verachtung zurückwieß. Das junge Weib indessen, anstatt über diese Beleidigungen zu

weinen und zu schreyen, wie eine Hindu gethan haben würde, vertheidigte sich muthig, und schimpfte sie derb in Arabischer Sprache, was ihnen vielen Spaß zu machen schien. Sie trieben es so weit, sich meines Rohrs zu bemächtigen, womit sie ihr mehrere harte Schläge versetzten. Der Spitzbube vom Postillon, dessen Pflicht es gewesen wäre, sie in Schutz zu nehmen, schien nicht allein Gefallen an diesem Handel zu finden, sondern hatte selbst, als sie aus dem Wagen stieg, die Unverschämtheit, ihr in den Busen zu greifen. Beym Wiedereinsteigen in den Wagen gab ich dieser jungen Person meinen Platz in einer Ecke, und bemerkte mit Vergnügen, daß sie stark genug war, dem kleinen Alten, der ihr gegen über saß, zu widerstehen. Den Tag nach unserer Ankunft in Marseille traf ich sie auf der Straße an; sie schien sehr dankbar für die Achtung, die ich ihr bewiesen hatte, und leistete mir große Dienste während meines Aufenthalts in dieser Stadt.

Marseille ist eine große und schöne Stadt, und einer der berühmtesten Seehäfen Frankreichs; daher sie von den Kaufleuten aller Länder besucht wird, besonders aber von den Italienern, Türken, Barbaresken, und von den Aegyptern. Sie ist auch berühmt wegen ihrer Manufakturen in Seide, Atlas und Goldstoff. Man hat mir gesagt, daß ihr jährlicher Handel sich auf zwey und funfzig Croren Rupien (1,248,000,000 Franken) belaufe.

Alle öffentliche Gebäude sind von Stein erbaut. Die Privathäuser scheinen, im Allgemeinen hoch, und einige haben schöne Balkons über den Thüren. Die Straßen sind regelmäßig, und in drey Theile getheilt, wie die Londoner. Es befindet sich in dieser Stadt eine Anstalt, die mir vieles Vergnügen gemacht hat. Auf jedem öffentlichen Platze und in den Hauptstraßen sind Wasserbehälter, welche von entfernten Quellen angefüllt werden, deren Wasser durch Cascaden oder Brunnen dahin geleitet wird. Auf einer Seite des Reservoirs hat man eine Tränke für das Vieh angelegt, welche durch das überflüßige Wasser des erstern angefüllt wird. Das Wasser fließt hierauf in zwey kleine Kanäle,

auf beyden Seiten der Straße, welche die nöthige Quantität zum Gebrauch der Einwohner, so wie zum Begießen der Straßen liefern, um den Staub niederzuschlagen. Letzteres ist in einem so heißen Clima sehr nöthig. — Einige Wege um Marseille sind mit Bäumen bepflanzt, und ungefähr im Geschmack der Boulevards in Paris angelegt.

Die Gärten in den Umgebungen von Marseille liefern eine große Mannichfaltigkeit schöner Früchte. Die Bisam-Melonen übertreffen alle, welche ich anderswo gegessen habe, und sind besser als die, welche in den Englischen Treibhäusern cultivirt werden. Unglücklicherweise dauern sie nur Einen Monat.

Ich hatte die Vorsicht gebraucht, mich in Paris mit einem Empfehlungsschreiben an Hrn. Samadite, einen der reichsten Kaufleute in Marseille, zu versehen, das ich ihm den andern Tag nach meiner Ankunft einhändigte. Er empfieng mich auf das verbindlichste, und verschaffte mir ein schönes Appartement in einem Hotel in der Nähe seines Hauses. Da man in den Kaffeehäusern des mittäglichen Frankreichs weder gute Butter, noch gute Sahne findet, und ich an die vortrefflichen Dejeuners der Engländer gewöhnt war, so lud mich Hr. Samadite ein, das Frühstück bey ihm einzunehmen, und so oft bey ihm zu Mittage zu speisen, als ich frey sey. Hr. Samadite ist ein geborner Schweizer, aber in Frankreich erzogen. Ich speis'te oft bey ihm. Seine Tafel war mit Speisen und Weinen vortrefflich besetzt, und man fand bey ihm gewöhnlich vierzehn bis funfzehn der angesehensten Personen der Stadt. Nach dem Diner gaben wir uns Rendezvous im Theater, wozu er mir immer ein Billet anbot, und durchaus nicht zugeben wollte, daß ich das Entree bezahlte. Während der vierzehn Tage meines Aufenthalts in Marseille war er beständig bemüht, mir einen Platz an Bord eines guten Schiffs, das geradeswegs nach Konstantinopel gieng, zu verschaffen; und da er seinen Zweck nicht erreichen konnte, so drang er in mich, so lange bey ihm zu bleiben, bis sich eine schickliche Gelegenheit zeigen würde.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Marseille besuchte mich

mein Freund, Hr. Barnou, und stellte mich am nämlichen Tage seinem Onkel, Hrn. Wilgrove, Gouverneur dieser Stadt, einem Manne von gutem Aussehn und liebenswürdigem Charakter, vor. Da zu dieser Zeit Bonaparte eine neue Münze mit seinem Brustbilde hatte schlagen lassen, so hatten in ganz Frankreich große Freudenfeste statt: die Häuser von Marseille waren illuminirt, und der Gouverneur gab den Einwohnern Feste. Er lud mich ein, ihn täglich zu besuchen, welches ich nicht unterließ, und dadurch Gelegenheit bekam, die schönsten Weiber dieses Theils von Frankreich zu sehen.

Da dieß Annehmlichkeiten waren, welche ich nicht erwartet hatte, so verlebte ich meine Zeit in Marseille sehr lustig. Der würdige Gouverneur erzeigte mir die Ehre, mich zu mehreren Privatpartieen einzuladen, und stellte mich seiner Gemahlin vor, einer überaus liebenswürdigen Dame, so wie seinem Sohne, der einer der charmantesten Cavaliere war, die ich jemals gesehen habe. Dieser junge Mann beschäftigte sich gerade mit dem Erlernen der Englischen Sprache, und besuchte mich täglich, um sie mit mir zu sprechen, und mir die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgebungen zu zeigen. Diese ganze Familie ist so geliebt und geehrt in Marseille, daß keiner ist, der nicht bereit wäre, sein Leben für sie zu lassen.

Man findet in Marseille Menschen aller Nationen, und mehrere Griechische und Aegyptische Familien sind hier ansässig. Die Weiber dieses Landes sind sehr schön, und kleiden sich auf das geschmackvollste. Hätten sie einen so schönen Teint wie die Englischen Damen, sie würden ohne Widerrede die schönsten Frauen der Welt seyn.

Ich hatte das Vergnügen, hier die Bekanntschaft des Hrn. D—y zu machen, eines jungen Engländers, der in Marseille seine Studien vollendete, und mir bey mehreren Gelegenheiten sehr nützlich war. Die Gesellschaft der Anglo-Amerikaner gab mir auch verbindliche Beweise von Aufmerksamkeit. Diese Herren erzeigten mir die Ehre, mir ein öffentliches Diner im Hotel Franklin zu geben, und setzten mir sehr zu, meinem Plan, mich zu

Land nach Indien zu begeben, zu entsagen, und mich lieber an Bord eines ihrer Schiffe nach Amerika einzuschiffen, wo ich leicht eine gute Gelegenheit nach Calcutta finden würde. Ich konnte diesen Plan nicht gut heißen, versprach ihnen aber, wenn ich jemals wieder nach Europa käme, auch Amerika zu besuchen. Zufrieden mit diesem Versprechen, schrieb jeder von ihnen seinen Namen und seine Wohnung auf ein Blatt Papier, übergaben mir dasselbe, und luden mich ein, sie zu besuchen, wenn ich in ihrem Lande angekommen seyn würde.

Nachdem ich mich vierzehn Tage in Marseille aufgehalten hatte, ohne eine Gelegenheit zu finden, mich grades Wegs nach Constantinopel begeben zu können, faßte ich den Entschluß, mich mit zwey Amerikanern nach Genua einzuschiffen, von wo aus ich leicht, so sagte man mir, meine Reise fortsetzen könnte. Ich kam also mit dem Patron eines kleinen Französischen Fahrzeugs überein, ihm drey Guineen für meine Ueberfahrt zu bezahlen, und mir selbst die Lebensmittel zu stellen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Verfasser schifft sich nach Genua ein. Beschreibung des mittelländischen Meeres. Er kommt in Genua an, wird von dem Amerikanischen Consul gut empfangen. Beschreibung von Genua. Der Verfasser bewundert die Italienische Musik. Freudenmädchen. Cicisbeen. Der Verfasser schifft sich nach Livorno ein, um nach Rom zu gehen. Seine Ankunft in Livorno. Mangel an Wasser. Noth des Verfassers, der beynahe ermordet wird. Schilderung der Livorneser. Er sucht die Freundschaft einiger Amerikaner. Das Englische Kriegsschiff, der Siegreiche, kommt in Livorno mit einem Lichter an. Der Englische Consul verspricht dem Verfasser, seine Ueberfahrt in letzterm Fahrzeuge zu bewirken. Der Patron weigert sich, ihn an Bord zu nehmen. Er wendet sich an den Kapitän des Siegreichen, der ihn an Bord nimmt. Er verläßt Livorno.

Den 25. des Monats Rubby al Alvul (20. Juni) schifften wir uns ein, nachdem ich Abschied von dem Gouverneur von

Marseille, von Hrn. Barnou und meinen andern Freunden genommen hatte, und erreichten bald die offene See. Ich glaube hier eine etwas ausführliche Beschreibung des Mittelländischen Meeres geben zu müssen. Es ist zwey tausend vier hundert Meilen lang, und sechs und zwanzig bis sechs hundert Meilen breit. Die schmalste Gegend ist unter dem Namen der Meerenge von Gibraltar bekannt, welche Benennung durch Corruption aus Jebbal Tar, oder Vorgebürge des Tarik, eines Mohren-Chefs, entstanden ist. Dieses Meer hat zwey Arme, wovon der eine sich nördlich zwischen den Gestaden Italiens bis nach Triest in Deutschland erstreckt, und der Golf von Venedig genannt wird. Der andere Arm, längs der Griechischen Küste hin strömend, führt den Namen des Jonischen Meeres, von welchem ein schmaler Arm sich bis nach Konstantinopel erstreckt, wo er sich mit dem schwarzen Meere vereinigt, und das Meer von Marmora heißt. Die wahren Gränzen des Mittelländischen Meeres (welches selbst nur ein Arm des großen Oceans ist) sind nördlich Spanien und andere Europäische Länder; östlich Syrien und Palästina, und südlich das Königreich Fez, die Barbarey und andere Gegenden Afrika's. Seine westliche Gränze bildet die schon genannte Meerenge, welche durch eine unbezwingliche Festung beherrscht wird, die jetzt in der Gewalt der Engländer ist, und ihnen, in Vereinigung mit ihren Schiffen, einen großen Einfluß auf die Schifffahrt auf diesem Meere gibt, von der sie die Natur ganz ausgeschlossen zu haben scheint.

Auf dieser Reise begegnete mir nichts Merkwürdiges, nur war ich, da das Schiff klein war, und durch die Wellen sehr beunruhigt wurde, zwey Tage lang sehr krank, und hatte Ekel vor aller Speise. Den dritten Tag befand ich mich besser, und bekam wieder Appetit; da ich aber die Lebensmittel verlangte, welche ich mit an Bord gebracht hatte, so konnte man sie nicht finden; das Schiffsvolk hatte sich ihrer wahrscheinlich bemächtigt, wodurch ich genöthigt war, mich während dem übrigen Theil der Reise mit schlechtem Zwieback und Essig und Wasser zu begnügen.

Am fünften Tage kamen wir in der Bay von Genua an, und kaum war Anker geworfen, als ein Quarantäne-Bot bey uns anlegte. Da dieser Welttheil oft von einer schrecklichen Krankheit, die Pest genannt, heimgesucht wurde, so erlaubt man Niemanden, von einem Schiffe ans Land zu gehen, bevor er nicht von einem Arzte, der den Gesundheitszustand aller, welche sich auf demselben befinden, untersucht, und andere ihm nöthig scheinende Nachforschungen anstellt, visitirt worden ist. Wenn er in Erfahrung bringt, daß Jemand unterwegs gestorben ist, so befiehlt er dem Kapitän, sich an einem besondern Orte vor Anker zu legen, wo er vierzig Tage lang bleiben muß. Diejenigen Passagiere oder Schiffsleute, welche ans Land gehen wollen, sind genöthigt, sich auf eben so lange Zeit in ein Hospital, Lazareth genannt, zu begeben, wo die, welche entfliehen wollten, ohne Gnade von den Soldaten niedergeschossen werden. Der Arzt, welcher an unser Bord kam, war ein bleicher und magerer Mann, der von einer schweren Krankheit erst genesen zu seyn schien, während unsre Schiffsmannschaft rüstig und gesund war. Nachdem er uns betrachtet hatte, warf er die Augen auf sich selbst, und schien beschämt über diese Vergleichung; auch ertheilte er uns die Erlaubniß, uns ans Land begeben zu dürfen, ohne selbst vorher unsre Certificate untersucht zu haben.

Wir begaben uns auf der Stelle, die Amerikanischen Passagiere, HH. Shoolbred, Jolly, und ich, ins Gasthaus zum rothen Löwen, und machten alsdann dem Amerikanischen Consul, Hrn. Wilson, unsre Aufwartung, bey dem mir ein Empfehlungsschreiben von Seiten des Hrn. Samadite eine günstige Aufnahme verschaffte. Wir speis'ten, während unsers dreytägigen Aufenthaltes in dieser Stadt, bey dem Consule, und wurden auf das freundschaftlichste behandelt und köstlich bewirthet.

Die Lage von Genua ist schön, und die Stadt selbst prächtig. Sie liegt in einem cirkelförmigen Meerbusen. Hätte ich den Hafen von Cork nicht gesehen gehabt, so würde ich unstreitig den von Genua für den schönsten in Europa gehalten haben. Die öffentlichen Gebäude und der größte Theil der Privathäuser sind

aus Quadersteinen erbaut, sehr hoch, und mit Säulengängen, ꝛc. geziert. Sie hat einige sehr breite und regelmäßige Straßen; andere dagegen sind so enge, daß die Sonne nicht durchscheinen kann. Da die Stadt aber auf dem Abhang eines Hügels liegt, und die Straßen gut gepflastert sind, so ist kein Koth darin zu sehen. Die Stadt, welche die Gestalt eines halben Mondes hat, ist ganz mit guten Festungswerken umgeben, sowohl von der Land- als auch von der Seeseite, so daß sie allen ihren Feinden widerstehen kann.

Das Innere der Häuser ist reich verziert, aber so buntscheckig bemahlt, daß es meinen Geschmack für das Einfache beleidigte. Demungeachtet muß ich aber bekennen, daß Genua, im Ganzen betrachtet, die schönste Stadt ist, die ich kenne.

Alle Bewohner Genua's sind gute Musiker, und spielen eine Menge verschiedener Instrumente, wovon mehrere mir unbekannt waren. Eines Nachts, als ich schon eingeschlafen war, wurde ich durch ein allerliebstes Concert in der Straße aufgeweckt. Ich stand sogleich auf, und lief unwillkührlich nach der Hausthüre, die ich verschlossen fand, worauf ich nach meinem Zimmer zurückkehrte, und mich ans Fenster stellte, wo ich so lange entzückt verweilte, bis das Concert zu Ende war.

Man hatte mir oft in London gesagt, daß die Italiener grössere Tonkünstler seyen als alle andern Völker, und auch ich muß nunmehr gestehen, daß die Musik der Indier, Perser, und des östlichen Theils von Europa, mit der Musik der Italiener eben so gut verglichen werden kann, als der schreyende Lärm einer Mühle mit den rührenden Tönen einer Orgel.

Die Verordnungen in Genua wegen der Freudenmädchen sind sehr sonderbar. Sie erscheinen nie öffentlich, weder am Tage, noch in der Nacht, sondern lassen durch einen wohlgekleideten Bedienten, der sich an der Ecke der Straße aufhält, die Männer zu sich einladen.

Eine noch sonderbarere Gewohnheit dieses Landes ist, daß jede Frau von Stande zwey Männer hat, denen sie zu gleichen Theilen ihre Zeit widmet. Der erste Gemahl ist verbunden, alle

Ausgaben von Madame zu bezahlen, und für ihre Wohnung und alle andern Nothwendigkeiten zu sorgen, welches ihm auch das Recht gibt, bey ihr zu schlafen, und als der Vater ihrer Kinder betrachtet zu werden. Die Pflicht des zweyten Gemahls besteht darin, ihr den ganzen Tag wie ihr Schatten zu folgen, kurz, allen ihren Launen blindlings zu gehorchen. Wenn zufällig der erste Gemahl mit seiner Frau am Tage beschäftigt ist, und der zweyte anklopft, so begibt sich der erste sogleich hinweg. Diese zweyten Männer heißen Cicisbeen, und sind gewöhnlich junge unverheyrathete Leute von angenehmer Bildung. Es geschieht jedoch zuweilen, daß verheyrathete Männer von einem reifern Alter Cicisbeen der Frau eines ihrer Freunde werden.

Das Genuesische bringt zweyerley Gattungen köstlicher Melonen, so wie eine große Menge Pfirsiche, Zwetschen, Trauben und andere Früchte hervor.

Den zweyten Tag nach meiner Ankunft in Genua ließ mir Hr. Wilson wissen, es zeige sich eine Gelegenheit, um unmittelbar nach Livorno reisen zu können, von der er mir rathe, Gebrauch zu machen; wenn ich aber das größte Wunder der Welt sehen wollte, so müßte ich von da den Weg über Florenz nach Rom nehmen, und nachdem ich daselbst meine Neugierde befriedigt, nach Neapel gehen, von wo aus ich leicht nach Malta kommen könne. Dieser Plan gefiel mir sehr, und ich eilte daher, nebst Hrn. Jolly, wegen unsrer Fahrt nach Livorno an Bord eines Englischen Schiffs mit dem Kapitän R—n, der dasselbe befehligte, einig zu werden.

Wir schifften uns den folgenden Tag bey guter Zeit ein, und während der ganzen Reise hatte ich Ursache mit dem höflichen Benehmen des Kapitäns zufrieden zu seyn; er hatte mir seine eigne Cajüte und sein Bette überlassen. Wir brauchten nur zwey Tage zur Ueberfahrt, und da wir mit einem Gesundheits-Certificat versehen waren, so durften wir sogleich ans Land gehen. Wir begaben uns ins Hotel von G—y, und ich zögert: nicht, einen Besuch bey Hrn. G—t, damaligem Englischen Consul in Livorno, abzustatten. Er empfing mich sehr gut, und sagte mir, man

erwarte täglich ein Kriegsschiff von Malta, auf welchem er mir einen Platz verschaffen wolle, um die Ueberfahrt nach dieser Insel zu machen. Ich fragte ihn, ob ich nicht nach Florenz gehen könne, weil ich Willens sey, mich nach Rom und von da nach Neapel zu begeben. Er antwortete mir, diese Reise werde, in gegenwärtiger Jahrszeit, für sehr gefährlich gehalten, wegen der epidemischen Fieber, die mit Heftigkeit im Innern Italiens herrschten. Ich mußte es also aufgeben, die berühmteste Stadt Europens zu sehen, ob ich gleich von Hrn. Wilson Empfehlungsschreiben an ausgezeichnete Personen in Florenz, Rom und Neapel erhalten hatte.

Obgleich Livorno ein berühmter, von allen Nationen des Mittelländischen Meeres sehr besuchter Seehafen ist, so ist doch die Stadt so klein, daß man aus ihrem Mittelpunkte die vier Hauptthore sehen kann. Sie ist jedoch auf allen Seiten wohl befestigt, und die Häuser sind, im Allgemeinen, vier oder fünf Stockwerke hoch, aber nicht sehr bequem und schrecklich warm; auch leidet man darin viel von Mosquitos, Wanzen und anderm Ungeziefer. Gutes Wasser ist sehr rar, und die Plätze, wo öffentliche Brunnen sich befinden, sind sehr klein. Das Wasser läuft so langsam aus diesen künstlichen Quellen, daß es lange dauert, bis ein kleines Gefäß angefüllt ist. Oft sah ich einen ganzen Trupp dabey versammelt, welche sich bemühten, das Wasser schneller laufen zu machen. Unterdessen ist der ganze Platz voller Leute, welche warten, bis die Reihe an sie kommt, Wasser zu holen. Man kann in den Häusern keinen Schluck guten frischen Wassers erhalten; und oft begab ich mich an den Brunnen, ohne meinen Durst stillen zu können.

Da die Hitze, während meines ganzen Aufenthaltes in Livorno, in den Häusern unerträglich war, so ging ich gewöhnlich gleich nach Tische aus, und setzte mich in den Schatten einer Mauer, oder begab mich in ein Kaffeehaus, um da die Zeit hinzubringen. Abends setzte ich mich gewöhnlich unter das Portal einer großen Kirche, welche auf einem öffentlichen Platze, ungefähr mitten in der Stadt, liegt, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Möge der Zorn Gottes auf einer Stadt und auf einem Volke ruhen, das

bey allen Reichthümern, deren es sich rühmt, dem Geize so sehr ergeben ist, daß es einem Fremden den letzten Kreuzer abnehmen möchte!

Eines Abends saß ich, wie gewöhnlich, auf den Stufen der Kirche, als ein Dieb mir von hinten meinen Turban wegnahm. Durch einen besondern Zufall war ein Ende des Musselins aufgegangen, das ich ergriff, und mich schnell erhob, um mich des Diebs zu bemächtigen. Dieser aber schnitt sogleich mit einem Messer, das er in der Hand hielt, den Turban entzwey, und entfloh mit der einen Hälfte. Ich erzählte dieses Abentheuer den Engländern von meiner Bekanntschaft, welche mir riethen, mich nicht mehr an diesen Ort zu setzen, noch in der Nacht auszugehen, weil die Italiener, aus Bigotterie oder andern Ursachen, die Fremden oft mit Messern oder Dolchen meuchelmorden.

Man findet in Livorno eine Menge mannichfaltiger Früchte. Ihre Wassermelonen sind schmackhafter, als ich sie je anderswo gegessen habe, und doppelt so groß wie die von Allahabad und Mainpoory, welche man für die besten in Indien hält.

Der größte Theil der Einwohner von Livorno sind Juden, Griechen und Armenier, und alle wegen ihres Geizes berüchtigt. Ein Engländer von meiner Bekanntschaft, der mir dadurch einen Dienst zu leisten glaubte, führte mich in das Haus eines Armenischen Kaufmanns, welcher zu Julfa, einer Vorstadt von Ispahan, geboren war, und Persisch sprach. Als wir bey diesen Mann kamen, war es gerade Mittagsessenszeit; er schickte uns aber eilends seinen Sohn, um uns sagen zu lassen, sein Vater sey krank, und daß er überdem die Persische Sprache, so zu sagen, vergessen habe.

Ich traf oft in den Kaffeehäusern einen andern Armenier, Namens Khojeh Raphael, der gleichfalls in Julfa geboren war, sich aber stellte, als wenn er das Persische nicht sprechen könne. Es war ein alter durchtriebener Spitzbube, der einen großen Theil der Erde durchwandert hatte, und mehrere Sprachen redete. Er hatte sehr jung Persien verlassen, und sich zur See nach Surate begeben, von wo aus er, über die Halbinsel, nach Bengalen ging.

Nachdem er sich eine Zeitlang in diesem Lande aufgehalten hatte, ging er nach England, und von da nach Rußland, worauf er sich endlich in Livorno etablirte. Er besuchte mich mehreremal, war mir aber von gar keinem Nutzen. Er trieb selbst seine Vorsicht so weit, daß er sich weigerte, mir seine Meinung über den Weg, den ich zu nehmen hätte, zu sagen.

Das Glück, die vertraute Bekanntschaft des Hrn. Darby, eines Englischen, schon lange in Livorno etablirten Kaufmanns zu machen, entschädigte mich für diesen Mangel an Freundschaft von Seiten der Armenier. Hr. Darby brachte mich oft nach seinem, sechs Meilen von Livorno gelegenen Landhause, wo ich einer gesunden Luft und aller möglichen Annehmlichkeiten genoß. Ich erzählte Hrn. Darby all mein Ungemach, und da ich sehr verdrießlich war, so lange in einer so unangenehmen Stadt verweilen zu müssen, so befürchte ich, ihm oft mit meinen Klagen Langeweile gemacht zu haben.

Nach vierzehn Tagen kam das Englische Kriegsschiff, der Siegreiche, mit einem Lichter von Malta an; worüber ich sehr erfreut war, und keinen Augenblick verlor, Hrn. G—t zu bitten, meine Ueberfahrt zu bewirken. Aber anstatt sein Versprechen zu erfüllen, erwähnte er meiner nicht einmal bey dem Kapitän R—d, und begnügte sich, dem Patron zu sagen, er möchte mich mit an sein Bord nehmen. Da ich Livorno, auf welche Art es auch sey, zu verlassen wünschte, so war ich mit diesem Arrangement zufrieden, miethete eine Schaluppe, und fuhr mehrere Meilen weit, um den Lichter einzuholen. Als ich ihn erreicht hatte, sagte mir der Patron, er wage es nicht, mich ohne die Erlaubniß des Kapitäns R—d mitzunehmen, wolle sich aber gleich auf den Siegreichen begeben, um sie nachzusuchen. Ich antwortete ihm, er habe übel gethan, den Consul von diesem Umstande nicht zu unterrichten, ehe er mir die Mühe gemacht habe, mich zu ihm zu begeben.

Nach einem Augenblick Ueberlegung beschloß ich, selbst den Kapitän R—d aufzusuchen, und ihm meine unangenehme Lage vorzustellen. Man nahm mich an Bord des Siegreichen gut auf, und führte mich zum Kapitän, den ich um die Erlaubniß bat,

mich an Bord des Lichters nach Malta einschiffen zu dürfen. Er antwortete mir, er sähe hiebey gar keine Schwierigkeit, es sey denn die, daß dem Lichter etwa ein andres Kriegsschiff begegne, dessen Kapitän ihm alle Mündvorräthe wegnehmen, und ihn nach England zurückschicken könnte; und in diesem Falle, setzte er hinzu, werden Sie das Vergnügen haben, Ihren Freunden in London einen zweyten Besuch zu machen. Dieser Umstand bekümmerte mich sehr; aber bald Muth fassend, sagte ich zu ihm: Mein Herr! Ihr Schiff hat solche Zufälle nicht zu befürchten; haben Sie Mitleiden mit einem armen Reisenden, und nehmen Sie mich an Ihr Bord! Der Kapitän war empfindsam für meine Lage, und sagte mir: Speisen Sie mit meinen Offizieren, und bringen Sie nachher Ihre Bagage an Bord des Siegreichen; unterdessen werde ich nach Livorno gehen, um einige Geschäfte daselbst in Ordnung zu bringen.

Bey meiner Zurückkunft auf dem Lichter machte mir der Patron ein so fürchterliches Gemählde von dem abscheulichen Charakter und den übrigen üblen Eigenschaften des Kapitäns R—d, daß ich darüber erschrack und beschloß, nach Livorno zurückzukehren, um eine andere Gelegenheit abzuwarten. Ich begab mich daher mit meiner Bagage wieder ans Land.

Als der Kapitän R—d auf sein Schiff zurückgekommen war, und mich nicht fand, ließ er den Patron des Lichters kdmmen, um zu hören, was aus mir geworden sey; und da er vernahm, daß ich mich ans Land begeben habe, so ließ er sogleich seine Schaluppe aussetzen, und kam nach Livorno, wo er, nebst Hrn. Darby, den er zu mir brachte, sehr in mich drang, nach dem Siegreichen zurückzukehren, welches ich mir gefallen ließ. Wir verließen den andern Morgen, am 21. des Rubby Assany (ungefähr 16. Juli), Livorno.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Erzählung der Reise nach Malta. Beschreibung dieser Insel. Charactergemählde des Gouverneurs, des Admirals, des Oberkomman-

danten und des Generalkommissärs. Der Verfasser geht ans Land, wo er von den öffentlichen Beamten gut aufgenommen wird. Er findet eine große Aehnlichkeit zwischen der Maltesischen und Arabischen Sprache. Erzählung des Einfalls der Türken in Malta. Clima dieser Insel. Der Verfasser schifft sich wieder ein auf dem Siegreichen nach Smyrna. Das Schiff läuft in den Hafen von Mileto ein. Kurze Beschreibung dieser Gegend. Er setzt seine Reise fort, kommt an Athen vorbey, und in Smyrna an. Das Schiff verläßt Smyrna, und kommt im Hellespont an. Beschreibung des Meers von Marmora. Ankunft in den Dardanellen.

Von dem Augenblicke an, als ich Gelegenheit hatte, dem Kapitän R—d die Briefe der Minister Sr. Majestät an die Gesandten und Consuln Englands an verschiedenen Höfen zu zeigen, und als er von meiner Anhänglichkeit an die Brittische Nation überzeugt war, behandelte er mich mit wahrer brüderlicher Freundschaft, und kam allen meinen Wünschen zuvor. Diese Reise war daher eine der angenehmsten, die ich jemals gemacht habe.

Wenige Tage nach unsrer Abreise kamen wir an der Insel Corsica, und bald hernach an Sardinien vorbey, welches eine große, von ihrem eignen Regenten beherrschte Insel ist. Wir umsegelten auch Sicilien, die beträchtlichste Insel des Mittelländischen Meeres, welche von Neapel abhängt, dessen König Herr dieses Landes ist. Von Sicilien erhalten die Bewohner Maltas alle ihre Lebensmittel, da ersteres eins der fruchtbarsten Länder ist, und letzteres eins der unfruchtbarsten. Diese Reise lieferte nichts Bemerkenswerthes. Am zweyten September warfen wir im Hafen von Malta Anker.

Diese Insel kommt in der Arabischen Geschichte häufig vor, und hat mehrere Philosophen des Alterthums hervorgebracht. Nach Verjagung der Christen aus Jerusalem, wurde sie von dem Pabste und den Königen Europens einer Gesellschaft militärischer Mönche überlassen, deren Chef Großmeister genannt wurde. Da diese Mönche beynahe alle reiche Adliche waren, welche sich aus der Welt zurückgezogen hatten, so widmeten sie ihr Vermögen zur Erbauung von Kirchen und Forts auf dieser Insel; daher

sie wohl einer der festesten Plätze der Welt ist. Man behauptet, daß einige dieser Befestigungswerke schon vor tausend Jahren errichtet worden sind; demungeachtet würde man sagen, daß sie so eben erst erbaut wären; dabey scheinen sie so solid, daß nur ein Erdbeben sie zerstören kann. Umsonst wäre der Versuch, die Natur der Werke, welche Malta vertheidigen, Jemanden erklären zu wollen, der keine Kenntniß der technischen Genie-Ausdrücke hat. Es wird daher genügen, zu bemerken, daß sie für das Meisterstück der vereinigten Theorie und Praktik gehalten werden. Diese Insel fiel durch Ueberrumpelung in die Hände der Franzosen, und wurde ihnen von den Engländern wieder entrissen, die, da sie sich ihrer nicht mit Gewalt bemächtigen konnten, sie blokirten und durch Hunger einnahmen. Nach einem Artikel des letzten Friedensvertrags soll diese Insel dem Großmeister zurückgegeben werden; sie hat indessen in diesem Augenblick eine Besatzung von sechs tausend Britten.

Die öffentlichen Officiere in Malta waren, zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst, erstlich Sir A. B—l, Gouverneur, der alle Eigenschaften besitzt, welche einen Menschen liebenswürdig und achtungswerth machen können. Er wird daher von allen Einwohnern, sowohl Engländern als Maltesern, angebetet.

Der General B—r, Oberkommandant der Landtruppen, ein sehr geschätzter Officier.

Sir R. B—n, Admiral aller im Mittelländischen Meere stationirten Schiffe, eine Stelle von der höchsten Wichtigkeit. Aus diesen Officieren bildet der Gouverneur seinen Kriegsrath.

Hr. M—y, Kommissär der Lebensmittel und der Werfte. Diese vier Herren handelten immer in Uebereinstimmung. Ich habe nirgendwo liebenswürdigere Gesellschaft gefunden, das Cap der guten Hoffnung etwa ausgenommen.

Der Kapitän begab sich, sogleich nach dem Einlaufen in den Hafen, ans Land, und zeigte dem Gouverneur meine Ankunft an, welcher mir die Erlaubniß zum Aussteigen gleichfalls ertheilte, und mir selbst die Ehre erzeigte, mich an diesem Tage zum Diner einzuladen. Der Kapitän R—d hatte die Güte, an Bord zurück-

zukehren, und mir diesen angenehmen Auftrag mitzutheilen; er rieth mir dabey, dem Gouverneur den Brief des Königs von England an seinen Gesandten in Wien einzuhändigen, indem er nicht zweifele, der Gouverneur werde so handeln, als wenn er an ihn gerichtet gewesen wäre, und dem zu Folge dem Siegreichen Befehl ertheilen, mich nach Konstantinopel zu bringen; wodurch ich der Gefahr entginge, mich auf einem Contrebandier der Levante einzuschiffen.

Ich befolgte den Rath des Kapitäns R—d, nahm meine Empfehlungsbriefe mit mir, und fand glücklicherweise den Gouverneur und Admiral beysammen. Indem ich meine Briefe übergab, wandte ich mich an beyde zugleich, und erzählte ihnen, daß ich mich, als Folge des Raths des Großbrittannischen Gesandten in Paris, von meiner Anfangs beschlossenen Reiseroute entfernt habe, und anstatt nach Wien zu gehen, mich nunmehr auf dem Wege nach Konstantinopel befände; daß, da es diplomatische Briefe seyen, welche ich ihnen zu übergeben die Ehre habe, ich hoffe, sie würden sie, als an sie selbst gerichtet, betrachten, und mir alle Unterstützung bewilligen, welche von ihnen abhinge.

Diese braven Officiere nahmen meine Bitte mit Güte auf, und versicherten mich ihrer Bereitwilligkeit, mir zu dienen; fügten aber hinzu, sie hofften, ich würde ihnen das Vergnügen machen, ihnen einige Tage meine Gesellschaft in Malta zu schenken. Bald hernach servirte man ein sehr gutes Diner, und ich brachte den Rest des Tages sehr angenehm zu. Bevor wir uns trennten, lud der General mich auf den andern Tag zum Mittagsessen ein; Hr. M—y auf den dritten, und Hr. W—y auf den vierten; kurz, diese Herren trieben ihre Gastfreundschaft für mich so weit, daß während meines vierzehntägigen Aufenthalts in Malta kein Tag verging, an dem ich nicht von einem von ihnen engagirt gewesen wäre.

Ich bewohnte ein sehr schönes Appartement im Hotel S—r, wo ich den Besuch der vornehmsten Officiere erhielt. Da Thee und Butter darin aber nicht zum besten waren, so luden mich

der Gouverneur und der General abwechselnd zum Frühstück bey sich ein.

Welcher Unterschied zwischen diesem Benehmen und dem des Hrn. M—y in Paris! Obgleich ich ihm ein auf Befehl des Königs ausgefertigtes Einführungsschreiben, mit der Empfehlung des Lords Pelham unterstützt, eingehändigt hatte, so nahm er mich doch mit Verstellung und schmeichlerischen Worten auf; und fertigte mir zwar, den Willen Sr. Majestät gemäß, Pässe aus, gab mir aber dabey eine Reiseroute an, welche mich in ein Labyrinth von Schwierigkeiten verwickelte. Bey meiner Ankunft in Malta war ich ganz fremd, und hatte nur Einen Einführungsbrief an eine Person in Wien bey mir; und demungeachtet nahm man mich daselbst mit Güte auf, und erfüllte meine Wünsche auf das vollkommenste.

Am zweyten Tage meiner Ankunft gab der Gouverneur, als Repräsentant des Großmeisters, den vornehmsten Einwohnern der Insel Ball und Souper, wobey alle Schönheiten vereinigt waren. Das Souper war geschmackvoll und die Musik vortrefflich.

Ich bemerkte mit Ueberraschung, daß die Maltesische Sprache eine Menge Arabische Worte und Phrasen enthält; so daß die Aussprache beyder Idiome viele Aehnlichkeit hat. Die Buchstaben S, Z und T sind genau das Saad, Swaad und To der Araber. Das übrige der Maltesischen Sprache ist ein Gemische von Französischem, Griechischem und Italienischem.

Ich habe anzuführen vergessen, daß in Marseille, Genua und Livorno das Arabische von den Seeleuten verstanden wird, was man ohne Zweifel der großen Macht, welche die Mauern-Chefs von der Dynastie der Merwans mehrere Jahrhunderte lang in Spanien besessen haben, und ihren auf allen Küsten des Mittelländischen Meeres verbreiteten Colonien oder Factoreyen zuschreiben muß. Mehrere Gebäude, was sage ich? ganze Städte dieses Welttheiles tragen augenscheinliche Merkmale an sich, daß die Nachfolger Muhammeds sie gestiftet haben.

Vor einigen hundert Jahren schickte ein Türkischer Kaiser in Constantinopel eine Armee ab, um sich Maltas zu bemächtigen,

und da die Befestigungswerke sich damals in keinem respektabeln Zustand befanden, so glückte es ihm, sich Meister von der Hälfte der Insel zu machen. Den übrigen Theil belagerten sie lange, mußten aber nach erlittenem großen Verluste sich zurückziehen. Die Malteser feyern diese Begebenheit jährlich durch ein Erinnerungsfest, wo große Lustbarkeiten angestellt werden.

Das Clima von Malta ist sehr warm, und die Häuser sind dergestalt von Mosquitos, Wanzen ꝛc. geplagt, daß ich nur zwey oder drey Stunden iu der Nacht schlafen konnte. Die Heerden Schweine, welche beständig in den Straßen herumlaufen, und alles besudeln, wohin sie gelangen können, belästigten mich auch sehr. Die Einwohner lieben diese Thiere bis zu dem Grade, daß sie sich gegen einem ihrer Großmeister empörten, der den Befehl gegeben hatte, die Schweine eingesperrt zu halten, und ihn zwangen, sein Dekret zu wiederrufen. Seit dieser Zeit dürfen sie frey durch die ganze Stadt herumlaufen, den Platz vor dem Palais ausgenommen.

Nach vierzehn Tagen hatten Se. Excellenz, der Gouverneur und Admiral, die Güte, dem Kapitän R—d zu befehlen, mich am Bord des Siegreichen bis nach Smyrna zu bringen, welches nur fünf kleine Tagreisen von Constantinopel entfernt ist, und versahen mich mit einem Empfehlungsschreiben an den Englischen Consul in diesem Hafen, welchen Sie baten, mir alle mögliche Erleichterungen zu verschaffen, um meine Reise fortsetzen zu können.

Am 10. August schiffte ich mich wieder mit meinem Freunde, dem Kapitän R—d, ein. Drey Tage lang hatten wir schönes Wetter; am vierten erhob sich aber ein fürchterlicher Sturm, der den ganzen Tag und die folgende Nacht wüthete. Wir verloren einen Mast und mehrere Segelstangen; alle unsere Segel wurden zerrissen, und das Takelwerk litt sehr. Diese Begebenheit schien keinen Eindruck auf den Geist des Kapitäns R—d zu machen; er fürchtete blos auf eine der kleinen, dem Wasser gleichen Inseln oder Klippen geworfen zu werden, womit das Mittelländische Meer übersäet ist. Wir waren indessen glücklich genug, diese Gefahr

zu vermeiden; und nachdem sich der Wind den folgenden Tag gedreht hatte, machten wir in vier und zwanzig Stunden hundert und funfzig Meilen, so daß wir am sechsten Tag in dem berühmten Hafen Mileto in Natolien Anker warfen. Wir erfuhren in der Folge, daß eilf große Schiffe durch obigen Windstoß verunglückt seyen. Auch unser Schiff war so sehr beschädigt, daß der Kapitän R—d für nöthig fand, in diesen Hafen einzulaufen, um es auszubessern.

Während des Sturmes umsegelten wir Candia und mehrere andere Inseln, welchen die Arabischen Geographen den Namen Jonische Inseln gegeben haben.

In dieser Gegend liegen mehrere große Städte auf Berggipfeln. Der Gouverneur und das Militär sind Türken, die Einwohner aber Griechen, welche, als eine Folge der despotischen und tyrannischen Regierung, unter welcher sie leben, die unglücklichsten und verworfensten Geschöpfe in der Welt sind. Die in Indien am meisten Unterdrückten, sind Fürsten, in Vergleich mit jenen. Die Türken handeln streng nach den Muhammedanischen Regeln, erheben die Bekenner ihrer Religion, und unterdrücken die aller andern. Die Energie dieser Griechen ist ganz vernichtet; sie scheinen sich der Verzweiflung hingegeben zu haben. Elend und Erniedrigung sind mit so starken Zügen in ihr Gesicht gegraben, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr klägliches Schicksal zu bedauern.

Die Reparationen am Schiff hielten uns bis zum 28. August in Mileto zurück, an welchem Tage wir wieder unter Segel giengen. Zwey oder drey Tage nachher streiften wir an der Küste Athens hin, eines Landes, das den Platon, Diogenes den Cyniker und mehrere andere Philosophen hervorgebracht hat. Durch Hülfe unserer Fernгläser sahen wir deutlich die Ruinen einiger berühmten Tempel, deren Dachwerk schon seit langen Jahren eingestürzt ist; die Marmorsäulen stehen aber noch, und glänzen in der Sonne. Das Gebiet von Athen ist eine Insel, wie man allgemein annimmt; es macht einen Theil des festen Landes von Griechenland aus, und gehört

in das Türkische Gouvernement Natolien. Nach einer angenehmen Reise, kamen wir am 5. September im Hafen von Smyrna an.

Nachdem der Kapitän seine Befehle in Betreff des Schiffs gegeben hatte, gingen wir unverzüglich in einer Barke ans Land, und begaben uns in das Haus des Hrn. Werry, Englischen Consuls, der uns mit der größten Höflichkeit empfing, und uns einlud, bey ihm zu essen und zu schlafen. Nach dem Diner gingen wir aus, um uns zu dem Hajy Osman Aga, Chef der Douane des Hafens, zu verfügen, dessen Haus mitten in einem schönen Garten, nicht weit von der Stadt, liegt. Wir waren so glücklich, den Aga zu Hause zu finden, im Begriffe, sich an die Tafel zu setzen. Er nahm uns auf das artigste auf, und obgleich wir schon zu Mittage gespeis't hatten, so nöthigte er uns doch, uns mit ihm zu Tische zu setzen, und regalirte uns hernach mit Houkas und Kaffee. Als wir ihn verließen, nahm er das Versprechen von mir, den folgenden Tag mit ihm zu Mittage zu speisen.

Kurz vor der bestimmten Stunde schickte er mir einige seiner Leute mit einem schönen geschmückten Pferde, das ich sogleich bestieg, um mich nach seinem Garten zu begeben. Der Aga umarmte mich wieder mit vieler Herzlichkeit, und wir ließen uns, nach Art der Türken, in einem prächtigen Saale nieder. Da ich schon seit vier Jahren keine gut zubereiteten Speisen der Orientalischen Küche gegessen hatte, so war mir das Mahl hier sehr angenehm. Nach dem Diner servirte man Eis, Sorbet und Houkas; und wir unterhielten uns bis gegen Mitternacht. Willens, den folgenden Tag Smyrna zu verlassen, gab er mir einen Empfehlungsbrief an einen seiner Freunde, einen Unter-Vezier in Constantinopel, mit, bat mich aber dabey, noch eine Zeitlang hier zu verweilen, und ihn täglich zu besuchen.

Ich dankte ihm für seine verbindliche Einladung, und sagte ihm, ich könne sie darum nicht annehmen, weil ich der Gast des Englischen Consuls sey, welchen zu verlassen, der Wohlstand mir nicht erlaubte. Er billigte diese Gründe, und begleitete mich in seiner Schaluppe bis zu dem Hause des Hrn. Werry, wo er Abschied von mir nahm.

Nachdem der Consul und der Kapitän R—d über die Art berathschlagt, wie ich mich am bequemsten nach Constantinopel begeben könne, und die Unannehmlichkeiten der Landreise dahin in Erwägung gezogen hatten, so beschlossen sie, daß ich an Bord des Siegreichen dahin gebracht werden sollte, obgleich der Kapitän R—d die Erlaubniß des Admirals zu dieser Sendung nicht habe; um so mehr, weil dieses Schiff Mangel an Segel- und Bramstangen hätte, welche man nur in diesem Hafen fände. Man machte also die nöthigen Vorbereitungen zu dieser Reise, die uns noch einige Zeit in Smyrna zurückhielten.

Smyrna ist eine große, angenehm gelegene Stadt, und von Griechen und Muhammedanern bewohnt. Auch eine Menge christlicher Kaufleute aus allen Häfen des Mittelländischen Meeres halten sich daselbst auf. Sie ist mit allen Lebensmitteln und Früchten gut versehen. Die Melonen sind in solchem Ueberflusse vorhanden, daß man ungeheure Haufen davon errichtet; auch Trauben gibt es in Menge, und eine Art Quitten, die ich sonst nirgends gesehen habe.

Am dritten Tage nach unsere Ankunft speis'ten wir bey Hrn. B—s, einem der vornehmsten Kaufleute, zu Mittage; am vierten besuchte mich der Aga, und führte mich in seinen Garten, wo er mich nach seiner gewöhnlichen Art bewirthete. Wir blieben bis zur Mitternacht zusammen. Als ich ihn verließ, befahl er einem Sklaven, zu meinem Gebrauche hundert Melonen, eine Last Trauben, funfzig Mehlkuchen, zwey Ziegen und ein Kalb an Bord des Schiffs zu bringen. Er begleitete mich hierauf bis zur äußern Thüre, wo er den Sklaven beauftragte, mich in seiner Schaluppe an Bord des Siegreichen zu führen, weil der Kapitän beschlossen hatte, den folgenden Tag bey guter Zeit abzusegeln.

Am 16. September suchten wir das Weite, und erkannten bald die Insel Metelin, berühmt durch mehrere Philosophen des Alterthums, die sie hervorgebracht hat. Da das Wetter ruhig war, während wir uns auf der Höhe der Stadt (Castro) befanden, so stiegen wir ans Land, um sie zu sehen; fanden uns aber in unsrer Erwartung sehr getäuscht. Alle Städte dieser Gegenden

liegen auf Bergabhängen, und gewähren durch ihre weissen Häuser, in einer gewissen Entfernung, einen angenehmen Anblick, in der Nähe aber sind sie nichts weniger als schön. Die Straßen der Bazars (Marktplätze) sind mit Weinreben überdeckt, welches in der heissen Jahrszeit angenehm ist, sie aber bey Regenwetter düster und schmutzig macht, besonders da sie schlecht gepflastert sind. Die Einwohner dieser Stadt sind Griechen, die indessen die Oberherrschaft der Türken anerkennen.

Am fünften Tage befanden wir uns auf der Höhe von Tenedos, und waren, der veränderlichen Winde des Jonischen Meeres (Archipels) wegen, genöthigt, Anker zu werfen. Wir gingen ans Land, und besuchten Omar Aga, den Gouverneur dieser Insel, der uns mit Herzlichkeit empfing, und uns einlud, bey ihm zu Mittage zu speisen. Da unsere Abreise aber blos vom Winde abhing, so hielten wirs für unweise, uns aufzuhalten, und baten ihn daher, uns zu entschuldigen. Den andern Tag wurde der Wind etwas günstig, und wir erreichten den Eingang des Meers von Marmora (die Meerenge von Gallipoli), der, als ein Arm des Archipelagus, vor Constantinopel vorbeyfließt, und sich mit dem schwarzen Meere vereinigt. Da aber in dieser Gegend immer ein heftiger Strom ist, der aus dem schwarzen Meere nach dem Jonischen zieht, so ist es unmöglich, die Meerenge zu erreichen, wenn man nicht von einem frischen Westwinde begünstigt wird. Wir fanden hier wenigstens funfzig Schiffe verschiedener Nationen, wovon einige seit zwey Monaten auf diesen günstigen Wind warteten.

Es ist nöthig, hier zu bemerken, daß das Meer von Marmora Ajem, das alte Persische Reich, von dem Reich Freng, welches die Engländer Asien und Europa nennen, trennt. Dieses Meer hat hundert und zwanzig Meilen in der Länge, und seine Breite in der Mitte ist sehr beträchtlich; an seinen beyden Enden wird es zu schmalen zwey oder drey Meilen breiten Kanälen, welche unter dem Namen der Meerenge von Gallipoli und Canstantinopel bekannt sind. Alle nord- westlich dieses Meers gelegenen Länder gehören zu Europa, die süd- östlichen zu Asien.

Loharaſp, den die Araber Bukht al Naſer nennen, war der erſte Perſiſche Monarch, der die Länder, welche die Gränzen von Europa bilden, ſich unterwarf. Dieſe Eroberung koſtete Anfangs viel Blut, und war die Urſache unaufhörlicher Kriege zwiſchen Griechenland und Perſien.

Nachdem die Römer die Griechen verjagt, und ganz Europa ihrer Macht unterworfen hatten, verwickelten auch ſie ſich in unaufhörliche Kriege mit den Perſiſchen Königen von der Dynaſtie der Askhaniden und Saſſaniden, wegen dieſen Aſiatiſchen Provinzen. Die Begebenheiten der alten Zeiten ſind von unſern (den Perſiſchen) Geſchichtſchreibern nicht gut erzählt, und wir beſitzen keine glaubwürdigen Annalen von den Begebenheiten vor Muhammeds Zeit. Die Griechen aber, deren Geſchichte auf zweytauſend Jahre hinaufreicht, haben dieſe Kriege ausführlich beſchrieben.

Nachdem die Türken ſich Meiſter von Conſtantinopel gemacht, und ihre Macht auf mehrere Europäiſche Provinzen ausgedehnt hatten, ſo nahmen die Ottomaniſchen Kaiſer den Titel Sultan al Bereen, wa Khacan al Biheren an; d. h. Kaiſer der beyden Continente (Europa und Aſien), und Herren der beyden Meere (des Archipelagus und des ſchwarzen Meeres), den ſie noch führen.

Bey dem Eingang des Helleſponts, auf der Natoliſchen Küſte, liegt ein Ort, Troja genannt, vor Alters das Vaterland eines berühmten Dichters, Namens Homer, deſſen Werke im Griechiſchen noch vorhanden ſind, und in Europa ſehr bewundert werden. Dieſe Küſte iſt mit einer Menge von Hügeln überſäet, welche, wie man annimmt, die Gräber der in dem, von dieſem Dichter beſchriebenen Kriege umgekommenen Könige und Helden ſind.

Nachdem wir zwey Tage hier verweilt hatten, giengen wir wieder unter Segel. Von einem friſchen Winde begünſtigt, kamen wir ungefähr auf die Höhe der Dardanellen, als der Wind ſich legte, und uns einem heftigen Strome überließ, der uns nöthigte, Anker zu werfen. In dieſer Gegend iſt die Meerenge nicht ſehr

breit, und wird von zwey kleinen Festungen vertheidigt, die mit Kanonen von einem ungeheuern Caliber besetzt sind; daher es leicht ist, die feindlichen Schiffe in Grund zu bohren, welche es wagen wollten, diese Passage zu durchfahren, sollten sie auch von einem frischen günstigen Winde unterstützt werden. In dieser Beziehung sind die Dardanellen in ganz Europa berühmt, und nicht darum, weil eine Stadt dabey liegt, die diesen Namen führt.

Bey der Meerenge oberhalb Constantinopel, welche sich mit dem schwarzen Meere vereinigt, befinden sich gleichfalls zwey furchtbare Forts, bestimmt den Durchgang zu vertheidigen. Die Türken betrachten diese Batterien, und die Schwierigkeit, in die Meerengen einzulaufen, als eine große Sicherheit für Constantinopel, und als die Vormauer ihres Reiches. Ich bin indessen anderer Meinung; denn wenn jemals die Türken so weit gebracht sind, sich in ihre Hauptstadt einschließen, und ihre Vertheidigung den Mauern derselben anvertrauen zu müssen, so bin ich überzeugt, daß sie keine vierzehn Tage einer mächtigen Armee widerstehen wird.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Ankunft des Verfassers in Constantinopel, wo er von dem Englischen Gesandten gut aufgenommen wird. Beschreibung von Constantinopel. Clima und Bevölkerung desselben. Caffeehäuser. Gasthäuser. Warme Bäder. Nützliche Anstalten. Kleidung der Türken. Ihre Indolenz. Sie sind große Raucher. Anekdote von Nadir Schah. Luxus der Türken und seine Wirkungen. Das Büreau der fahrenden Post. Lebensart der Türken. Häuser von Constantinopel. Häufige Feuersbrünste. Ameublement. Beschreibung der heiligen Sophie. Bazars. Derwische.

Wir blieben vierzehn Tage bey den Dardanellen liegen, in der Erwartung eines günstigen Windes. Der 5. des Monats Rejeb (27. September) erfüllte endlich unsern Wunsch auf das vollkommenste. Ungefähr hundert Schiffe von verschiedener Größe

und von verschiedenen Nationen benutzten einen starken günstigen Westwind, um unter Segel zu gehen. Da dieß ein Schauspiel war, das ich noch nie genossen hatte, weil ich meine bisherige Seereisen nur in einem einfachen Schiffe gemacht hatte, so entzückte mich der Anblick einer großen absegelnden Flotte, wovon alle Schiffe einander zuvorzukommen suchten. Wir hatten schnell die Forts umsegelt, und genossen nun die Schönheit des Landes auf beyden Seiten der Meerenge. Am dritten Tage warfen wir im Angesichte von Constantinopel Anker. Ich unterrichtete auf der Stelle Lord Elgin, Großbrittanischen Gesandten, von meiner Ankunft, und ließ ihn bitten, mir ein schickliches Logis miethen zu lassen. Den folgenden Morgen ließen mir Se. Herrlichkeit sagen, Ihr Hotel stehe mir zu Befehl, und Sie wünschten mich so bald wie möglich zu sehen.

Nach dem Frühstücke verließ ich mit Bedauern den Siegreichen, und der Kapitän R—d, der mir die lebhaftesten Beweise von Aufmerksamkeit und Freundschaft gegeben hatte, begleitete mich ans Land, und befahl, mich beym Eintritt in die Schaluppe zu salutiren, wodurch meine Ankunft allen Einwohnern von Constantinopel, vom Janitscharen an bis zum Großherrn, bekannt gemacht wurde.

Constantinopel besteht, wie London, aus drey Städten. Diejenige, wo alle christliche Gesandten residiren, liegt an dem, dem Hafen entgegengesetzten Ufer, und heißt Galata. Hier stieg ich aus, und machte mich unverzüglich auf den Weg, dem Lord und der Lady Elgin meine Ehrfucht zu bezeigen.

Da ich mich mehrere Jahre lang der vertrauten Freundschaft des Bruders Sr. Herrlichkeit, des ehrenwerthen Hrn. B—e, zu erfreuen gehabt hatte, so wurde ich auf das gütigste und freundschaftlichste aufgenommen. Lord Elgin, von einer sehr alten adelichen Familie abstammend, ist mit einem liebenswürdigen Charakter und gebildeten Geiste begabt, und füllt mit Würde und Glanz den erhabenen Platz aus, auf dem er steht. Er ist mit einer großen Gewalt bekleidet. Alle Englischen Consuls, ja selbst alle in der Türkey etablirten Unterthanen dieser Nation, bis nach

Bassora und Bagdad, sind ohne Ausnahme seinen Befehlen unterworfen.

Lady Elgin ist lustigen und einnehmenden Temperaments, und besitzt einen lebhaften Geist und eine vortreffliche Beurtheilungskraft, welche sie durch Lectüre und Reisen zu bilden Gelegenheit hatte. Während meines Aufenthaltes in Constantinopel von zwey Monaten, habe ich den größten Theil meiner Zeit in ihrer Gesellschaft auf das angenehmste verlebt.

Das Haus, welches mir Se. Herrlichkeit in der Nähe Ihres Hotels verschafft hatten, war sehr reinlich und gut meublirt. Die dazu gehörigen Bedienten waren vier schöne Griechinnen, die mir gern zu dienen schienen, und nicht wenig zu meinem Vergnügen beytrugen.

Constantinopel besteht, wie gesagt, aus drey Städten, welche an den Ufern des Propontis liegen. Die vornehmste, Istambul genannt, ist die, wo der Kaiser, die Großen und alle reichen Muselmänner wohnen. Die zweyte, welche man Galata nennt, liegt auf dem entgegengesetzten Ufer des Hafens, und wird hauptsächlich von Christen bewohnt. Kommt ein Muselmann dahin zu wohnen, so pflanzt er eine Cypresse vor seine Thüre, damit man wisse, daß in diesem Hause ein Gläubiger wohne. Keinem Christen ist es erlaubt, eine Cypresse auf seinem Eigenthum zu haben. Wenn man von der Spitze des Hafens ausreitet, so kann man von Galata nach Istambul kommen; der Weg ist aber sehr schlecht. Die dritte Stadt liegt quer gegen dem Hafen über, auf der Asiatischen Küste, und heißt Scutari. Man kann nur zu Wasser, von der Seite von Istambul, dahin kommen. Von der Meerenge aus gesehen, scheint Constantinopel eine prächtige und regelmäßige Stadt zu seyn, und so lange ich mich in der Schaluppe befand, hielt ich sie für die größte Stadt, die ich jemals gesehen hätte. Man wird aber gar bald anderer Meinung, wenn man sich einmal in den Straßen befindet.

Das Clima von Constantinopel ist im Ganzen kalt, und im Winter sind Schnee und Regen sehr häufig. Obgleich die vornehmsten Türken Kamine in ihren Zimmern haben, so wird doch

den Tag über kein Feuer darin angemacht; und wenn sie zuweilen erlauben, Abends Feuer anzuzünden, so umgeben sie es mit einem Feuerschirm in dem Augenblick, wenn sie ihre Gebete verrichten wollen, aus Furcht, man möchte sie in Verdacht haben, sie beteten dieses Element an. Sie haben daher kein anderes Mittel, sich warm zu erhalten, als sich mit Kleidern zu beladen, welche sie hindern thätig zu seyn, und im Sommer zum Treibhaus aller Arten von Ungeziefer werden. Ja, ich bin überzeugt, daß man ihnen größtentheils die Pest zuschreiben muß, welche oft große Verheerungen unter den Einwohnern anrichtet. Diese schlimme Gewohnheit herrscht in allen Staaten des Großherrn, selbst in den warmen Ländern, wie Aleppo, Cairo und Bagdad.

Es ist unmöglich, die Anzahl der Einwohner des Gebiets von Constantinopel zu bestimmen, weil die Gärten, Weiler ꝛc. sich an beyden Ufern der Meerenge bis ans schwarze Meer hin erstrecken. Berechnete man darnach die Länge der Stadt, so würde sie nicht weniger als dreißig Meilen betragen. Die Türken pflegen zu sagen, daß ihre Hauptstadt drey Tagreisen im Umfange habe.

Der geringste Türke denkt nie daran, spazieren zu gehen. Um diese Mühe zu ersparen, sind mehr als hunderttausend Schaluppen auf den Gewässern von Constantinopel. Diese Schaluppen sind ganz offen, und auf das eleganteste geschnitzt, gemahlt und vergoldet, auch mit guten Kissen zum Sitzen versehen. Ein bis drey Ruderer führen sie, und man findet welche zu jeder Stunde des Tages bereit. Auf den Kays, und in demjenigen Theile der Stadt, wohin die Schaluppen nicht kommen können, findet man Leihpferde zum Reiten; so daß man die ganze Stadt durchwandern kann, ohne nöthig zu haben, sechzig Schritte zu Fuße zu gehen. Die Straßen sind schmal, schlecht gepflastert, und die Pferde gehen bis an die Kniee im Koth. Indessen ist der Zusammenfluß des gemeinen Volkes darin so groß, daß es einem Fremden unmöglich ist, sich durchzudrängen.

Es gibt in der Stadt eine erstaunliche Menge Kaffeehäuser und Barbierstuben. Obgleich die Türken von einem sehr faulen Naturell sind, so lieben sie doch die Zurückgezogenheit und Einsamkeit nicht,

sondern begeben sich sogleich nach dem Frühstück an einen von diesen Orten, wo sie sich den ganzen Tag mit Rauchen, Kaffee- oder Sorbet-Trinken, und Anhören alberner Histörchen die Zeit vertreiben. Sie unterhalten sich sehr laut, und oft sprechen acht oder zehn Personen auf einmal, so daß ein Fremder unmöglich verstehen kann, was sie sagen: kurz, die Gesellschaften, welche man in den Kaffeehäusern antrifft, sind nicht viel besser, als die des Viehes. Diese Säle sind überdem ganz außerordentlich schmutzig, und man servirt gewöhnlich nur schlechten dicken Kaffee und Cigarren.

Die Gasthäuser in Constantinopel sind abscheuliche Löcher, und blos in den Französischen und Englischen Hotels zu Galata findet der Fremde erträgliche Gerichte.

Auch warme Bäder sind in großer Menge vorhanden; aber sehr schmutzig, und beyden Geschlechtern gemein. Die Männer nehmen sie von Tages Anbruch bis zehn Uhr, und die Weiber von Mittag bis Abend.

Die lobenswerthen Einrichtungen, welche ich in Constantinopel gefunden habe, waren erstens die Schaluppen; zweytens die Leihpferde; drittens die öffentlichen Brunnen. In jeder Straße ist ein, mit einem Hahn versehener Wasserbehälter, an welchen ein kupfernes Gefäß mit einer Kette angemacht ist, um seinen Durst, wenn man erhitzt ist, mit einem Schluck frischen und reinen Wassers löschen zu können. Wahrlich eine große Wohlthat, wenn man sich, unter tausend Anstrengungen, bey glühender Sonnenhitze, durch eine volkreiche Straße gedrängt hat.

Zu diesem Vorzuge kommt noch der Gebrauch, besondere Märkte für jede Waarengattung zu haben. Man ist auf diese Art sicher, sich ohne Schwierigkeit verschaffen zu können, was man wünscht, wenn es sich anders in der Stadt befindet. Die Haupthandelsartikel von Constantinopel sind Marder- Zobel- und Hermelin-Felle und andere kostbare Rauchwaaren, welche alle in ihrer Art sehr schön, und zu billigen Preisen zu haben sind.

Die Kleidung eines Türken ist viel kostspieliger, als die irgend eines andern Volkes, weil sie aus den kostbarsten Stoffen verschie-

dener Nationen zusammengesetzt ist. Sie verbrauchen eine Menge Tuch und Atlas. Indien liefert ihnen Musseline, Persien Shwals und gestickte Seidenzeuge. Die Beinkleider der Reichen werden aus feinem Tuche und so weit gemacht, daß leicht ein halb Dutzend Kleider darunter geknöpft werden können. Man wird dadurch sehr im Gehen genirt, wenn man nicht an das Tragen derselben gewöhnt ist. Ihre Mützen, welche sie Cavuk nennen, werden gleichfalls aus Tuch gemacht, und wiegen nicht weniger als zwölf bis vierzehn Pfund. Sie tragen, wie die Araber, vier oder fünf Kleider über einander. Das Oberkleid ist von Tuch, die Unterkleider aber sind von Atlas. Ueber alle diese Kleider wird nun noch ein langer und weiter Mantel geworfen. Kurz, ihre Kleidung würde für einen Esel eine schwere Last seyn, daher sie sich denn auch so wenig als möglich bewegen, und die frische Luft nicht genießen, was doch ihrer Gesundheit und ihrem Glücke sehr zuträglich seyn würde.

Während meiner Reise in der Türkey habe ich mehrere Tage in Häusern von Pascha's zugebracht, und jedesmal bemerkt, daß sie am frühen Morgen durch eine kleine Thüre, welche mit dem Harem (dem Appartement der Weiber) communicirte, in ihren Audienzsaal traten, und bis Mitternacht daselbst blieben, worauf sie durch dieselbe Thüre in den Harem zurückkehrten. Den ganzen Tag über warfen sie keinen Blick in den Garten, und mochten demnach wohl noch weniger daran denken, darin spazieren zu gehen.

Die Pfeife kommt nicht aus ihren Händen von dem Augenblick des Aufstehens an, bis dahin, wo sie sich niederlegen, und das Volk ist so dieser Gewohnheit ergeben, daß es sogar während des Spazierengehens und auf dem Pferde zu rauchen pflegt. Sie sind immer mit einem Feuerstahl und einem Behälter für den Zunder versehen, und zünden ihre Pfeifen an, selbst wenn sie im schärfsten Trotte reiten. Wenn sie wegen irgend eines Zufalls mit dem Rauchen inne halten müssen, so stecken sie die Pfeife in ein ledernes Futteral, das wie ein Köcher an ihrem Sattel hängt. In Bezug auf diese Gewohnheit sprach Nadir Schah (der Persische

Kaiser) um den Persern zu einem Angriff gegen die Türken Muth einzusprechen: „Ihr habt nichts von diesem Volke zu fürchten, denn Gott hat ihm nur zwey Hände gegeben, von denen die eine durchaus nöthig ist um ihre Mützen zu halten, und die andere um ihre Beinkleider hinauf zu ziehen, und hätten sie selbst noch eine dritte Hand, so wäre sie beschäftigt ihre Pfeife zu halten; folglich haben sie keine mehr, in der sie einen Säbel oder Schild tragen könnten.“

Der Cavuk, oder die hohe Mütze, wird nur von den höhern Ständen getragen, und da man in der Türkey den Rang der Personen nach ihren Mützen unterscheidet, so gibt es deren eine große Mannichfaltigkeit, von denen keine weniger wiegt als der Cavuk, und andere sogar von noch ungeheurerem Gewichte sind. Die Syeds oder Nachkommen der Propheten haben einen grünen Turban um ihre Mützen; alle andern Muselmänner tragen einen weißen; die Christen aber dürfen keine dieser beyden Farben tragen.

Die Türken sind dem Luxus sehr ergeben, und zeigen ihn besonders an Kleidungen und Equipagen, der großen Zahl Weiber und Sklaven nicht zu gedenken, welche sie unterhalten. Auch bey ihren Festen überlassen sie sich einem ausschweifenden Aufwande. Diese Gebräuche findet man nicht blos bey den Großen und Reichen; sie haben sich sogar bey den geringsten Staatsdienern eingeschlichen, und verleiten sie auf diese Weise die Einkünfte des Staates zu vergeuden, welche nicht einmal zu ihrer thörichten Verschwendung hinreichen. Dieß hat die Bestechung eingeführt, die heutiges Tages so allgemein üblich ist, daß man sie nicht mehr als Verbrechen und entehrende Handlung betrachtet; und wirklich läßt sich in diesem Lande kein Geschäft beendigen, ohne daß man seine Zuflucht zu diesem schändlichen Mittel nehme. Die verschiedenen Verwaltungszweige des Staats werden durch dieses verderbliche System zu Grunde gerichtet. Das Heer ist ohne Kriegszucht, die Gesetze haben keine Gewalt; die Verordnungen des fahrenden Postwesens werden vernachläßigt, und die Personen, die in diesen Fächern angestellt sind, gehen

müßig. Die Obern selbst sind nur beschäftigt, sich Geld zu erwerben, und folglich aus der Indolenz der Regierung Nutzen zu ziehen.

Da die Verwaltung des fahrenden Postwesens wesentlich von der in jedem anderen Lande verschieden ist, so will ich darzuthun versuchen, was sie ehmals war, und was sie jetzt ist. Die Verordnungen, diese Anstalt betreffend, verlangen, daß immer am Ende von neun Fersukhs (sechs und dreyßig Meilen) ein Bamkhana (Posthaus) sich befinde. In jedem derselben soll ein Gastwirth, ein Koch, ein Stallknecht und ein Hufschmidt anzutreffen seyn. Die Regierung soll jährlich dreyßig tausend Kurushs zur Unterhaltung dieser Häuser bezahlen, in denen die Personen, die irgend einen Auftrag der Regierung zu vollstrecken haben, mit allem Nöthigen versehen werden sollen. Der Gastwirth soll für gute Betten sorgen und das Haus in gehöriger Ordnung erhalten. Der Koch soll für Lebensmittel Sorge tragen (worunter indessen nur Kaffee verstanden wird), der Stallknecht aber immer eins, zwey, oder mehr gute Pferde bereit halten. Dieses alles soll von der durch die Regierung festgesetzten Summe bestritten werden. Ehemals bedienten sich alle vornehmen Kriegsbedienten dieser Häuser. Vermuthlich reis'ten sie die erste Station von Constantinopel aus mit ihren eigenen Pferden; nach dem Frühstück bestiegen sie eins dieser Postpferde, um sich nach der nächsten Station zu begeben, wo sie zu Mittag aßen; endlich begaben sie sich nach der dritten Poststation, wo sie die Nacht zubrachten. Man erlaubte niemals einigen Verzug. Der reisende Staatsdiener konnte nach seinem Gutdünken den Leuten, welche ihn bedienten, ein kleines Trinkgeld geben, oder auch nicht. Wenn sie ihm irgend ein Hinderniß an den Weg legten, so war es seine Pflicht, dem Oberpostmeister davon Bericht zu erstatten. So wurden die Staatsdepeschen im ganzen Reiche befördert.

Heut zu Tage sind die Posthäuser der Zufluchtsort aller der Unglücklichen, welche nicht im Stande sind, in ihrer eigenen Wohnung Feuer anzuzünden. Man erlaubt ihnen dort den ganzen Tag, ja selbst bisweilen die Nacht zuzubringen, und daher wimmelt

der Hausrath in diesen Gasthäusern von Läusen und Flöhen, und der bloße Anblick der Betten benimmt alle Lust zu schlafen. Wenn ein Reisender ein Reitpferd verlangt, so suchen sie unter irgend einem eitlen Vorwand ihn eine Stunde lang hinzuhalten, um ihm zuletzt ein Pferd ohne Hufeisen vorzuführen, so daß er nothwendig einen Schmidt muß kommen lassen, um es beschlagen zu lassen. Alle diese Verzögerungen nöthigen den Reisenden einige Nahrung zu verlangen, und man reicht ihm Kost, die ganz abscheulich ist. Endlich kündigt man ihm an, daß das Pferd bereit sey; untersucht man es, so findet man, daß es blind, lahm und krätzig ist. Wenn der Reisende seinen Unwillen darüber äußert, so behaupten sie, daß die Schuld nicht an ihnen liege; sondern daß seit kurzem so viele des Wegs gekommen, daß alle ihre Pferde beschädigt oder todt seyen, und daß überdieß die Regierung ihnen seit mehreren Monaten ihren Gehalt nicht entrichtet habe. Im Augenblicke, wo der Reisende abzureisen gedenkt, verlangen sie eine ungeheure Bezahlung für die schlechte Mahlzeit, die sie geliefert haben, und wagt er es, ihnen diese unbillige Forderung abzuschlagen, so mißhandeln sie ihn gröblich, ja sie lassen es bisweilen selbst bis zu Thätlichkeiten gegen ihn kommen.

Diese Abnahme der Posthäuser muß zweyen Ursachen zugeschrieben werden: die eine ist die unregelmäßige Zahlung ihres Gehalts; die zweyte die Erlaubniß, welche der General-Postmeister Allen ertheilet, die ihn bestechen, sich Pferde zu nehmen, welche sonst blos den Courieren oder den Kriegsbedienten gegeben werden sollten, die sich zu der Armee verfügen. Dieses zusammen hat die Absicht ganz verkehrt, welche man bey der Gründung dieser Anstalt hatte. Die gegenwärtigen Couriere des Großherrn machen jetzt in jedem Orte Halt, wo es ihnen gefällt, und zwingen den Vorgesetzten des Dorfs, ihnen alles umsonst zu liefern, was sie bedürfen.

Die Türken halten drey Mahlzeiten. Ihr Frühstück besteht in Brod und Confitüren oder Früchten; des Mittags halten sie ein frugales Mahl, bestehend aus Brod, Kibobs oder Gemüße, was man alles besser und wohlfeiler in den Küchen

der Gastgeber haben kann; aber wenn sie ihre Abendgebete verrichtet haben, halten sie ihr bestes Mahl, das einzige, wozu sie Fremde einladen.

Die Kochkunst der Türken ist eine schlechte Nachahmung der der Hindus und Perser; sie besteht aus Pilaus, Kurri's, gedämpften Speisen ꝛc. und verschiedenen Sorten von Confitüren. Die Art aber, das Mittagessen aufzutragen, ist sehr verschieden von der in Persien und Hindostan gebräuchlichen, woselbst sie dem größeren Theil der Gäste übel gefallen möchte.

Wenn in der Türkey die Zahl der Gäste sich bis auf achtzehn beläuft, so breitet man drey Tafeltücher aus an verschiedenen Orten des Saals, und auf jedem derselben befinden sich sechs Kuchen von Mehl. Der Hausherr läßt sich mit den fünf vornehmsten Gästen an der oberen Tafel nieder; die drey folgenden im Range nehmen die zweyte Tafel ein; und die andern die untere Tafel. Man bringt alsdann ein großes Plateau mit einer einzigen Schüssel, welches auf die obere Tafel gesetzt wird; sogleich nehmen der Wirth und seine Gäste zwey oder drey Bissen; nun trägt man die Schüssel der Reihe nach auf die zweyte und dritte Tafel, wo dieselbe Ceremonie vor sich geht, und nach einigen Minuten wieder ab. So werden oft gegen dreyßig verschiedene Gerichte aufgetragen, aber auch wieder weggebracht, ehe man Zeit hatte, zu unterscheiden, welchem man den Vorzug geben würde, und es erscheint vielleicht ein anderes, das gar nicht zum Genusse reizt. Um Suppen, Reis und Milch und dergleichen zu genießen, bedienen sie sich hölzerner Löffel, welche flach und beynahe rund sind, und daher nur wenig fassen, und fast nur dazu dienen, das Tafeltuch und die Kleider dessen, der sich ihrer bedient, zu beschmutzen.

Die Lebensart der Türken ist in der Regel sehr eckelhaft, und nie habe ich eine gute Mahlzeit bey ihnen gehalten. Was mir zuerst mißfiel, war eine einzige Schüssel auf einem großen Plateau zu sehen, um welche herum sechs Personen sitzen, welche der ganzen Länge ihres Arms bedürfen, um sie zu errei-

chen. Auch bezeigen die Diener den Gästen wenig Aufmerksamkeit, und ihre Bewegungen sind so rasch, daß sie oft eine Schüssel abtragen, aus der man sich so eben etwas nimmt. Da man aus der Küche alle Schüsseln zu gleicher Zeit so lange in ein Nebenzimmer trägt, bis man ihrer bedarf, so sind die, welche man zuletzt aufträgt, gewöhnlich kalt. Die Türken, die sich wenig Bewegung machen, und nur immer mit Rauchen und Kaffeetrinken beschäftigt sind, haben daher selten besondere Eßlust, und scheinen immer nur zum Ende der Mahlzeit zu eilen, um ihre Pfeife wieder nehmen zu können, so daß ich oft von der Tafel aufstand, ohne mich gesättigt zu haben. Fische ist der einzige Artikel, worin die Märkte von Constantinopel die in andern Städten übertreffen. Man hat eine große Mannichfaltigkeit von Fischen, und einige Gattungen davon sind von vortrefflichem Geschmack.

Die Häuser in Constantinopel sind gewöhnlich aus Holz erbaut, und mit Gyps beworfen, oder in Gestalt von Backsteinen bemahlt. Die Türken, wie die Eingebornen Indiens, ziehen den Schein und Schimmer dem Dauerhaften und Nützlichen vor. Indessen ist der größte Fehler dieser Häuser, daß sie unaufhörlich den Feuersbrünsten ausgesetzt sind; und wenn sie Feuer fangen, so gehen ihrer mehrere Hunderte zu Grunde, ehe es gelingt, die Flamme zu löschen. Kaum gibt es eine Straße in der Stadt, die nicht während des letzten halben Jahrhunderts, drey- oder viermal die Beute des Feuers war. Dennoch erbaut man sie immer wieder in Holz, und statt aller Gründe führt man die Furcht an, die man vor Erdbeben habe. Doch ist dieses nur eine leere Ausflucht. Der wahre Grund ist, weil die Türken sich sträuben, so viel Geld auszugeben, als nöthig wäre, mit Backsteinen oder Steinen zu bauen, wobey sie nicht bedenken, daß die Wiederaufführung eines hölzernen Hauses, sammt dem Verluste des Hausraths ꝛc. bald noch weit lästiger wird. Ueberdieß weiß man, daß die verschiedenen Erdbeben, die man hier erlebt hat, die Moscheen und andere

öffentliche Gebäude, die aus Steinen oder Backsteinen erbaut sind, nicht zerstört haben.

In den Häusern der höhern Stände findet sich immer ein großer Saal, der dazu bestimmt ist, um darin Geschäfte zu verhandeln, und Gäste zu empfangen; die Thüre befindet sich ohne Ausnahme an einem der beyden Enden. Dieser Thüre gegenüber hält sich der Hausherr auf, und längs derselben Seite ist eine Reihe dicht zusammen gedrängter und dunkler Fenster. Rings um den Saal herum, die Seite der Thüre ausgenommen, ist eine Erhöhung von anderthalb Fuß angebracht, die mit Kissen bedeckt ist, welche mit Wolle ausgestopft, etwa drey bis vier Zoll dick, und mit Tuch bedeckt sind. Setzt man sich nun nach Orientalischer Sitte auf eins dieser Kissen, so sinkt man so tief hinein, daß man seine Stellung nur mit Mühe verändern kann. Die Mitte des Saals ist mit einem dicken Teppich bedeckt, den man, so wie die Kissen, nur einmal alle sechs Monate wegnimmt; daher ist er auch immer reichlich mit Flöhen, Wanzen u. dgl. versehen. Diese Insecten scheinen den Türken nicht beschwerlich zu fallen; die Fremden indessen werden sehr von ihnen gequält.

Constantinopel enthält fünf und zwanzig öffentliche Moscheen, die alle zierlich gebaut und sehr geschmückt sind; aber die große Moschee von Sufyeh (St. Sophie) übertrifft an Größe und Schönheit alle anderen Gebäude, die ich je gesehen habe. Die berühmte Cathedrale des heil. Paulus zu London, die prächtigen Dome von Paris und Genua verschwanden aus meinem Gedächtniß bey dem Anblick dieses Heiligthums; mit einem Wort, nichts in der Welt kann damit verglichen werden. Der Mittelpunct dieses Gebäudes, der sich grade unter der großen Kuppel befindet, hat drey hundert Fuß im Geviert; ist überdieß von allen Seiten mit hohen Flügeln umgeben, die hundert und zwanzig Fuß breit sind, und von massiven, ungemein reich verzierten Säulen aus Porphyr getragen werden. Rings um den oberen Theil des Gebäudes läuft eine Galerie, die eine außerordentliche Menschenmenge fassen kann.

Diese Moschee, die aus verschiedenen Steinarten erbaut ist, ward auf Befehl des Constantin errichtet, des Gründers dieser Stadt und des ersten der Cäsarn, der die christliche Religion annahm. Sie ward im dreyhundert und vierzehnten Jahre der christlichen Zeitrechnung vollendet, also vor vierzehn hundert und acht und achtzig Jahren, und war lange Zeit der christlichen Gottesverehrung geweiht. Als aber der Muhammedanische Sultan Constantinopel einnahm, bestimmte er sie zum Dienste der Muhammedanischen Religion. Die Materialien an diesem Gebäude sind so vortrefflich, und seine Bauart so vollkommen, daß es trotz seines Alters noch immer neu zu seyn scheint.

Die Moscheen, die nach der der heil. Sophie den ersten Rang einnehmen, sind die, welche die Sultane Ahmed, Mohammed Fathe, Bajazet, Mahmood und Mahmood Pascha errichteten. Das Aeußere aller dieser Gebäude ist sehr schön; auch sind sie sorgfältig mit Bildhauerarbeit geschmückt und vergoldet; vor ihrem Frontispiz befindet sich ein geräumiger Hof, in dessen Mitte ein großer Wasserbehälter ist mit einem Springbrunnen, der zum Behufe der Reinigungen dient; zu dem nämlichen Zwecke findet man noch mehrere andere Wasserbehältnisse um den Hof herum. Außerhalb der Mauer dieses Hofes ist eine unermeßliche Reihe Häuser, in denen man Waaren feil hält, Kaffee schenkt u. dgl. Einige dieser Moscheen haben noch besondere Collegien, in welchen die Studierenden ihren Unterricht umsonst erhalten.

Es gibt eine große Menge Particular-Moscheen in Constantinopel, die im Ganzen sehr geschmacklos sind, und nichts Schönes an sich haben, als etwa die Thüre und die Minarets, auf welche sich die Mauzins stellen, um das Volk zum Gebet aufzurufen.

Mehrere Bazars dieser Stadt sind schön; der berühmteste aber ist ein mit Mauern umgebner viereckiger Platz, der eine Meile im Umfange hat. Er hat mehrere große Thore, und der innere Raum ist in mehrere mit Sande bestreute Alleen eingetheilt,

welche mit Fensterdächern versehen sind, die durch Schnüre und Rollen nach Belieben auf- und zugezogen werden können. Auf beyden Seiten dieser Promenaden, ist eine Reihe mit kostbaren Waaren angefüllter Buden. Jedes Metier oder jeder Handlungszweig hat seine besondere Allee. Das sonderbarste Reglement, diesen Bazar betreffend, ist aber, daß die Buden nur bis Mittag offen seyn dürfen, und daß man am Freytag keinen Menschen darin sieht.

Ich hatte mehrere Perser mit Enthusiasmus von diesem Bazar sprechen hören. Da ich aber in dem Laufe meines Lebens oft durch übertriebene Beschreibungen getäuscht worden bin, so traute ich dem nicht, was man mir davon erzählt hatte, und fand es auch wirklich mit der Wahrheit nicht übereinstimmend. Erstens, sind die Buden so dunkel, daß man darin die Farben nicht unterscheiden kann. Trotz meiner Brille, und daß ich den Stoff gegen das Licht hielt, kaufte ich doch einen blauen Turban statt eines grünen. Zweytens, kann keine frische Luft hineindringen, daher man beständig unangenehme Gerüche einathmet. Drittens, kann die Sonne nie in die Buden, oder in die Straßen fallen, welche sie trennen, daher sie sehr feucht sind. Während des ganzen Winters geht man in den Straßen bis an die Knöchel im Kothe.

Man findet in Konstantinopel eine große Menge verschiedener Arten Früchte. Die Bisam- und Wassermelonen sind in großem Ueberflusse vorhanden, ingleichen Aepfel, Quitten, Maulbeeren, Granaden, Citronen und Trauben. Ihre getrockneten Früchte sind vortrefflich, besonders Trauben, Zwetschen, Mandeln, Pistazien, Nüsse und Datteln.

Bey einer Promenade in der Stadt, traf ich in der Moschee des Kaisers Bajazet einen Afghanen von Candahar an, der geläufig Persisch sprach, und mir sagte, er studiere in dem Collegium dieser Moschee. Er erzählte mir unter andern, daß jährlich mehrere Muselmänner von Candahar, Punjab, Sinde und andern Orten Indiens nach Constantinopel kommen, um sich in den vielen Collegien dieser Stadt in den Wissenschaften zu unterrichten; und in einer kleinen Entfernung von seiner Wohnung befinde sich ein Kloster mit drey hundert Indianischen Fakirs, bey denen er mich einfüh-

ren wolle, wenn ich es wünsche. Da ich aber voraussetzte, hier nur einen Haufen gemeiner und unwissender Menschen, oder Opium-Raucher, zu finden, so dankte ich ihm für sein Anerbieten.

Ich muß hier bemerken, daß die Derwische mit vieler Achtung in der Türkey behandelt werden, und daß das Volk vollkommen von ihrer Heiligkeit überzeugt ist. Es gibt davon verschiedene Sekten, die sich von einander durch besondere Mützen unterscheiden. Sie verstehen einige Taschenspielerkünste, welche sie für Wunder ausgeben. Sie bewegen sich in die Runde, und tanzen zu dem Tamburin, bis daß sie ganz betäubt sind; dann thun sie, als wenn sie sich ins Feuer stürzen wollten, oder nehmen etwas anderes Ausschweifendes vor. Die Türken geben den Derwischen ihres Landes den Vorzug, dulden jedoch auch die andrer Nationen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Character der Türken. Beschränkte Macht des Kaisers. Gewalt der Veziers und der Cadis. Freyheit der Weiber. Weibliche Sklaven. Hartes Loos der Prinzessinnen. Der Verfasser wird bey den Veziers eingeführt, und dem Kaiser vorgestellt. Er erhält eine zweyte Audienz beym Großherrn. Seine Pässe. Man gibt ihm einen Mehmander, oder Staatsboten, der ihn bis Bagdad begleiten soll.

Die Türken sind im Ganzen streng rechtschaffen, unerschrocken, freygebig, gastfreundlich, zur Freundschaft und zum Mitleiden geneigt, und ihre Regierung beobachtet genauer die Regeln der Gerechtigkeit, als irgend eine andere der neuern Muhammedanischen Staaten. Ich darf mir kein bestimmtes Urtheil über ihre Jurisprudenz erlauben. So viel aber hat man mir gesagt, daß ihre Kaiser das Blut der Unterthanen nicht ungerechterweise vergießen, und sich nicht ungestraft Willkührlichkeiten erlauben dürfen. In allen wichtigen Angelegenheiten müssen sie die Großen zu Rathe ziehen, welche man, durch die Hoffnung, zu neuen Würden erhoben, und durch die Furcht, bestraft zu werden, in der nöthigen Abhängigkeit erhält. Obgleich die Adlichen selten den Gesetzen

und Verordnungen des Staats zuwider handeln, so sind sie doch der beständigen Gefahr ausgesetzt, ihr Leben zu verlieren; denn oft werden sie bey dem geringsten Argwohn vor das Tribunal der Minister gefordert, und zum Tode verurtheilt, ohne daß sie wissen aus welcher Ursache, noch wer sie angeklagt hat.

Die Vezirs üben eine so despotische Gewalt aus, daß die Gouverneurs der Provinzen, oder die Befehlshaber der Armeen selten Empörungen oder Insurrectionen anzuzetteln wagen; ereignet sich aber eine Begebenheit dieser Art, und fühlen sich die Minister nicht mächtig genug, sie auf der Stelle zu unterdrücken, so zaudern sie, bis daß der unzufriedene Chef stirbt, oder in ihre Hände fällt. Durch diese Mittel erhält sich das Ottomannische Reich seit sechs Jahrhunderten, ohne je einer offenbaren Empörung ausgesetzt gewesen zu seyn, obgleich die Symptome einer Insurrection sich oft gezeigt haben.

Die Entscheidungen der Cadis (Richter), die im Ganzen eben nicht gelehrt, und leicht zu bestechen sind, können nicht kassirt werden, selbst nicht von den Statthaltern der Provinzen. Diese Cadis hängen von dem Sudder Aazim (Kanzler) ab, der einer der vornehmsten Vezirs ist. Ihr Amt währt nur Ein Jahr, worauf sie andere Stellen erhalten, wenn sie sich gut aufgeführt haben; wo nicht, so fallen sie in Ungnade. Dieß macht sie vorsichtig in ihrem Benehmen.

Die Türkischen Frauen genießen einer viel größern Freyheit, als die Persischen und Indianischen. Die Frauen der Adlichen und die der obern Classen, haben die Erlaubniß auszugehen, und sich einander ganz unbedeckt, oder das Gesicht blos unter einem Schleyer verborgen, zu besuchen. Sie können auch frey in den Straßen, Bazars und Gärten spazieren gehen. Männliche Sklaven und junge Leute von funfzehn bis zwanzig Jahren, wenn es nahe Verwandten sind, werden in den Appartements der Frauen zugelassen. Dadurch erwerben sich die Türkischen Damen einige Kenntniß der Welt, gewöhnen sich an den beständigen Anblick der Männer, und betrachten sie daher auch mit mehr Gleichgültigkeit als es die Indischen Damen thun. Wenn sie sich, ungeachtet dieser

Vortheile, zuweilen einer Indiskretion schuldig machen, so sind sie nicht so sehr der Ueberraschung bey ihren Vergehungen ausgesetzt, wie die Indianischen Damen, so daß die Ehre des Gatten weniger in Gefahr ist.

In Indien zieht sich eine Frau die öffentliche Verachtung zu, wenn sie sich zum zweytenmale verheyrathet; eine Türkische Frau hingegen kann einige Monate nach dem Tode ihres Mannes eine zweyte Ehe eingehen, ohne irgend einen Scandal zu geben, oder sich Vorwürfe zuzuziehen.

Obgleich die reichen Türken eine große Menge Weiber haben, so heyrathen sie doch selten mehr als Eine auf einmal; die andern sind Georgische und Circassische Sclavinnen, welche berühmt sind wegen ihrer Schönheit und ihren Talenten. Sie werden mit eben so viel Luxus und Sorgfalt gekleidet und unterhalten, wie die Gattin selbst, sind aber in jeder andern Beziehung der Gewalt der letztern untergeordnet.

Außer den Weibern aus Circassien und Georgien enthält jeder Harem eine Anzahl Aethiopierinnen oder andere weibliche Sklaven, welche alle häusliche Arbeiten zu besorgen haben. Auch diese genießen zuweilen der Ehre, das Bett ihres Herren zu theilen, werden aber gewöhnlich an männliche Sklaven oder Anhänger der Familie verheyrathet. Im letztern Falle verrichten sie den Tag über ihre Arbeit, und begeben sich am Abend in das Haus ihres Mannes.

Einer der sonderbarsten und schändlichsten Gebräuche der Türken ist es, die Schwestern und Töchter der Kaiser an Adliche unter der Bedingung zu verheyrathen, die männlichen Sprößlinge dieser Ehe sogleich nach der Geburt zu tödten. Der Ursprung und der Grund dieses schrecklichen Gesetzes sind gleich unbekannt, und wohl schwer zu errathen. Denn, schreibt man sie der Furcht zu, diese Kinder möchten eines Tages Anspruch auf die Krone machen, und dadurch Zerrüttungen im Staate verursachen, warum wird dasselbe Gesetz nicht auf die Prinzen angewendet? Diese genießen im Gegentheil das Recht, ihr Geschlecht fortzupflanzen, unter der Bedingung, daß ihre Kinder so lange im Serail (Serai Aaly, kaiserlichen Palaste) bleiben, bis sie auf den Thron gerufen

werden. Welches auch der Ursprung dieses absurden Gebrauchs seyn mag, es ist Thatsache, daß die kaiserlichen Hebammen sich immer bey der Niederkunft der Prinzessinnen befinden, und daß, wenn das Kind ein Knabe ist, es auf der Stelle getödtet wird.

Die obern Classen der Türken sind sehr pünktlich in der Erfüllung der Pflichten der Religion, und unterlassen es nie, fünfmal des Tags ihre Gebete zu verrichten. Sie beobachten auch streng die geistlichen Gesetze, und fasten den ganzen Monat Ramazan (welches die Fastenzeit der Muhammedaner ist), sie mögen zu Hause, oder auf der Reise seyn.

Den Tag nach meiner Ankunft in Constantinopel gab Lord Elgin, Englischer Gesandter, dem Reis Effendi (Minister der auswärtigen Angelegenheiten) davon Nachricht, der mich den folgenden Tag zu sehen verlangte. Zur bestimmten Stunde verfügte ich mich zu Sr. Excellenz, welche mich höflich empfing. Er ließ mir Kaffee und Houkah vorsetzen. Da er aber das Persische nicht verstand, und ein wenig unterrichteter Mann zu seyn schien, so bat ich ihn, mich bey dem ersten Vezier, Yusuf Pascha, einzuführen. Er erfüllte auf der Stelle mein Verlangen, und schickte einen Boten an den Minister ab, um ihm meinen Wunsch zu erkennen zu geben.

Die Bureaux aller Veziers befinden sich in demjenigen Hofe oder der Abtheilung des Palastes, in welchen man durch ein großes Thor kommt, Babi Homayon (kaiserliches Thor) genannt, welches die Engländer durch hohe Pforte übersetzen. Hier werden alle Reichsgeschäfte verhandelt, und alle Staatsdepeschen unterzeichnet. Alle Vezirs versammeln sich zeitig in den Appartements des ersten Ministers, und nachdem sie sich mit ihm über die Geschäfte berathschlagt haben, begeben sie sich in ihre respectiven Bureaux, wo sie den ganzen Tag bleiben. Daß diese Bureaux beysammen sind, erleichtert sehr die Expedition der Affären, und verdient sehr nachgeahmt zu werden.

Der Bote des Reis Effendi kam bald zurück, von einem Bedienten des Yussuf Pascha begleitet, der mir sagte, daß sein Herr mich zu sehen wünsche. Nachdem ich von dem Reis Effendi Ab-

schied genommen hatte, begab ich mich unverzüglich nach den Appartements des ersten Ministers, den ich in einem prächtigen Zimmer, das durch Glasfenster erleuchtet, geschmackvoll meublirt und mit Kissen und reichen Tapeten versehen war, sitzend fand, umgeben von mehr als funfzig Sklaven oder Dienern. Er empfing mich mit vieler Höflichkeit, und wir unterhielten uns lange in Persischer Sprache. Da der Bart des Veziers sehr lang, und der meinige nur erst kürzlich geschnitten worden war, so zog er mich sehr damit auf, und nahm mir das Versprechen ab, nicht mehr zu erlauben, daß künftig eine Scheere daran käme.

Nachdem ich den Großvezier verlassen hatte, empfing ich eine Botschaft von Ahmed-Effendi, gemeiniglich Kija-Beg (Minister des Innern) genannt, um mich einzuladen, mich zu ihm zu verfügen. Ich begab mich unverzüglich dahin, und war von diesem Besuche sehr entzückt. Se. Excellenz hatte das geistreichste und angenehmste Gesicht, das man nur sehen kann; seine Manieren waren ungezwungen, und seine Unterhaltung lebhaft. Als ich ihn verließ, befahl er einem seiner Leute, mich nach der Moschee der heiligen Sophie zu führen, und mir alle heiligen Orte und andere öffentliche Gebäude von Constantinopel zu zeigen.

Einige Tage nachher hatte ich die Ehre, dem Kaiser, Sultan Selim (dessen Glück ewig dauern möge!), vorgestellt zu werden. Ich bot bey dieser Gelegenheit eine vollständige Persische Uebersetzung des Camoos (berühmten Arabischen Dictionärs) in zwey Bänden, an. Da dieß ein sehr seltenes Werk ist, das mir viel Geld und eine unendliche Mühe, es zu corrigiren, gekostet hatte, und da überdieß alle Türken von Erziehung die Arabische Sprache sehr schätzen, so bat ich Se. Hoheit, den Druck dieses Buchs zu befehlen, welches Ihren Unterthanen von großem Nutzen seyn könnte. Ich verlangte zugleich von Sr. Hoheit, daß man in der Vorrede der zu druckenden Ausgabe anführe, durch welches Mittel dieses Buch in Constantinopel bekannt geworden sey. Der Kaiser hatte die Güte, meinem Verlangen zu entsprechen, und zu befehlen, meine Bitte zu Papier zu bringen, welche er eigenhändig unterzeichnete, und das Buch hierauf seinem

Bibliothekar übergab. Er befahl auch, mir ein Ehrenkleid und eine gewisse Summe Geldes zu geben. Ich bat ihn, mich zu entschuldigen, wenn ich letztern Beweis seiner Güte nicht annähme, und fügte hinzu, das Wohl der Menschheit sey der einzige Beweggungsgrund gewesen, daß ich dieses Buch nach Constantinopel gebracht habe; ich hoffte in der andern Welt die Belohnung für dieses gute Werk zu empfangen, und daher meine Erwartungen in dieser Hinsicht den weltlichen Eitelkeiten nicht aufopfern wolle. Der Kaiser lächelte, und ersuchte mich, vor meiner Abreise aus der Hauptstadt noch einmal vor ihm zu erscheinen.

Da ich mich nur acht und zwanzig Tage in Constantinopel aufhielt, so kannte ich nur wenige Adliche, und besuchte die Beziers nur in ihrer Eigenschaft als öffentliche Beamten. Meine Gründe waren: Erstens der Wunsch, bey Annäherung des Winters, der die Straße nach Bagdad häufig mit Schnee verschüttet, meine Reise fortzusetzen. Zweytens, haben die Türken einen grossen Widerwillen gegen die Perser, wegen der alten Kriege und der Verschiedenheit der Religion, so daß sie den Mord eines Persers als durch das Gesetz authorisirt ansehen; auch betrachteten sie mich mit mißgünstigem Auge. Es wäre vielleicht klug von mir gewesen, mein Costüm zu ändern; da ich aber Willens war, nur kurze Zeit unter ihnen zuzubringen, und ich mich nicht gern unter die Menge Kleidungsstücke, welche sie anlegen, begraben wollte, so fügte ich mich ihrem Vorurtheile nicht. Drittens, da ich den Ruhm hatte, ein Abkömmling des Propheten zu seyn (auf dem und dessen Nachkömmlingen die Segnungen Gottes ruhen), so dachte ich, sie würden mich zuerst besuchen; während sie, stolz auf ihre Würden und Reichthümer, glaubten, es sey meine Schuldigkeit, ihnen den ersten Besuch zu machen.

Diese Vernachläßigung, welche ich von Seiten der Türken erfahren mußte, wurde durch die Bekanntschaft einer Menge Perser, Indier und Armenier, die ich machte, compensirt. Jene der beyden erstern Nationen waren, im Allgemeinen, achtungswerthe oder fromme Männer, welche der Wunsch, sich zu unterrichten, nach Constantinopel geführt hatte. Letztere, welche in

Galata wohnten, waren Kaufleute von Aleppo, Tokat, Amasia und andern zum Türkischen Reiche gehörigen Städten. Ihre Sprache ist aus dem Türkischen und Armenischen zusammengesetzt. Mehrere unter ihnen haben grose Reichthümer erworben; da der Geiz aber ihr National-Laster ist, so habe ich nie einen Beweis von Gastfreundschaft noch von Wohlthätigkeit von ihnen erhalten. Ein- oder zweymal luden sie mich zu ihren Abendparthien, wo ich Gelegenheit hatte, einige ihrer Frauen zu sehen, worunter manche recht hübsche war.

Hr. T—ke, Agent der Ostindischen Compagnie, der sich schon seit vierzig Jahren in der Türkey aufhielt, und dadurch, so zu sagen, die Sitten seiner Nation vergessen hatte, behandelte mich mit vieler Höflichkeit, aber, wie ich argwohne, nicht sehr aufrichtig. Denn als ich ihn bat, mir einen Chupur (Wegweiser) zu verschaffen, der mich während meiner Reise führen und mir dienen sollte, zu dem von dem Gesetz bestimmten Preis, der, wie ich hernach erfuhr, hundert und funfzig oder zwey hundert Kurushs beträgt, so antwortete er mir, man könne keinen ordentlichen Menschen dieser Art unter funfzehn hundert Kurushs haben, weil die nöthigen Ausgaben sich auf tausend beliefen, und man nicht weniger als fünfhundert dem Manne für seine Mühe geben könne. Dieses heuchlerische Benehmen des Agenten bewog mich, mich an die Veziers zu wenden, um von ihnen einen Regierungsboten zu erhalten, der mir auch bewilligt wurde, aber sehr übel mit mir verfuhr. Er kostete mich viel mehr, als mich ein anderer, den ich miethen und von ihm eine vollkommene Unterwerfung in meinen Willen hätte erwarten können, gekostet haben würde. Es wird in der Folge von diesem Gegenstande weitläuftiger gesprochen werden.

Ich hatte häufig Gelegenheit, die Bekanntschaft des Hrn. P—z—y zu machen, welcher Dolmetscher des Englischen Gesandten, und ein Grieche von Geburt ist, und ein unermeßliches Vermögen besitzt, das ihm seine Stelle eingetragen hat. Alle Engländer, welche hierher kommen, sind ganz seiner Diskretion überlassen. Ich weiß nicht, ob der getäuschten Hoffnung, mich wie sie rupfen

zu können, oder dem Widerwillen der Griechen gegen die Muselmänner seine Antipathie gegen mich zugeschrieben werden muß; so viel ist aber gewiß, daß er meinem Wegweiser vor der Abreise etwas ins Ohr sagte, das aus dem Gedächtnisse dieses Menschen die feyerlichen Verpflichtungen und bestimmten Befehle, welche er von Lord Elgin und von Ahmed-Effendi (dem zweyten Vezier) erhalten hatte, verwischte, wie man in der Folge sehen wird.

Ich hatte alle Ursache mit der Gesellschaft des Hrn. Himrou (Hr. v. Hammer), eines jungen Mannes von dem liebenswürdigsten Charakter und einem gebildeten Geiste, zufrieden zu seyn. Hr. Himrou ist ein Deutscher von Geburt, spricht aber Lateinisch, Französisch, Griechisch, Türkisch, Arabisch und Persisch. Er war ehedem als Dolmetscher bey Sir Sidney Smith, von dem er sich, während der Belagerung von Akre, keinen Augenblick trennte. Gegenwärtig ist er in Diensten des Deutschen Kaisers, der immer eine glänzende Gesandtschaft bey der hohen Pforte hat. Hr. Himrou hat mehrere meiner Oden ins Englische, Französische und Deutsche übersetzt, und sie nach London, Paris und Wien geschickt. Er besuchte mich täglich, und stellte mich dem Herrn Deutschen Gesandten vor. Durch diese Einführung bekam ich Gelegenheit, in den Assembleen Sr. Excellenz nicht allein alle Damen der Gesandtschaften der verschiedenen Europäischen Höfe, sondern auch eine Menge Griechischer und Armenischer Damen zu sehen. Der Hr. Gesandte und seine Gemahlin genießen der größten Achtung in Constantinopel; und wenn ich nach ihrem Betragen und nach dem einiger andern Personen ihres Landes, welche ich auf meinen Reisen getroffen habe, urtheilen soll, so müssen die Deutschen einen ausgezeichneten Rang unter den policirten Nationen Europens einnehmen.

Nachdem ich alles Merkwürdige in Constantinopel gesehen hatte, und da ich vor Anbruch des Winters meine Reise fortzusetzen wünschte, so hielt ich um meine Abschiedsaudienz an, die mir auch sogleich bewilligt wurde, und der Kaiser bewies mir bey dieser Gelegenheit abermals viel Güte und Herablassung.

Den Befehlen seiner Hoheit gemäß, gab man mir einen

Mehmander (Führer), um mich von Constantinopel nach Bagdad zu geleiten, dessen Pflicht war, mir Pferde und alles das zu verschaffen, was ich unterwegs bedürfen könnte. Außerdem war ich mit drey Firmans (Befehlen oder Pässen) versehen. Der erste war allgemeinen Inhalts, und an alle Pascha's, Statthalter und Befehlshaber der Orte gerichtet, in denen ich mich aufhalten mußte, mit dem Befehl, sich meiner anzunehmen, mich in ihren eigenen Häusern zu beherbergen, und für alle meine Bedürfnisse zu sorgen.

Darin war auch den Posthaltern befohlen, mir auf jeder Station zwey Sattelpferde zu liefern, und vier Pferde für meine Bedienten und mein Gepäcke. Der zweyte Firman war an den Abdullah Aga, den Statthalter von Merdin gerichtet, mit dem Auftrag mir eine Anzahl berittener Leute mit zu geben, die mir bey meiner Durchreise durch die Wüste, die zwischen Merdin und Mousul liegt, und in welcher man, wie man sagt, den größten Gefahren ausgesetzt ist, zur Begleitung dienen sollten. Der dritte war an Aly Pascha, den Vicekönig von Bagdad gerichtet, und enthielt den Befehl, mir alle Unterstützungen widerfahren zu lassen, die nur von ihm abhangen würden, mich in seinem Hause zu beherbergen, und mir bey meiner Pilgrimschaft nach den Gräbern der Märtyrer (des Hussein, des Enkels Mohammeds, und seiner Familie), die zu Kerbela getödtet wurden, zweckmäßige Erleichterungen zu verschaffen; endlich mir bis nach Bassora sicheres Geleit zu geben.

Auch ließ der Kaiser als einen neuen Beweis seiner Achtung gegen mich, meinem Mehmander durch seinen Schatzmeister sechs hundert Kurushs einhändigen, um mich auf dem Theile des Wegs, auf welchem man weder Städte noch öffentliche Beamten antrifft, mit Lebensmitteln zu versehen.

Als ich von meinem Freunde Achmed Effendi Abschied nahm, ließ er meinen Mehmander kommen, und befahl ihm in meiner Gegenwart, sich in allem nach meinem Willen zu richten; er solle mir erlauben, drey Tagereisen in Einem Tage zu machen, wenn es mir also anstände, und umgekehrt, mit einem Worte,

er solle mich mit derselben Achtung behandeln, als ob er, der Effendi selbst, sich unter seiner Leitung befände. Endlich versicherte er ihn, daß, wenn er sich gut betrüge, und ein genügendes Zeugniß von mir zurückbrächte, er für seine Beförderung sorgen wolle. Der Schelm küßte dem Effendi den Saum des Kleides, und sagte, er wolle Augen und Kopf verlieren, wenn er seinen Befehlen nicht Folge leistete.

Indessen kam er des folgenden Tages, früh am Morgen, zum Lord Elgin, und versicherte mich, die Summe, die ihm die Regierung habe auszahlen lassen, reiche nicht hin, seinen Auftrag zu vollziehen, und man müsse noch etwas hinzufügen. Seine Herrlichkeit war so großmüthig, ihm noch hundert Kuruhs zu geben, und verehrte ihm noch überdieß einen Khelaat (Ehrenkleid), indem er ihm auftrug, auf das gewissenhafteste für mich zu sorgen, welches er auch auf das feyerlichste versprach.

Ich würde einen endlosen Bericht übernehmen, wenn ich alle Niederträchtigkeiten erzählen wollte, die dieser Elende, während unserer Reise, an mir beging; darum gebe ich hier nur eine kurze Schilderung seines Betragens. Für's erste eignete er sich das Geld zu, das man ihm zu meinem Besten anvertraut hatte, und während unserer ganzen Reise gab er keine hundert Kuruhs für mich aus. Ferner, anstatt mich in die Häuser der Statthalter und Pascha's zu führen, führte er mich, beym Anfang unserer Reise, in die Posthäuser, wo ich so von Flöhen und Wanzen geplagt ward, daß ich unmöglich einen Augenblick Ruhe genießen konnte. Wenn ich ihn fragte, warum er mich nicht zum Statthalter führe, so antwortete er mir mit einer groben Lüge. Da ich indessen den Character dieses Menschen nach wenigen Tagen durchschaute, so begab ich mich selbst zum Pascha oder Gouverneur, wenn wir vor Mitternacht unsre Tagreise vollendet hatten, und wurde, auf die Vorzeigung der Ordre des Sultans, auf der Stelle in ihre Häuser aufgenommen, und mit vieler Aufmerksamkeit behandelt. Drittens, nöthigte er mich, seinen Instructionen zuwider, oft drey oder vier lange Posten in Einem Tage zurückzulegen; beliebte ihm aber

das Gegentheil, so ließ er mich nur eine oder zwey täglich machen. Sein Hauptzweck bey diesem Verfahren war, die Städte zu vermeiden, wo die Pascha's wohnen, und mich zu nöthigen, die Nacht in Posthäusern zuzubringen, wo man ihm alles, zufolge meiner Pässe, umsonst lieferte. Während unserer Reise stießen wir auf eine Caravane, welche wir mehrere Tage lang nicht verlassen durften, weil, so sagte er, die Straße von Räubern unsicher sey. Mit einem Worte, er betrug sich auf eine so unanständige Art, daß ich einen Abscheu vor seinem Anblick hatte, und in Diarbekir den Gouverneur Achmed Effendi bat, mich mit einem andern Wegweiser zu versehen. Er war so gefällig, mein Verlangen zu erfüllen, und gab mir einen seiner Leute, um mich bis nach Merdin zu begleiten. Von da wurde ich bis nach Mousul von einem Bedienten des Abdullah, Ayan-Pascha, gebracht; und von Mousul bis Bagdad hatte ich einen Officier des Pascha Mohammed zum Wegweiser.

Obgleich ich diesen Spitzbuben (den Mehmander) verabschiedet hatte, mit dem Bedeuten, nach Konstantinopel zurückzukehren, so wollte er mich doch nicht verlassen, aus Furcht, ohne Zweifel, man möchte ihn nöthigen, von dem Gelde, welches man ihm anvertraut hatte, Rechenschaft abzulegen. Bey unserer Ankunft in Bagdad hatte er die Unverschämtheit, mir ein Certifikat seiner guten Aufführung abzufordern.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Verfasser verläßt Constantinopel. Beschreibung seiner Reise. Geschichte der Stadt Amasia. Gold- und Silberminen in ihrer Nachbarschaft. Schilderung von Sawas, oder Sebaste. Anekdote der Einwohner von Hussen-Buddery. Begebenheit zu Malatia. Beschreibung des Euphrats, und eines See's mit salzigem Wasser. Beschreibung von Diarbekir. Der Verfasser wird vom Gouverneur dieser Stadt wohl aufgenommen. Beschreibung von Merdin. Lob des Gouverneurs. Beschreibung von Nisibe.

Sonntags den 4. des Monats Shaban 1218 (25. October 1802) passirte ich, nachdem ich von meinen werthen Freunden, dem Lord und der Lady Elgin, Abschied genommen hatte, durch die Vorstadt Galata, und brachte die Nacht in einem Gasthause bey einer Moschee des Mahmood, Pascha in Constantinopel, zu. Den folgenden Tag setzte ich über die Meerenge, und schlief diese Nacht zu Scutari, einer schönen Stadt auf der Asiatischen Küste.

Dienstags, nach dem Frühstücke, begann ich die gefährlichste Reise, die ich je unternommen habe. Da sie aber in einem Welttheile vor sich ging, den ich sehr zu sehen wünschte, und ich mich dadurch meinem Vaterlande näherte, so fühlte ich allen nöthigen Muth zu deren Ausführung in mir. Wir machten den ersten Tag zu Keza Halt, das zwölf Fersukhs von Scutari entfernt ist. Dieser Weg wird von den Caravanen, welche in der Stunde nicht viel mehr als eine Fersukh machen, in nicht weniger als zwölf Stunden zurückgelegt. Der Fersukh ist gleich zwey Indischen Coß, oder vier Englischen Meilen.

Den folgenden Tag erreichten wir Azmut, oder Asmut, nach der Aussprache der Europäer, das nur dreyßig Meilen von Keza entfernt ist. Keza ist eine sehr große und alte, hauptsächlich von Christen bewohnte Stadt. Ihre Bazars sind mit Lebensmitteln und Waaren wohl versehen.

Den 8. (Shaban) bestiegen wir mit Tagesanbruch unsere Pferde, und nach zurückgelegten acht und zwanzig Meilen, erfrischten wir uns, und änderten die Pferde in einem häßlichen schmutzigen Dorfe, Namens Tebanche. Hierauf machten wir vierzig Meilen bis nach Khunduk, einem schönen, von einem klaren Bach durchströmten Dorfe. Da das Posthaus hier ziemlich reinlich, und die Leute höflich waren, so brachte ich eine gute Nacht zu. Es fing an, sehr kalt zu werden, und wir hatten Hagel und Reif. Den 9. reis'ten wir wieder mit Tagesanbruch ab; und kamen, nachdem wir zu Dozjeh die Pferde gewechselt hatten, einige Stunden nach Einbruch der Nacht zu

Bely an. Wir hatten an diesem Tage sechs und neunzig Meilen gemacht, und zuletzt noch einen steilen Berg von ungefähr zwanzig Meilen Höhe ersteigen müssen. Der außerordentliche enge Weg geht im Zickzack am Abhange des Berges hin, und gleicht dem Pfad, den die Ameisen auf einem Maulwurfshaufen ebnen.

Da es sehr kalt war, so war ich dergestalt mit Kleidern und Pelzwerk beladen, daß ich nicht gehen konnte; und daher beym Herabsteigen von dem oben angeführten steilen Berge, obgleich es schon ganz dunkel war, mich gänzlich der Führung meines Pferdes überlassen mußte; wäre es gestürzt, oder hätte es sich nur sechs Schritte von der Straße entfernt, so würde ich ohne Rettung verloren gewesen seyn. Es war also ein schlechter Streich von meinem Wegweiser, mich in dieser Jahrszeit eine zweyte Post zurücklegen zu lassen. Ich empfehle denjenigen aufs dringendste, welche diesen Weg nehmen wollen, die Nacht in Dozjeh zuzubringen, und erst den andern Tag das zweyte Relais zu beginnen. Ich muß demungeachtet hier bemerken, daß die Einwohner dieses Dorfs das Ansehn von Wilden und Räubern haben.

Den 10. kamen wir in das Dorf Karadah, vierzig Meilen weiter. Ich war Willens an diesem Tage noch eine Post zu machen; da aber der Posthalter eine Bekanntschaft meines Wegweisers war, so nöthigte uns ersterer, da zu bleiben. Er gab uns ein vortreffliches Mittagsessen; und nie habe ich bessere Enten, als in diesem Orte gegessen.

Den 11. machten wir uns sehr frühe auf den Weg, und wechselten zu Aynder, zwey und dreyßig Meilen weiter, die Pferde. Zu Keragite, das dreyßig Meilen davon entfert ist, nahmen wir wieder frische Pferde, um uns nach Carazuran, zwey und zwanzig Meilen weiter, zu begeben; welches zusammen vier und achtzig Meilen macht. Es war Mitternacht, als wir am letztern Orte ankamen, daher wir genöthigt waren, im Posthause zu bleiben, ungeachtet des Ungeziefers, wovon es wimmelte. Dieses Dorf ist wegen seines guten Honigs und seiner guten Butter berühmt, welche weithin verführt werden.

Den 12. erreichten wir bey guter Zeit Kubbeh Hissar, ein schmutziges Dorf. Die Leute des Posthauses waren große Spitzbuben, die uns zwey Stunden lang aufhielten, unter dem Vorwande, unsere Pferde zu beschlagen, und meinen Bedienten das Mittagsessen zu bereiten. Erst nach lebhaftem Drängen brachten sie endlich die Pferde; der erlittene Aufenthalt war aber Schuld, daß wir erst spät in der Nacht zu Tosieh ankamen. Wir machten an diesem Tage ungefähr achtzig Meilen. Tosieh ist eine große Stadt; das Posthaus war aber der schmutzigste Ort, den ich jemals gesehen habe, und seine Bewohner zeigten sich gegen mich sehr überlästig und raubgierig; so daß wir wegen ihren Zänkereyen und Erpressungen, am 13. October erst zwischen neun und zehn Uhr abreisen konnten. Unsere erste Station war Hajy-Humze, von sechs und dreyßig; die zweyte Osman-Bok, von zwey und dreyßig Meilen; zusammen acht und sechzig Meilen. Den ganzen Tag über hatten wir sehr schlechte Wege, und mußten steile Berge passiren.

Den 14. speis'ten wir zu Mersul, dessen Entfernung sechs und funfzig Meilen beträgt, und um Mitternacht trafen wir zu Amasia, zwey und dreyßig Meilen von jenem Orte, ein: zusammen acht und achtzig Meilen. Mersul ist ein großes, in einer weiten Ebene liegendes Dorf, worin sich ein vortreffliches Posthaus befindet. Die Leute in letzterm waren äußerst dienstfertig, und lieferten mir das Nöthige zu billigem Preise. Auch ließ man mich nicht lange auf die Pferde warten. In Amasia fand ich von dem allen das Gegentheil, obgleich dieß eine beträchtliche, mit vielen Wind- und Wasser-Mühlen versehene, und wohl bevölkerte Stadt ist. Die Straßen sind enge und mit Koth angefüllt, das Posthaus war schrecklich schmutzig, und der Posthalter ein Erzspitzbube; die Lebensmittel waren schlecht, und die Bedienten nachläßig in der Aufwartung. Während dieser Reise hatte ich Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß man sich in den Dörfern immer besser befindet, als in den großen Städten.

Man muß wissen, daß sich nach der Niederlage und Ge-

fangenschaft des Sultan Bajazet durch den Kaiser Timour (Tamerlan) zu Sewas, alle Ottomanischen Prinzen zerstreuten, der Sultan Mohammed (Sohn des Bajazet) aber nach Amasia flüchtete, dessen Festungswerke ihn in Stand setzten, ein Detaschement Tataren zurückzuschlagen, das man gegen ihn abgeschickt hatte.

Als Timour nach Samarcand zurückkehrte, erklärte sich der Sultan Mohammed selbst zum Kaiser der Ottomannen, und residirte zwanzig Jahre lang zu Amasia. Während dieser ganzen Zeit führte er beständig mit seinen Anverwandten Krieg, von denen sich mehrere in den Besitz gewisser Distrikte gesetzt, und sich für unabhängig erklärt hatten. Es gelang ihm, sie alle zu unterwerfen; und nachdem er die Meerenge von Constantinopel passirt hatte, bemächtigte er sich einiger Europäischer Provinzen, und erhielt dadurch die Staaten und die Macht seines Vaters.

Den funfzehnten entschloß ich mich, im Dorfe Terkhal zu bleiben; mußte aber die Pferde auf meine Kosten füttern lassen, weil die Verordnungen nur gestatten, sich auf den bestimmten Poststationen zu verweilen. Dieses Dorf ist reinlich, und seine Bewohner sind sehr gesittet.

Den sechszehnten gelangten wir bis Tokat, nachdem wir diesen Tag acht und achtzig Meilen zurückgelegt hatten. Es ist dieses eine sehr alte und berühmte Stadt in Armenien. Nie sah ich so große und so schöne Trauben, und in so großer Menge, als hier; das Posthaus aber ist das schlechteste auf dem ganzen Weg; indessen mußten wir hier aus Mangel an Pferden drey Tage zubringen. Zuletzt nöthigte der Statthalter einen Mieth-Fuhrmann, mir zwey Pferde und einige Maulthiere zu verschaffen; auch drohte er dem Postmeister und seinen Leuten auf eine Weise, daß er sie alle nöthigte, die Flucht zu ergreifen.

Das Land zwischen Amasia und Tokat ist äußerst gebirgig, und der Weg sehr gewunden und beschwerlich. Die Berge enthalten Gold- und Silberminen, welche die Regierung benutzen läßt, und deren Ertrag zu Konstantinopel gemunzt wird. Die

Nacht des zwanzigsten brachten wir in einem Dorfe, Namens Carkhan, zu.

Den ein und zwanzigsten gelangten wir nach Sewas. Die Entfernung zwischen diesem Ort und Tokat beträgt sechs und neunzig Meilen, die man gewöhnlich in einem Tage zurücklegt. Das üble Wetter und die Furcht, uns im Schnee zu verlieren, nöthigten mich, zwey Tage dort zuzubringen, während welcher es stark schneyte, und ein so heftiger Wind wehte, daß zwey unserer Maulthiere, die ungemein schwer beladen waren, in den Abgrund stürzten, und zerschmetterten.

Sewaste (das Sebaste der Römer) ist eine alte und große Stadt, von welcher oft in der Geschichte geredet wird. Es ist heut zu Tage ein sehr unreiner Ort, wo unsre Pferde bis an die Knie in den Koth sanken. Hier hatte ich die Ehre, von dem Pascha empfangen zu werden; sein Haus war sehr unreinlich und mit Flöhen angefüllt. Wie schrecklich mag erst der Zustand des Posthauses gewesen seyn!

Das Land zwischen Tokat und Sewas ist eine ununterbrochene Gebirgkette, die, als ich darüber gieng, durchaus mit Schnee bedeckt war. Tokat, Sewas, Diarbekir und Merdin werden alle als Armenische Städte betrachtet. Die Städte Kariz, Erzeron, Van und Errvan läßt man in einiger Entfernung zur Linken liegen.

Den 22. waren wir in Olash, und den 23. zu Dilkuldash, acht und vierzig Meilen von Sewas. Dieser Ort ist wegen seiner Trauben und Rosinen berühmt. Die Stadt liegt auf dem Gipfel eines Berges, der in dem Augenblicke wegen der Menge Schnee, womit er bedeckt war, schwer zu ersteigen war.

Den 24. machten wir zu Abjekhan Halt, und den 25. zu Hussen-Chelebi. Die Entfernung dieser beyden Posten ist vier und sechzig Meilen. Die hohe Lage des Landes, zwischen Tokat und letztern Orten, ist Ursache, daß die Kälte sehr streng ist. Da wir aber gegen Süden reis'ten, so wurde das Wetter nach und nach gelinder.

Am 26. machten wir nur vier und vierzig Meilen, und übernachteten zu Hussen-Buddery.

Hussen-Buddery wird von Soonis (die Sektirer von Abubeker, Omar und Osman) bewohnt, deren Voreltern sich von Daghestan hierher flüchteten, um sich den Verfolgungen des Nadir Shah zu entziehen. Es ist eine Race stupider und wilder Menschen, und überdem so sehr dem Geize ergeben, daß sie sich weigern, die Gerichte aufs Feuer zu setzen, bevor der Reisende nicht den zweyfachen Werth bezahlt hat. Wenn servirt ist, nehmen sie, ohne dazu eingeladen zu seyn, Platz an der Tafel, und fahren ohne Umstände in die Schüsseln. Ihre Weiber bieten Früchte und andere Artikel feil, und benehmen sich sehr unanständig, wenn man nichts von ihnen kaufen will. Das Posthaus wird von Armen belagert, deren Geschrey unerträglich ist; man klagt sie auch des Straßenraubes an. Da ich befürchtete, von diesem Gesindel beraubt zu werden, oder mich in dem Schnee zu verirren, so machte ich nur kleine Tagreisen, und suchte gewöhnlich um 4 Uhr den Ort zu erreichen, wo ich übernachten wollte. Dadurch entging ich nun zwar jeder Art von Gefahr; war aber, auf einer andern Seite, der Unannehmlichkeit ausgesetzt, mich in schlechter Gesellschaft zu befinden, weil sich diese Leute aus Neugierde mit der Pfeife in dem Hause versammelten, wo ich mich aufhielt.

Am 27. kam ich, nach zurückgelegten zwey und dreyßig Meilen, bey guter Zeit zu Malatia an. In der Nähe dieser Stadt fanden wir die Fersukhs durch Meilensteine angezeigt, eine Methode, welche ohne Zweifel dazu dient, einem müden Reisenden einigen Trost zu gewähren.

Malatia ist eine große, aber sehr schmutzige Stadt, weil die Straßen nicht gepflastert sind. Da ich das Posthaus außerordentlich unreinlich fand, so logirte ich mich bey einen Musulullum (einem vorgeblichen Muselmanne) ein. Dieser Greis hatte einen sehr ehrwürdigen, anderthalb Fuß langen Bart, und schien von strengem Character zu seyn. Während

unsrer Unterhaltung sammelten sich seine Kinder, die sehr schön waren, um uns her, und lachten über meine Figur und meine Art zu reden. Der Greis gerieth darüber in Zorn, schlug einige, und jagte sie alle fort. Ich war sehr unzufrieden mit seinem Benehmen; denn ich hätte gern für ihr unschuldiges Gelächter und muthwilliges Ansehn die widerwärtige Unterhaltung des Alten hin gegeben. Es regnete an diesem Tage sehr, und man sagte mir, daß selten zu Malatia Schnee falle, obgleich man Schnee auf den Bergen zwischen diesem Orte und Merdin sieht. Zu Mousul und Bagdad schneiet es aber nie.

Am 28. verließen wir Malatia, und nach zurückgelegten acht und zwanzig Stunden kamen wir an die Ufer des Euphrats, der hier mit großer Heftigkeit zwischen zwey Bergen hervorkommt, und von einer sehr ansehnlichen Höhe herabfällt. Ein wenig weiter, den Fluß herunter, fanden wir eine Fähre, worin wir den Fluß passirten, und zu Aiz-Ougly Halt machten. Es ist dieß ein Curdisches Dorf, deren Vorsteher einer der eitelsten und stupidesten Menschen war, den ich jemals gesehen habe. Da an diesem Orte kein Posthaus ist, so beherbergt er die Reisenden, von welchem Stande sie auch seyn mögen, unentgeltlich; verschafft sich aber diese Ausgabe in dem ungeheuern Preise wieder, den er für die zu liefernden Pferde nimmt. Obgleich dieses Dorf an dem Ufer des Flusses liegt, so konnte ich mir doch nur mit vieler Mühe Wasser verschaffen, und mußte selbst den andern Tag abreisen, ohne mir Hände und Gesicht waschen zu können.

Wir setzten uns am 29. früh Morgens zu Pferde, und nachdem wir sechszehn Meilen gemacht hatten, mußten wir von neuem den Euphrat passiren, worauf wir in ein sehr bergiges Land kamen. Einige Stellen des Wegs waren so steil, daß unsere Sättel vor- oder rückwärts rutschten, und ich einen Mantel von Werth verlor, der hinter meinem Sattel aufgebunden war. Durch diesen Verlust litt ich mehrere Tage lang sehr vom Regen und Wind.

Gegen Abend kamen wir zu Hizpole an, das acht und vierzig Meilen von Haiz-Dugly entfernt ist. Wir fanden daselbst ein vortreffliches Posthaus, und nahmen ein gutes Mittagsmahl ein. Ich wollte die Nacht hier zubringen; mein brutaler Mehmander zwang mich aber, uns auf die folgende Post zu begeben, daher wir genöthigt waren, bis Mitternacht auf den abscheulichsten Wegen zuzubringen, und uns in ein Caravanserai mitten in den Gebürgen zu flüchten. Während dieser Tagreise passirten wir bey einem See mit salzigem Wasser vorüber, der acht und vierzig Meilen im Umfange hat, und dessen Tiefe an mehreren Stellen unergründlich ist. Da der Weg längs den Ufern dieses See's hinläuft, und die Felsen sich oft bis ins Wasser erstrecken, so gingen unsere Pferde bis an den Bauch darein; wären sie nicht viel besser gewesen, als diejenigen, welche man uns gewöhnlich lieferte, wir würden vor Ermattung gestorben seyn. Die mit einigen Personen, welche uns begleiteten, beladenen Maulesel verloren sich im Sturm und in der Dunkelheit.

Am letzten Tag des Shaban kamen wir, nach zurückgelegten zwey und dreyßig Meilen, zu Arganeh an. Die Entfernung von Hizpote bis zu diesem Orte ist vier und sechzig Meilen. Der ganze Weg läuft über schwer zu ersteigende Berge. Einer dieser Berge wird, wegen seiner Höhe, der Arched-Berg genannt. Er enthält mehrere reiche Kupferminen, und der Tigris entspringt auf ihm. Am Morgen dieses Tages mußten wir vier bis fünfmal diesen Fluß passiren, dessen Wasser sehr niedrig ist, aber sehr schnell fließt, und von einer gelben Farbe ist, wegen der Menge Koth, der damit vermengt ist. Dieser Fluß schwillt weiter unten schnell an. Er ist bey Diarbekir von einer ansehnlichen Breite. In Mousul war man genöthigt, Brücken darüber zu bauen, und in Bagdad habe ich ihn zuweilen so breit, als den Ganges, gesehen.

Arganeh liegt auf dem Abhange eines Berges, der nicht in Terrassen getheilt ist, um das Hinaufsteigen zu erleichtern; auch sind die Straßen außerordentlich steil, so daß ein Fremder

nur mit vieler Mühe hinaufklettert. Da das Posthaus hier, wie alle andern, sehr schmutzig war, so nahm ich meine Wohnung bey einem vorgeblichen Muselmann. Weil man den Weg für unsicher ausgab, indem die Einwohner von Diarbekir sich gegen die Türkische Regierung empört hatten, so machte ich am ersten des Ramzan Rasttag, um mich mit einer Caravane, die den folgenden Tag Arganeh verlassen sollte, zu vereinigen.

Den 2. begaben wir uns bey Zeiten auf den Weg, und nachdem wir vierzehn Stunden zurückgelegt hatten, machten wir Halt bey einer zerstörten Caravanserai, deren einzige übrige Hütte die eines Holzhändlers war. Da es aber den ganzen Tag geregnet hatte, und das Wetter sehr kalt war, so war uns diese Hütte sehr viel werth, indem wir große Feuer darin anzünden, und unsere Kleider und Decken trocknen konnten.

Obgleich es auch am 3. sehr stark regnete, so setzten wir nichts desto weniger unsere Reise fort, und kamen um Mittag zu Diarbekir, sechzig Meilen von Arganeh, an.

Diarbekir ist die schönste und volkreichste Stadt auf dem ganzen Wege. Sie liegt am Tigris, umgeben von grünen Hügeln, welche man leicht ersteigen kann. Ihre Gipfel biden Flächen, worauf sich einige artige Dörfer, umringt von Gärten und Gebüschen, befinden. Kurz, der Anblick dieses Orts entzückte mich um so mehr, weil wir bisher nur wilde und rauhe Gegenden passirt hatten.

Die Stadt ist mit einem Wassergraben und einem guten Walle mit Bastionen, die aus Stein erbaut sind, umgeben. Sie enthält mehrere schöne Moscheen und Caravanserais, so wie das Grab des berühmten Khaled Ben Valed, Generalissimus des ersten Califen, der Syrien eroberte. Obgleich es stark regnete, so begab ich mich doch auf der Stelle zu Ahmed-Effendi, Gouverneur der Stadt, der mich mit vieler Herzlichkeit empfing, und mich selbst einlud, zwey oder drey Tage bey ihm zu bleiben. Als ich mich bey ihm über das Betragen meines Wegweisers beklagte, bezeugte er mir sein Bedauern,

ihn weder bestrafen, noch mir einen Andern liefern zu können, weil dieser Mensch ein öffentlicher Diener der Regierung sey; befahl aber einem seiner Offiziere, mich bis nach Merdin zu begleiten, und für alles Nöthige zu sorgen. Er machte mir auch ein Geschenk mit einem großen, doppelt besetzten Mantel, der mir auf dem übrigen Theil meiner Reise von großem Nutzen war.

Den 6. nahm ich von diesem achtungswürdigen Manne Abschied, und machte, nach zurückgelegten sechs und funfzig Stunden, bey einem Caravanserai in den Bergen Halt. Da aber kein Kamin darin war, so mußten wir mitten im Zimmer Feuer anzünden, so daß die ganze Nacht der Rauch mich am Schlafen verhinderte.

Zwischen Arganeh und Diarbekir gewahrten wir mehreremale Männer zu Pferde, welche uns Räuber zu seyn schienen. Da wir aber zahlreich waren, so wagten sie es nicht, uns anzugreifen.

Am 27. Morgens sahen wir, daß in der Nacht viel Schnee gefallen war. Da wir befürchteten, die Wege möchten grundlos werden, wenn wir länger im Caravanserai blieben, so stiegen wir bey diesem schlechten Wetter zu Pferde, und machten sechszehn Meilen, um nach Merdin zu kommen.

Merdin liegt auf dem Abhang eines steilen Hügels, und ist mit einem guten Walle und Bastionen von Stein umgeben. Auf den Gipfel des Hügels hat Soliman Pascha, Gouverneur von Bagdad, eine starke Cidatelle erbauen lassen. Da man sich dieser Stadt nur über Berge und auf schlechten Wegen nähern kann, so wird sie als eine der festesten Plätze dieses Welttheils angesehen.

Die Sprache des gemeinen Volkes in Merdin ist ein Gemische von Arabischem und Curdischem; die obern Classen sprechen aber auch Türkisch und Persisch. Auf dem Wege von Constantinopel nach Malatia versteht man blos Türkisch; von Malatia nach Diarbekir fand ich mehrere Bewohner, die auch Arabisch sprachen; und zwischen Diarbekir und Merdin fand

ich deren einige, mit welchen man sich in Persischer Sprache unterhalten konnte. Alle vier Sprachen wurden aber an letzterm Ort und in Bagdad gesprochen.

Sogleich nach meiner Ankunft in Merdin ließ ich dem Abdullah Aga, Gouverneur dieser Stadt, meinen Respect vermelden, worauf er mich einlud, zu ihm zu kommen. Dieser Beamte ist einer der verständigsten Türkischen Herren, die ich gesehen habe. Obgleich er indessen vom Kaiser wohl gekannt ist, und mit den Veziers auf dem besten Fuße steht, so ist er doch nur der Abgeordnete vom Vicekönig von Bagdad. Er war ehedem Gouverneur von Bassora, als Deputirter von Soliman Pascha, wo er mehrere Denkmähler seines Ruhms zurückgelassen hat, und von allen Einwohnern, reichen und armen, die mehrere Beweise seiner Weisheit und Gerechtigkeit erzählen, gleich geliebt war. Da er das Persische geläufig sprach, und ein guter Gesellschafter war, so brachte ich meine Zeit sehr angenehm bey ihm zu. Er drang sehr in mich, den Monat Ramzan (die Fastenzeit der Muhammedaner) in Merdin zuzubringen. Da ich aber sehr wünschte, meine Reise fortzusetzen, und die Witterung in Merdin sehr kalt war, so dankte ich ihm für seine verbindliche Einladung.

Ich blieb vier Tage in Merdin. Da der Gouverneur sich nicht befugt glaubte, den öffentlichen Mehmander zurückzuschicken, so gab er einem seiner Leute Befehl, mich zu begleiten, und schärfte ihm sehr ein, allen meinen Wünschen zu genügen. Da der Weg nach Mousul, durch die Wüste, für sehr gefährlich gehalten wird, und der Kaiser daher dem Abdullah Aga befohlen hatte, mir die nöthige Eskorte für diesen Theil der Reise zu liefern, so schlug er mir vor, mich mit einer großen Caravane, die diesen Weg nehmen sollte, zu vereinigen. Er ließ hierauf den Anführer dieser Caravane holen, und empfahl mich seiner besondern Sorgfalt.

Am 12. verließen wir Merdin, und nach zurückgelegten acht und vierzig Stunden erreichten wir Nisibe. Auf dieser Tagreise hatte ich das Glück, die Bekanntschaft des neuen Cadi

(Richter) von Bagdad zu machen, der im Begriff war, sich mit mehreren Handpferden, einer Tukht ruan (Sänfte), funfzehn Reitern und zwanzig Infanteristen an seinen Posten zu begeben. Er erzeigte mir die Ehre, mich zu fragen, ob ich sein Reisegefährte seyn wollte, welches mir beträchtliche Vortheile verschaffte.

Vor einigen hundert Jahren war Nisibe eine große und berühmte Stadt, und zu einer gewissen Epoche selbst die Residenz eines Römischen Kaisers, so wie eine Zeitlang die Hauptstadt des Ottomannischen Reiches. Gegenwärtig ist sie aber sehr in Abnahme, und zeigt keine Spur mehr von ihrer ehemaligen Größe, die Grabmähler zweyer heiligen Muselmänner ausgenommen. Das Posthaus ist indessen gut. Der Posthalter war höflich, und lieferte uns vortreffliche Pferde. Wir sind ihm dafür besondern Dank schuldig. Denn zwischen Nisibe und Mousul, welche zweyhundert Meilen von einander entfernt sind, gibt es keinen Ort, wo man die Pferde wechseln könnte, da das ganze Land eine ungeheuere, von Räubern bevölkerte Wüste ist. Es war daher nöthig, daß unser Haufe sich zusammenhielte; denn wenn einer von uns zurückgeblieben wäre, so würde er ohne Zweifel geplündert und ermordert worden seyn.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Die Caravane kommt nach Curdistan, auf der Gränze der Wüste. Beschreibung der Wüste. Die Caravane wird aufgehalten. Beschreibung des Stammes Sengar, eines Geschlechts von Bergbewohnern. Reise durch die Wüste. Der Verfasser kommt zu Mousoul an. Lob der Arabischen Pferde. Der Verf. wird von Mohammed Pascha gut aufgenommen. Er besucht das Grab des heil. Georgs, Patrons von England. Beschreibung von Mousul und seinen Einwohnern. Der Verf. beklagt sich über seinen Wegweiser. Er verläßt Mousul; wird von einigen christlichen Arabern gut behandelt. Beschreibung von Kirkoot und Karutapa. Der Verf. kommt zu Bagdad an. Berechnung der Entfernung zwischen Constantinopel und Bagdad.

Den 13. kamen wir ins Land der Curden, und machten bey einem Dorfe, vier und zwanzig Meilen von Nisibe, Halt, wo das Oberhaupt des Stammes wohnte. Er schickte seine Söhne zu uns, und zwang die Caravane, eine starke Contribution für die Erlaubniß zu bezahlen, sein Gebiet, als dessen Oberherrn er sich zu betrachten schien, durchreisen zu dürfen. Auch behauptete er, vollkommen unabhängig von der Türkischen Regierung zu seyn. Ich begleitete den Cadi in das Haus eines Curdischen Zimmermannes, der uns ein vortreffliches Mittagsessen und gute Betten gab.

Nach einem Marsch von vier und zwanzig Meilen, kamen wir am 14. nach dem Dorf Abareh, wo Hyder Aga, Oberhaupt eines Stammes, wohnte, der uns auf eine herzliche Weise behandelte.

Wir machten diese zwey Tage über darum nur so kleine Märsche, damit man erstens regelmäßig von jeder Person die den Caravanen auferlegte Abgabe erheben konnte; und zweytens, um, beym Eintritt in die Wüste, den Fuhrleuten und Kameeltreibern Zeit zu lassen, ihre Ladungen zu arrangiren, und andere Vorkehrungen zu treffen.

Beynahe alle Curden, mit denen ich mich zu unterhalten Gelegenheit hatte, sprachen Persisch; da sie voraussetzten, ich sey ihr Landsmann, so behandelten sie mich sehr freundschaftlich und aufmerksam.

Diese beyden Tagreisen werden als in der Wüste gemacht betrachtet. Indessen ist kein Theil des Wegs, von Constantinopel an, besser bevölkert und reichlicher mit Wasser versehen; und die zweyhundert Meilen, von Nisibe bis Mousul, welche Strecke mir als so abscheulich geschildert wurde, sind, meiner Meinung nach, der angenehmste Theil der Reise. Von Constantinopel bis Nisibe ist das Land so uneben, daß wir nichts thaten, als bergan und bergunter steigen, ohne jemals eine Ebene von einem Dutzend Meilen zu finden. Die Wüste hingegen bietet ein ebenes Land, und gleicht Persien oder Hindostan. Wasser ist

zwar nicht im Ueberflusse vorhanden; doch waren wir sicher von sechs zu sechs Meilen einen Bach zu finden. Ich muß indessen dem Leser hier bemerken, daß ich in der günstigsten Jahrszeit die Wüste durchreis't habe, daß es aber schrecklich seyn muß, wegen Mangel an Schutz gegen die Sonnenstrahlen, sie zur Zeit der großen Hitze zu passiren. Die sonderbarste Erscheinung, welche diese Gegend darbietet, ist, daß man, obgleich sie an Syrien und Arabien gränzt, welche beyde viele Wälder und schöne Weiden haben, in der Wüste, die tausend Fersukhs im Umfange hat, nicht einen einzigen Baum von drey Schuh Höhe findet. Daher die Völker, welche sie bewohnen, genöthigt sind, mit dem Miste ihres Viehes Feuer zu machen, um zu kochen, und sich im Winter zu wärmen, oder Holz und Steinkohlen mit großen Kosten aus andern Ländern zu holen. Auch sind sie sehr haushälterisch mit ihren Brennmaterialien, und leiden im Winter eben so sehr von der Kälte, als sie im Sommer von der Hitze belästigt werden.

Die Dörfer der Wüste sind in so kleiner Zahl, und so weit von einander entfernt, daß man ihnen keine besondere Namen gibt, sondern sie im Allgemeinen Belad (Städte) nennt.

Wir hielten uns zwey Tage lang in Abareh auf, um den Shaikh Shellal, Oberhaupt des Stammes Ty, zu erwarten, der dem Gouverneur von Merdin versprochen hatte, uns sicher durch die Wüste zu geleiten. Da er aber nicht eintraf, so kamen die Führer der Caravane, welche aus zwey bis drey tausend Mann bestand, worunter sich mehrere hundert Füseliere und Reiter befanden, mit Hyder Aga, von oben genanntem Stamme, überein, uns zu begleiten. Was sie bewog, diese Vorsicht zu gebrauchen, war der Umstand, daß sich in einer kleinen Entfernung, auf der rechten Seite unseres Weges, eine Bergkette befand, welche von dem Stamme Sengar, gewöhnlich Curden von Yezid genannt, wie man sagt, Ungläubige geschworene Feinde der Anhänger Muhammeds, besetzt war. Sie behaupten, auf ihrer Seite, von dem Arabischen Stamme Beni Yezid, oder Beni Omieh, abzustammen, welcher, wegen

eines Streites mit dem Stamme Beni Abaß, genöthigt war, aus Arabien auszuwandern, und sich in diese Gebürge zu flüchten. Da sie sich mit der Zeit vermehrt haben, so haben sie sich der Türkischen Regierung durch ihre Verheerungen furchtbar gemacht.

Nachdem ich an Ort und Stelle die genauesten Nachforschungen angestellt habe, so bin ich überzeugt, daß sie rechtgläubige Muselmänner sind, und daß ihre Aufführung nicht so strafbar ist, als man es in Constantinopel hat wollen glaublich machen. Ihr Oberhaupt heißt Hussein, und hatte im Laufe dieses Jahres nur eine einzige Caravane geplündert, welche ihm seinen Tribut zu schicken unterlassen, und die Wüste, ohne ihn zu benachrichtigen, zu passiren gesucht hatte. Einige Marodeurs dieses Stammes jedoch haben von Zeit zu Zeit Streifereyen auf die benachbarten Gebiete unternommen, oder auf den Heerstraßen Räubereyen begangen.

Die Berge von Sengar bringen vortreffliche Zwetschen und Feigen hervor, welche von den Bewohnern getrocknet, und auf den Märkten von Merdin, Mousul und Bagdad verkauft werden. Die Zwetschen sind größer, als ich sie je gesehen zu haben mich erinnere, und übertreffen alle Früchte, die man essen kann.

Während unsrer Reise durch die Wüste, kamen Bewohner derselben zu uns, und brachten uns eine Menge Feigen, Trauben, Zwetschen, Nüsse ꝛc., in deren Besitz wir uns durch Geld, oder im Tausch gegen Tuch und andere Waaren setzten. Sie waren wie die Araber gekleidet, und redeten auch ihre Sprache.

Am 15. machten wir zwey und funfzig Meilen. Da wir weder ein Dorf, noch ein Gebüsche trafen, so machten wir bey einem Hügel, Tul al Hua genannt, Halt. Da dieser Ort nicht weit von den Gebürgen von Sengar entfernt ist, so waren wir in einiger Unruhe; glücklicherweise aber stieß hier Shaikh Shellal mit hundert wohl bewaffneten Männern, welche um den Kopf große Turbans hatten, und mit guten Arabischen Pferden beritten waren, zu uns. Da wir uns nur einige Stun-

den aufhalten wollten, so luden wir die Kameele nicht ab, und legten uns ohne Decke auf die Erde, während die Pferde und Kameele ihren Haber fraßen, und ein wenig ausruhten.

Den 16. um Ein Uhr nach Mitternacht, setzten wir uns zu Pferde, und kamen nach zurückgelegten zwey und funfzig Stunden, zu Hookteh an, der Residenz des Shaikh Shellal, welche bloß aus einem auf einer Anhöhe erbauten Schlosse besteht, zur Sicherheit der Frauen und Kinder bey einer unvorhergesehenen Gefahr. Die Curden leben beständig unter Zelten, und wir fanden hier einen Theil des Stammes Ty gelagert, mit ungefähr zwey hundert Kameelen. Der übrige Theil des Stammes besitzt, wie man uns sagte, funfzehn bis sechszehn tausend Pferde und Kameele, welche in der Wüste, in der Entfernung von einer oder zwey Tagreisen, unter den Befehlen des Bruders unsers Wegweisers, Namens Shaikh Faris, zerstreut waren; die aber, mit dem ganzen übrigen Stamme Ty, Shaikh Shellat für ihr Oberhaupt erkannten, der in der That sich ganz das Ansehen eines Herrschers gab, und immer, mit wahrer Arabischer Gastfreundschaft, eine Tafel für funfzig Personen bereit hielt. Ich hatte die Ehre, mehreremal mit ihm zu speisen; obgleich seine Tafel reichlich besetzt, so muß ich doch gestehen, daß seine Küche sehr schlecht war.

Wir setzten unsern Weg am 17. in aller Frühe fort, und nachdem wir eine kleine Tagreise von sechs und dreyßig Meilen gemacht hatten, kamen wir zu Homideh, der Residenz des Shaikh Faris an. Dieser Ort ist sechs und dreyßig Fersukhs von Abareh (der ersten Station in der Wüste) entfernt. Dazwischen findet sich keine Wohnung, das Lager des Stammes Ty etwa ausgenommen.

Da unser Führer an diesem Orte von seinem Bruder abgelös't werden sollte, so wurde die Caravane von neuem gebrandschatzt. Jeder von uns mußte seinen Antheil bezahlen, nach der Schätzung dessen, was er besaß, oder der Anzahl seiner Pferde und Kameele. Ich benutzte den Aufschub, den dieses Arrangement verursachte, um in das Dorf zu gehen, wo ich von einem

Araber mit vieler Gastfreundschaft aufgenommen wurde, der mich mit vortrefflichem Brod, Butter und frischen Datteln bewirthete; und da ich drey Nächte schlaflos zugebracht hatte, so schlief ich hier einige Stunden. Hierauf wagte ich es, da wir nur noch zwölf Meilen von Mousul entfernt waren, die Caravane zu verlassen, und kam in Zeit von zwey Stunden in dieser Stadt an.

Da wir gegen alle Menschen und selbst gegen die Thiere, welche uns nützlich sind, dankbar seyn sollen, so muß ich hier meine Bewunderung über den Geist und die Gelehrigkeit der Arabischen Pferde ausdrücken. Dasjenige, worauf ich die Wüste durchreis'te, hatte ganz das Ansehn eines schlechten Kleppers. Der zu dessen Wartung bestimmte Knecht wurde krank, und verließ mich, um nach Nisibe zurückzukehren. Den zweyten Tag verlor ich seinen Habersack; so daß mein Pferd während der fünf Tage unsrer Reise nichts zu fressen hatte, als das wenige Gras, was es bey unserm jedesmaligen Halt finden konnte; und in diesen Zwischenräumen wurde ihm weder der Sattel abgenommen, noch die Gurte abgeschnallt. Demungeachtet würde man, bey unserer Ankunft in Mousul, gesagt haben, es sey ganz frisch, so paradirte es mit seinem Gebiß und Zaume. Kurz: keine Pferde in der Welt gleichen den Arabischen.

Sogleich nach meiner Ankunft in Mousul eilte ich, dem Vice-König Mohammed Pascha meine Ehrerbietung zu bezeugen, der mich mit Güte empfing, und mich einlud, einige Tage bey ihm zu verweilen. Mohammed Pascha, der von einem der vorhergehenden Kaiser abstammt, ist ein Mann von großer Würde, und einer der geehrtesten des Türkischen Adels. Er hat nie Subaltern-Officiere in seiner Gesellschaft, unterhielt sich mit mir aber sehr vertraut, und enthob mich der Verbindlichkeit, den Saum seiner Kleider zu küssen, und einige andere demüthigende Ceremonien seines Hofes vorzunehmen. Er regalirte mich auch mit Kaffee und einer Pfeife, und übergab mich hierauf seinem Sohne Mahmud-Beg, der sein Gehülfe ist, um mich ins Haus zu führen, und Sorge für mich zu tragen.

Mahmud-Beg ist ein sehr schöner junger Mann, wohl unter-

richtet und von liebenswürdigem Character. Er gab mir jeden Tag eins seiner schönsten Pferde, und zeigte mir alle merkwürdigen Orte der Umgebungen von Mousul. Auf diesen Promenaden waren wir immer von einem Trupp Reiter begleitet. Durch ihn besuchte ich die Gräber des Propheten Jonas und des heiligen Georg, des Patrons von England.

Mousul liegt an den Ufern des Tigris, in der Gegend, welche man Jezireh (Land zwischen den Flüssen) nennt. Diese Stadt ist, wie Merdin, mit einem tiefen Graben, einem guten Walle und aus Stein erbauten Bastionen befestigt. Auch führt eine steinerne Brücke über den Fluß.

Man findet in Mousul das beste Brod und das beste Fleisch, das man nur essen kann, so wie einen großen Ueberfluß an trockenen Früchten. Die Luft ist aber ungesund, und das Volk wünscht sich einen Arzt mit derselben Sehnsucht, mit der einer, der vom hitzigen Fieber gequält wird, nach einem Schluck Wasser verlangt. Da ich einige geringe Kenntnisse in der Arzneykunst hatte, und so glücklich war, eine oder zwey Personen zu heilen, so bestürmte man mich von allen Seiten, und mein Ruf ging überall auf meiner Reise nach Bagdad vor mir her; welches mich am Ende sehr ermüdete.

Die Aufmerksamkeit, welche der Vice-König mir zu bezeigen die Güte hatte, zog mir den Besuch aller öffentlichen Beamten und der vornehmsten Einwohner von Mousul zu, welche mir unterrichtete Männer, von einem gesellschaftlichen Character und lebhafter Einbildungskraft zu seyn, und die Türken von Constantinopel darin sehr zu übertreffen schienen. Mit einem Worte, seit meiner Abreise von Paris habe ich keine so geistreiche und belebte Leute angetroffen; und wenn die Veziers oder Sultane nur den zehnten Theil ihrer Geschicklichkeit besäßen, so dürfte man wegen dem Schicksal des Ottomannischen Reiches ganz unbesorgt seyn. Die Vornehmsten von ihnen waren Ahmed Effendi und sein Bruder, beyde Secretäre des Pascha. Noch war Selim-Beg da, der letzte Statthalter von Curdistan, ein aufgeklärter Mann und guter Gesellschafter, der das Persische mit Leichtigkeit sprach, und

einige der besten Officiere der Ottomanischen Armee in seinem Gefolge hatte. Einige Jahre vorher hatte er sich gegen Aly-Pascha, Vice-König von Bagdad, erklärt, um ihn seiner Stelle zu entsetzen. Da ihm aber dieses Unternehmen mißglückte, so mußte er die Flucht ergreifen, und zog sich nach Mousul zurück.

Noch traf ich hier Nejif-Khan, einen edlen Perser, und vormaligen Statthalter von Baba, der sich der Tyranney des Futteh Aly-Shah, Königs von Persien, entzogen hatte. Dieser junge wohlgebildete Mann war, so wie sein Gefolge, sehr gut gekleidet und beritten.

Ich verließ Mousul erst nach fünf Tagen, und brachte während dieser Zeit eine förmliche Klage gegen meinen Mehmander vor den Pascha, den ich bat, mir einen andern zu bewilligen. Die Aufführung des Officiers, den der Statthalter von Merdin mir mitgegeben hatte, und der, statt die Instructionen seines Herrn zu befolgen, sich in Allem meinen Wünschen zu fügen, sich gegen mich mit meinem Wegweiser verband, bewog mich, auf diesen Gegenstand zurück zu kommen. Der Pascha befahl, auf meine deßfalsigen Vorstellungen, dem Mehmander, auf der Stelle Mousul zu verlassen, und gab mir dagegen Casim, seinen Khojehdar (vertrauten Bedienten) zu meiner Begleitung bis Bagdad.

Diese Nachricht war dem Mehmander, der Mousul verließ, sehr unangenehm. Aber anstatt nach Constantinopel zurück zu kehren, wie ich gewünscht hätte, ging er, wie ich nachher erfuhr, nach Kirkoot, einer auf der Straße nach Bagdad gelegenen Stadt, wo seine Familie wohnte, und wo er, bey meinem Durchpassiren, wieder mit mir zusammen zu treffen hoffte, um von mir ein Razy Nameh (Certificat der guten Aufführung) zu erhalten. Er betrog sich aber in dieser Hinsicht; denn ich nahm meine Maßregeln so gut, daß ich erst bey meiner Ankunft in Bagdad sein abscheuliches Gesicht wieder sah.

Den 23. des Monats Ramzan verließ ich Mousul, und nachdem ich die Tigris-Brücke passirt hatte, hielt ich mich zu Kerakoosh, das nur sechszehn Meilen von jenem Ort entfernt ist, auf.

Den 24. gingen wir nach Ankueh, eine Entfernung von acht und vierzig Meilen. Ungefähr auf der Mitte des Weges passirten wir die Zab, auf einem aus Binsen gemachten Floß. Dieser Fluß bildet die Gränze der Statthalterschaften Mousul und Bagdad. Auf diesen zwey Tagreisen wurde ich von zehn Reitern eskortirt, welche mir Mohammed Pascha, nicht sowohl als ob auf dem Wege irgend etwas zu befürchten wäre, sondern als einen Beweis seiner Achtung und Freundschaft, mit gegeben hatte. Da das Land, das wir während diesen beyden Tagreisen passirten, von christlichen Arabern des Stammes Beni-Ghussan bewohnt wird, und da die Posthäuser sehr mittelmäßig waren, so führte mich mein neuer Wegweiser, der Khojehdar, in die Wohnungen der Ortsvorsteher, welche mich mit vieler Gastfreundschaft aufnahmen.

Am 25. erreichten wir, nach zurückgelegten acht und vierzig Stunden, Altin-Kupri, ein großes Dorf, dessen Name auf Türkisch mehrere Brücken bedeutet, weil nicht weniger als acht Brücken in dieser Gegend über den Fluß führen. Sie haben beynahe alle nur einen Bogen, der folglich sehr hoch und eben so schwierig zu passiren ist, als der Jebbal-Mehrab, wovon oben die Rede war.

Am 26. kamen wir blos sechs und dreyßig Meilen weit, bis nach Kirkoot. Man muß diesen langsamen Marsch dem häufigen und anhaltenden Regen zuschreiben, welcher ihn auf der Ebene eben so sehr erschwerte, als es der Schnee in den Gebirgen von Sewas und Tokat gethan hatte.

Kirkoot ist eine große Stadt mit einem guten Walle und Bastionen von Stein, die aber zusammen fallen wollen. Alle Häuser, welche sich in der Festung befinden, sind aus Stein oder Backsteinen erbaut; die in den Vorstädten aber blos aus Erde. Da diese Stadt mitten in einer großen Ebene liegt, so nimmt sie sich ziemlich gut aus, und man erblickt sie aus weiter Ferne.

Am 27. machten wir sechs und dreyßig Meilen, und trafen in dem Dorfe Taoukh eine Stunde vor Sonnenuntergang ein. Das dasige Posthaus war sehr gut, und die Leute sehr ordentlich. Da

ich aber befürchtete, daß Aly-Hajy, mein Mehmander von Constantinopel, der sein Haus in Kirkoot hatte, und meine Durchreise erfahren haben mußte, mir folgen, und mir zuvorkommen möchte, so wechselte ich nur die Pferde, um eine andere Post von zwey und dreyßig Meilen zu erreichen, und brachte die Nacht in Khermaty zu.

Am 28. machte ich sechs und dreyßig Meilen bis nach Kiffery, und begab mich von da, nach gewechselten Pferden, nach Karutapa, acht und zwanzig Meilen weiter. Diese Stadt liegt am Fuße einer Reihe von Hügeln, von wo aus sich eine Ebene bis nach Bagdad erstreckt. Diese Gegend ist merkwürdig durch einen vollständigen Sieg, den Schah Nadir hier über die Türken davontrug. Auch noch jetzt kann man sich leicht einen Begriff von dem Schlachtfelde machen, nach den Ueberbleibseln der Redouten und Linien beyder Armeen. Kirkoot war demnach Zeuge von Schah Nadirs Siege.

Da die Posthäuser zu Karutapa und in dem ganzen Distrikt elende Hütten sind, so zwingt der Einnehmer dieser Provinz, Mustapha-Beg, die Pächter, die Reisenden zu beherbergen und zu beköstigen, und steckt das Geld in die Tasche, das die Regierung zu diesem Ende liefert. Die Pächter wagen es zwar nicht, sich seinen Befehlen zu widersetzen, nehmen aber die Fremden mit Widerwillen in ihren Häusern auf, und behandeln sie schlecht. Die Pferde, welche sie liefern, sind ebenfalls sehr elend, halb todt vor Hunger, und gleichen keineswegs denen von Arabischer Race. Ehe ich Kerutapa verließ, wollte ich diesen würdigen Empfänger sehen (möge der Zorn Gottes auf ihm ruhen!), und machte ihm Vorwürfe über seine Niederträchtigkeit. Er gerieth sehr in Zorn, und sagte mir, ich sollte mich schämen, mich über die Nahrung zu beklagen, welche man mir umsonst reichte. Ich erwiederte ihm: „Nicht wegen mir mache ich euch Vorwürfe, sondern ich spreche im Namen der Reisenden, die nach mir kommen „werden, und ihr müßt erröthen, daß ihr die Posthalter der „Mittel, zu existiren, beraubt, indem ihr euch die von der Re„gierung bewilligten Fonds zueignet, und daß ihr die Pächter

„zwingt, sich selbst zu ruiniren, oder sich ungastfreundschaftlich „und unhöflich gegen die Fremden zu benehmen."

Am 29. machte ich sechs und dreyßig Meilen, und zu Dilabaß Halt. Da es den ganzen Tag regnete, so flüchtete ich mich in das Posthaus, das ein sehr elender Aufenthalt war. Die Leute zeigten sich aber höflich, und eines bessern Statthalters würdig.

Am 30. legte ich acht und vierzig Meilen zurück, brachte die Nacht in Dokhelah, einem armen Dorfe zu, und am ersten des Shual (21. December) zog ich in Bagdad ein. Diese Post wird nur für zwey und dreyßig Meilen gerechnet, beträgt aber meiner Meinung nach, wenigstens vierzig. Indessen, da meine Pferde auf den vier letzten Posten so schlecht waren, daß sie mich kaum tragen konnten, und da es diese ganze Zeit über, so zu sagen, nicht zu regnen aufhörte, so ist es wohl möglich, daß der Weg mir länger vorgekommen, als er in der That ist.

Zwischen Dokhelah und Bagdad ist das ganze Land nur eine offene Ebene, wo man nicht ein einziges Haus, ja nicht einmal einen Baum findet, und wo die Wege äußerst schlecht sind. Ich hatte sechs Pferde bey mir, worunter zwey Sattelpferde und vier Saumrosse für meine Bagage waren, welche alle dergestalt abgemattet waren, daß ich genöthigt war, acht Meilen, Wind und Regen im Gesichte, zu Fuße zu gehen. Alles dieß trug dazu bey, diese Tagreise zu einer der unangenehmsten meiner ganzen Reise zu machen. Glücklicherweise war am Thore der Vorstadt ein Posthaus, wo ich die Pferde wechselte, und mich hierauf in das Haus des Hrn. J—s, Englischen Consuls, begab.

Es ist sonderbar, daß man in der Nähe einer so großen Stadt, wie Bagdad, auf einem Wege von vierzig Meilen nichts findet, was zur Bequemlichkeit der Reisenden nöthig ist. Ich bin überzeugt, daß ich, wenn ich diesen Weg in der Nacht zu machen gewagt hätte, in einen Sumpf gerathen, oder vor Kälte umgekommen seyn würde. Es vergeht selten ein Jahr, daß nicht ein Fremder das Opfer des schlechten Zustandes dieser ungastfreundschaftlichen Straße wird, wo im Winter kein Zufluchtsort, und im Sommer,

bey der größten Hitze, kein Trunk Wasser zu finden ist. Mit einem Worte, nur eine Person von sehr dauerhafter Gesundheit kann die Reise von Constantinopel nach Bagdad unternehmen.

Diese Straße war vor Alters den Römern sehr bekannt; seit einigen Jahrhunderten aber wird sie von den Europäern wenig frequentirt. Man berechnet ihre Länge auf vierhundert fünf und siebenzig Fersukhs, welche neun hundert und funfzig Hindostanische Coß ausmachen, und tausend neun hundert Englischen Meilen gleichkommen. Man findet funfzig Post- oder Relais-Häuser auf der Straße, welche die Caravanen in der günstigsten Jahrszeit in drey Monaten zurücklegen. Ich war sechs und funfzig Tage auf der Reise, wovon funfzehn Ruhetage waren; ein thätiger Courier hat sie aber in zwölf Tagen gemacht, und ich würde sie, glaube ich, ohne die Hindernisse, die mir aufstießen, in sechs Wochen zurückgelegt haben.

Dreyßigstes Kapitel.

Beschreibung von Bagdad. Aus welcher Absicht der Verfasser diesen Weg genommen hat. Beschreibung des Mausoleums von Kazemine. Seine Privilegien. Drückendes Benehmen der Türken. Beschreibung der Gräber des Mohy Addeen und Abdal Cader. Der Verf. begibt sich nach Samerah. Erzählung seiner Reise. Anekdote des Califen Moatisim. Beschreibung des Grabmahls von Samerah. Der Verf. kehrt nach Bagdad zurück.

Bagdad liegt auf dem Ufer des Tigris, und besteht aus zwey Städten, welche der Fluß trennt, und die durch die Namen der Neu- und Altstadt unterschieden werden. Erstere liegt auf dem östlichen Ufer, und hier wohnt der Pascha und alle vornehmen Beamten. Die zweyte Stadt befindet sich in der Jezireh (Insel), auf dem westlichen Ufer des Flusses, und enthält nur eine kleine Zahl guter Häuser. Eine schöne steinerne Brücke verbindet beyde Städte, welche eine wie die andere befestigt, und mit einem breiten und tiefen Graben umgeben sind, dessen Grund in Friedenszeiten an-

gebaut wird, bey einer entstehenden Gefahr aber leicht mit Wasser aus dem Flusse angefüllt werden kann. Bagdad hat ungefähr acht Meilen im Umfange. Die Festungswerke der Neustadt sind von dem Sultan Oubus Keran, gewöhnlich Sultan Saujy genannt, angelegt worden. Die der Altstadt hat man den Bemühungen des Soliman Pascha zu verdanken, der sie gegen die Angriffe der Wechabiten anzulegen für nöthig gehalten hat.

Da Bagdad auf der Gränze der Wüste, in einer weiten Ebene liegt, so präsentirt es sich von Aussen sehr gut, sein Inneres ist aber außerordentlich schmutzig, besonders die Altstadt, welche im Winter eben so häßlich und unangenehm ist, als Moorshedabad, oder jede andere Bengalische Stadt. Obgleich der Haupt-Bazar aus Backsteinen und Mörtel, mit einem Bogen-Gewölbe, erbaut ist, so ist er indessen doch nur ein geschlossener, dunkler und stinkender Ort.

Die Häuser der vornehmsten Einwohner sind aus Backsteinen und Koth erbaut, die Mauern aber viel dichter, als in Indien. Die Holzarbeiten und die Verzierungen der Zimmer sind jedoch schlechter, als in jenem Lande, und geben allen Gebäuden ein ärmliches Ansehn. Mit einem Worte, das Palais des Pascha und die besten Gebäude der Stadt, können mit den Häusern der Mittelklasse in Lucknow nicht verglichen werden; um so viel weniger daher mit den Palästen des Nabob Assuf al Dowleh, oder seines letzten Ministers, Hussen-Reza-Khan.

Der Ruf der Städte Bagdad, Bassora, Nejif und anderer Persischen Orte, wovon Hindostan wiederhallt, gleicht den Tönen der Trommel, welche aus der Entfernung die beste Wirkung machen. Denn ich erkläre, daß ich von Constantinopel bis Bassora nicht ein einziges Haus gesehen habe, das eine Person von mittelmäßigen Glücksumständen in Lucknow für schicklich zu ihrer Wohnung halten würde, mit Ausnahme des Hauses des Aga Jafeir zu Kerbela, und auch dieses könnte nur eine wenig zahlreiche Familie fassen.

Man findet in Bagdad eine große Menge Kaffeehäuser und Säle zum Rauchen; sie sind aber noch dunkler und schmutziger,

als die in Constantinopel. Die Märkte sind wohl versehen, und Granaden, Citronen unb Aloo Bokhara (getrocknete Zwetschen), besser, als ich sie jemals gekostet habe.

Da meine Hauptabsicht war, als ich diesen Weg einschlug, die Reliquien der Märtyrer und Heiligen unsrer Religion (Muhammedanische Schiiten) anzubeten, und die Gräber meiner frommen Voreltern, Abkömmlinge des Propheten, zu besuchen, so weihte ich den größten Theil meines Aufenthalts in Bagdad der Erfüllung dieser heiligen Pflicht.

Das berühmteste dieser Heiligthümer ist das des siebenten und zehnten Imam (Hohenpriesters), welche alle Kazem genannt wurden; daher das Mausoleum und das Dorf Kazemine heißen. Es liegt im Jezireh, vier Meilen nordwestlich von Bagdad, enthält bessere Häuser, als die Stadt, wird hauptsächlich von Fremden aus Persien und Indien bewohnt, und ist mit einem Erdwalle umgeben. Da die Verbindung zwischen der Stadt und dem Grabmale sehr lebhaft ist, so befinden sich auf der östlichen Seite der Brücke Hunderte von Eseln und Maulthieren, immer gesattelt und gezäumt, welche man für drittehalb Sols miethet; und an dem Thore von Kazemine findet man Männer, um die Last dieser Thiere zu tragen.

Die Kuppel dieses Mausoleums ist vor einigen Jahren, so wie die von Kerbela, wieder aufgebaut, und, auf Kosten des Mohammed Khan Kejar, Königs von Persien, mit goldenen Ziegeln gedeckt worden. Die Mauern des Hofes, die Thore und der Bazar sind gleichfalls vor kurzem neu aufgeführt, und durch die Bemühungen des verstorbenen Nabob Assuf al Dowleh, Veziers von Hindostan, verziert worden.

Dieser Bazar ist nicht sehr groß, aber keiner kann mit ihm in Rücksicht der Schönheit und der Reinlichkeit verglichen werden. Das Mausoleum kommt zwar denen von Kerbela und Nejif nicht gleich, ist aber demungeachtet weitläuftig und prächtig. Da die Kuppel von Golde ist, so kann man sie in einer Entfernung von fünf Fersukhs sehen, wenn die Sonne sie erleuchtet. Das Innere des Grabmals ist mit gemahlten Ziegeln bekleidet. Diese Ziegeln

sind sehr schön, und diesem Welttheile eigen; man kennt sie in Europa und Indien nicht; wenigstens habe ich nie dergleichen gesehen. Man mahlt auf diese Ziegeln Blumen und andere Gegenstände, so wie schöne Schriftstellen in Characteren Nastaliks, Neskhs und Tograis; mit einem Worte, man sieht darauf alles, was der Pinsel des Mahlers vorzubringen vermag. Auch sind sie so künstlich in einander gefügt, daß sie nur ein einziges Stück auszumachen scheinen, dem die Zeit nicht das geringste anhaben kann.

In dem Hofe ist eine zweyte Kuppel, unter welcher zwey Kinder des Imams begraben sind, an deren Gräbern man gleichfalls seine Gebete zu verrichten pflegt.

Dieses Mausoleum ist der Sorge eines Ober-Intendanten und mehrern Aufsehern von verschiedenen Graden anvertraut. Ungeachtet der Nähe von Bagdad, ist doch die Bigotterie der Türken aus seinem Umfange verbannt, und der fromme Schiite kann seine Gebete nach seiner Art darin verrichten. Die Sache ist die: bey diesem Heiligthume, und in der Nachbarschaft von Samerah, Nejif und Kerbela sind eine so große Menge Schiiten etablirt, daß die Türken, welche Sunniten sind, und anderswo überall die Schiiten mißhandeln, es hier keineswegs wagen, sie auf irgend eine Art zu beleidigen.

Als Grund dieser Duldung gibt man die Nähe des Persischen Monarchen an, der sich wegen der, den Bekennern seiner Religion zugefügten Beleidigungen rächen könnte. Die Wahrheit aber ist, daß die große Anzahl Pilger, welche diese heiligen Oerter besuchen, viel Geld ins Land bringen, und die Staatseinkünfte bedeutend vermehren. Auch schicken die Hindostanischen Fürsten und der König von Persien oft reiche Geschenke an diese Heiligthümer. Dem Geize der Türken muß man demnach die Freyheit zuschreiben, die man hier genießt.

Die Türken, weit entfernt diesen heiligen Oertern einige Achtung zu zollen, berauben und unterdrücken die armen Pilger, und legen ihnen alle mögliche Hindernisse in den Weg. So war z. B. vor einigen Jahren eine Fähre an einer schmalen Stelle des Tigris angelegt, einem beträchtlichen Dorfe gegenüber, dessen Einwohner

sich bey dem Pascha über den Nachtheil beklagen zu müssen glaubten, den ihnen der große Zufluß von Pilgern verursache, die des Wegs kamen, und verlangten die Versetzung der Fähre an einen andern Ort. Der Pascha, von falchem Eifer verblendet, hörte diese ungerechten Klagen an, und befahl, die Fähre an der breitesten Stelle des Flusses zu etabliren, wo die armen Reisenden auf acht Stunden in der Runde nicht die geringste Hülfe finden. Da nun die Fähre täglich nur eine Ueberfahrt machen kann, so sind die Pilger genöthigt, mehrere Stunden, ja zuweilen ganze Tage, auf dem Sande zu warten, bevor sie den Fluß passiren können. Fromme Schiiten haben, in verschiedenen Zeiten, Caravanserais auf dieser Straße angelegt; aber die Türken vertrieben immer, durch ihre Unterdrückungen, die Kaufleute und Handwerker, welche sich darin etablirten, daher diese Gebäude nur von sehr geringem Nutzen sind.

Ich weiß nicht, ob es der drückenden Herrschaft der Türken, oder der Nachläßigkeit des Oberintendanten zugeschrieben werden muß, daß diese Heiligthümer in der Nacht nicht anständig erleuchtet sind. Die von Kazemine, Nejif und Kerbela haben eine kleine Anzahl Lampen, die ein schwaches und unsicheres Licht verbreiten; zu Samerah aber werden die Thore mit Sonnenuntergang geschlossen, daher andächtige Damen sich nicht in die Moschee begeben können, um ihre Gebete in den vorgeschriebenen Stunden herzusagen. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich diese Lage der Sachen sah, und der Gedanke betrübte mich, daß das Grabmal eines unserer geistigen Führer nicht mit der Hälfte des Glanzes unterhalten ist, womit man beständig die Grabmähler der pseudonymen Heiligen Hindostans umgibt, z. B. die des Musaoud Ghazy von Gorruckpore und Shah-Mudar von Canouge.

In der Nachbarschaft von Kazemine ist das Grabmal des Mohi-Addeen-Araby, gemeiniglich der Imam Aazem (der Oberpriester) genannt, dessen Kuppel mit gemahlten Ziegeln gedeckt ist; Gold hat man aber sehr daran gespart.

Das Grabmal des Abd al Cader-Jilany, eines der berühm-

testen Soofies (Mystiker), liegt mitten in Bagdad, und hat mehrere reiche, davon abhängende Besitzungen, welche dem Oberaufseher erlauben, auf eine angenehme Art zu leben, und eine große Anzahl Diener zu unterhalten. Nicht weniger als tausend bis zweytausend Pilger und Studenten, hauptsächlich aus Indien, wohnten zur Zeit meines dasigen Aufenthalts in seinem Umkreise, und empfingen täglich ein Kostgeld aus den Fonds des Heiligthums. Nachdem der Oberintendant, den man mit dem ehrenvollen Titel Shaikh al Mushaikh (ersten Prälaten) bekleidet hat, meine Ankunft erfahren hatte, lud er mich ein, den Kaffee mit ihm einzunehmen. Ich machte ihm daher meinen Besuch; da ich aber an ihm ein dummes Schaf fand, so hielt ich mich nicht lange bey ihm auf.

Das Grabmal des Shaikh-Shahab-Addeen-Sheherverdy befindet sich gleichfalls mitten in Bagdad. Es liegt im Mittelpuncte eines angenehmen Gartens, und hat eine Moschee und mehrere andere davon abhängige Gebäude.

Außerhalb der Stadtmauern befinden sich mehrere schöne Grabmäler berühmter Personen, worunter die vornehmsten die des Shaikh-Ahn-Kuzat, und der Zybindeh, Gattin des Califen Haroun al Raschid, sind.

Nachdem ich alle diese heiligen Orte besucht hatte, beschloß ich eine Wallfarth zu den Ober-Heiligthümern von Samerah, Kerbela und Nejif zu unternehmen. Ich miethete zu dem Ende Pferde, passirte den 15. des Shual (4. Januar 1803.) den Tigris, machte einen großen Theil der drey letzten Tage meiner Reise von Constantinopel zurück, und kam endlich am vierten Tage, vor Sonnenuntergang, in Samerah an. Hätte ich bey meiner Ankunft in Karutapa Erkundigungen über diesen Gegenstand eingezogen, so würde ich mir viele Beschwerden erspart haben, weil Samerah nur vier und zwanzig Meilen von dieser Stadt entfernt ist, über welche ich leicht meinen Weg nach Bagdad hätte nehmen können. Da man mir aber sagte, ich würde das Verdienst haben, eine beschwerliche Reise zu machen, wenn ich meine Anbetungen an diesem heiligen Orte

vornähme, so passirte ich ganz nahe daran vorbey, ohne es zu wissen, und litt bey dieser Gelegenheit und durch diesen Umstand viel an körperlichen Beschwerden und Geistes-Mühen. Denn von dem Tage meiner Abreise an, bis zu dem Tage meiner Zurückkunft nach Bagdad, regnete es unaufhörlich; und da der Wegweiser, den der Pascha von Bagdad mir mitgegeben hatte, ein bigotter Sunnite war, so unterließ er nicht, überall wo wir durchkamen, die Schiiten zu unterdrücken und zu quälen; daher die Dorfbewohner bey unsrer Ankunft flohen, und mir darum fluchten.

Wir brachten die erste Nacht in einer, dem Oberhaupt des Arabischen Stammes Tummeeran gehörenden Hütte zu, bey einem Hügel, der Berg des Nimrod genannt, von wo aus, wie man erzählt, dieser Monarch versucht hat, in den Himmel zu steigen. Die zweyte Nacht kamen wir nach der Stadt Dilujil, an der Gränze des heiligen Gebietes, und nahmen unsre Zuflucht bey einem Mutusellum (vorgeblichen Muselmann, d. h. einem Sunniten).

Während des dritten Tages verrichtete ich meine Andacht an den Gräbern des Abrahim-Malik-Ashter, berühmten Generals von Aly, Schwiegersohn von Muhammed, und des Mohammed, Sohns des Imam Aly al Hady, der in der Nachbarschaft eine solche Verehrung genießt, daß das Volk auf seinen Nahmen schwört. Es war demnach spät, als wir den Tigris erreichten, der in dieser Jahrszeit immer angeschwollen, und dessen Lauf hier sehr schnell ist. Da wir diesen Fluß passiren mußten, so begaben wir uns in eine alte Barke, deren Führer ihr Handwerk nicht zu verstehn schienen. Dabey schlugen uns noch Regen und Wind ins Gesicht, und alle unsre Bemühungen, über den Fluß zu kommen, waren unnütz. Wir waren genöthigt, an den Ort unsrer Abfahrt zurück zu kehren, nachdem wir eine ganze Stunde mit eitlen Versuchen zugebracht hatten, und mußten uns von da zwölf Meilen rückwärts begeben, um das Dorf Balbud zu erreichen, wo wir Mühe hatten, in dem Hause eines Shaikh des Stammes Beni-Saad, schlechte Betten zu erhalten.

Den andern Tag kehrten wir auf dem Ufer des Flusses zurück, den wir mit vieler Mühe und Gefahr passirten. Kurz vor Sonnen-Untergang setzten wir den Fuß auf das entgegengesetzte Ufer, und blieben diese Nacht unter dem Zelte eines Arabischen Oberhauptes. Dieser Shaikh war ein ausgezeichneter Schmeichler und Heuchler. Da er an einem heftigen Schnupfen krank war, so wollte er aus meinen medicinischen Kenntnissen Vortheil ziehen, und lag mir sehr an, einige Zeit bey ihm zu verweilen. Auf meine abschlägliche Antwort, ließ er mir in der Nacht meinen Maulesel und das Pferd meines Wegweisers wegnehmen, indem er mich überreden wollte, sie seyen davon gelaufen. Er hoffte mich durch dieses Mittel nicht allein zu zwingen, ihn nicht zu verlassen, sondern überdieß eine Belohnung zu erhalten, wenn er mir meine Thiere wieder schaffte. Ich war sehr unwillig über dieses Benehmen, und sagte ihm, sein Uebel sitze in dem Winkel seines Auges, und könne unmöglich geheilt werden, ohne einen große Schnitt ins Auge zu machen; da ich aber meine Instrumente nicht bey mir habe, so könnte ich ihm nicht helfen. Er überzeugte sich endlich von der Richtigkeit meines Raisonnements, und ließ gegen Mittag das Pferd und das Maulthier wieder erscheinen, welche wir sogleich bestiegen, um unsre Reise fortzusetzen. Nach einigen Meilen kamen wir nach Naherwan, einem durch den Sieg des Califen Aly über seine Feinde, die Kharegiten, berühmten Dorfe. Als wir diesen Ort passirt hatten, kamen wir eine Strecke durch schlechtes Land und Schluchten, bis wir um drey Uhr Nachmittags ein zerstörtes Caravanserai antrafen, auf einem Hügel, Serai von Mirza-Kuiy genannt, gelegen. Dieß ist die zweyte Station, wo die Pilger die vorgeschriebenen Ceremonien ausüben. Hierauf wurden unsre Augen, in einer Entfernung von vier Fersukhs, durch die Heiligthümer des zehnten und eilften Imams, auf welchen der Friede Gottes ruhet! erleuchtet.

Ein wenig Rechts von Samerah befindet sich eine große Anhöhe, welche das Volk dieser Gegend Tul al Mukhaly nennt. Im Arabischen bedeutet Tul ein Hügel, und Mukhaly ein klei-

ner Sack, der vier bis fünf Pfund Getraide enthalten kann, so wie diejenigen, deren sich die Miethkutscher in London bedienen, um ihren Pferden Haber zu reichen. Eine Tradition sagt, daß Moatissim, einer der Califen der Abbassiden, der Hussen Askerry (dem eilften Imam) einen Beweis seiner Macht geben wollte, in dieser Ebene seine Armee die Revüe passiren ließ, und, nachdem dieß geschehen war, einem jeden seiner Reiter Befehl gab, seinen Sack mit Erde zu füllen, und ihn an diesem Orte auszuleeren. Die Menge seiner Truppen war so groß, daß schnell dieser Hügel gebildet war. Bey dem Anblick dieses Ereignisses, sagte der Imam zum Califen: „Wenn Ihr mirs „erlauben wollt, so will ich euch nun meine Armee zeigen.“ Er zeigte hierauf in eine gewisse Gegend, wo der Calife eine ungeheuere Menge Menschen und Pferde in der Luft sah, die gegen ihn anrückten; erstere waren alle gut bewaffnet, und die Pferde hatten ein drohendes und schreckliches Ansehen. Der Calife entsetzte sich über diese Erscheinung, und bat den Imam um Verzeihung, der ihn auch liebreich begnadigte. Bey dieser Gelegenheit gab man dem Hussen den Titel Askerry (Führer der Heerschaaren).

In der Nacht zogen wir in Samerah ein, welches zuweilen Sermenrai (Freude dem Schauer) genannt wird, und sechs und neunzig Meilen von Bagdad entfernt ist. Man sagt, daß zur Zeit der höchsten Blüte der Califen, beyde Städte einander so nahe lagen, daß ein Hahn aus einer in die andere fliegen konnte. Noch findet man, auf dem ganzen Wege, Spuren von Häusern.

In dieser Stadt befindet sich das Grabmal des Aly al Hady (des zehnten Imam), von Amed-Khan-Dunbely erbaut. Dieses Gebäude ist höher und solider, als irgend eine Kirche in Kerbela, Nejif oder Kazemine, aber nicht vergoldet, noch von so schöner Architectur, wie die Mausoleen jener Orte. In dem Innern des Gebäudes befindet sich ein Kasten, oder hölzerner Sarg, der die Gräber von vier Heiligen bedeckt. Diese sind: Aly Hady, Hussen-Askerry, Narjiß-Khatun, die Mut-

ter des Mehedy, zwölften Imams, und eine Tochter des Aly-Hady, zehnten Imams. In der Entfernung eines Bogenschusses vom Mausoleum befindet sich die Höhle, in welcher der Imam Mehedy, dessen Zurückkunft alle fromme Schiiten noch erwarten, verschwand. Man hat in der Höhle keine Veränderung vorgenommen, und sie blos mit einer Kuppel bedeckt.

Den folgenden Tag nach meiner Ankunft besuchte mich der Ober-Intendant des Mausoleums, Syed-Kheleel, der, obgleich von der Sekte der Sunniten, mir viele Aufmerksamkeit bezeigte.

Den andern Tag entschloß ich mich, ermüdet von dem Haufen Bettler, der mich umlagerte, und der Tyranney meines Wegweisers gegen die Schiiten, meinen Aufenthalt hier abzukürzen, und schlug, nachdem ich alle erforderliche Ceremonien erfüllt hatte, die Straße nach Bagdad wieder ein. Kaum hatte ich einige Meilen gemacht, so fing es wieder an zu regnen, und fuhr fort bis zu meiner Ankunft in Bagdad. Man macht gewöhnlich diese Reise, hin und her, in sechs Tagen; ich mußte aber zwölfe darauf verwenden, wegen des schlechten Wetters, und der ruinirten Straßen.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Der Verfasser wallfahrtet nach Kerbela und Nejif. Er wird mit Herzlichkeit in dem Hause eines Syed und von dem Gouverneur von Kerbela empfangen. Beschreibung des Mausoleums dieser Stadt. Erzählung der Einnahme von Kerbela durch die Wechabiten. Es wird zum zweytenmale von den Arabern geplündert. Geschichte der Wechabiten. Brief ihres Oberhauptes an den König von Persien.

Nachdem ich eine Woche in Bagdad ausgeruht hatte, begab ich mich von neuem auf die Wallfahrt nach Kerbela und Nejif. Bey dieser Gelegenheit wandte ich mich nicht an den Pascha, aus Furcht, wiederum von einem Sunnitischen Führer geplagt zu werden, sondern miethete von einem Fuhrmann einige Pferde und Maulthiere, unter der Bedingung, mich zu begleiten.

Auf diese Art machte ich diese Reise mit vielem Vergnügen; und da die Einwohner auf meinem Wege nicht durch die Gegenwart eines Türken in Schrecken gesetzt wurden, so bezeugten sie mir sämmtlich viele Achtung.

Auf meiner ersten Tagreise hatte ich das Glück, die Bekanntschaft von Mulla-Osman, Richter von Kerbela, zu machen, der auf dem Heimwege begriffen, und, obgleich ein Sunnite, ein Mann von einem geraden und vorurtheilsfreyen Sinne war. Er bezeugte vieles Vergnügen, mich zu sehen, und bat mich, an diesem Tage sein Gast zu seyn.

Man findet auf dem Wege von Bagdad nach Nejif, von acht zu acht Meilen, gute Caravanserais, welche aus Backsteinen und Mörtel, nach Art der Festungen, erbaut sind, und Khans genannt werden. Es sind aber nur wenige davon bewohnt.

Den ersten Tag machten wir vierzig Meilen, und brachten die Nacht im Khan von Mirza-Keesy zu. Den folgenden Tag, gegen drey Uhr Nachmittags, kamen wir zu Kerbela an. Ich begab mich in das Haus des Syed-Khemzeh, dessen Neffen, Syed-Ahmed, ich während meines Aufenthaltes zu Moorshedabad in Bengalen gut gekannt, und den ich zu Kerbela zu umarmen gehofft hatte; dieser würdige Mann war aber einige Monate vor meiner Ankunft gestorben. Seine Verwandten bezeugten sich indessen sehr gastfreundschaftlich und aufmerksam gegen mich, und standen mir bey, alle Ceremonien der Pilgerschaft zu erfüllen. Der Gouverneur Ameen-Aga war gleichfalls sehr höflich, und lud mich zweymal zum Mittagessen ein. Er verschaffte mir auch Pferde und Maulthiere, zur Fortsetzung meiner Reise nach Nejif, wovon er die Kosten bezahlen wollte. Da ich mich aber dadurch des Verdienstes meiner Wallfahrt beraubt gesehen hätte, so bat ich ihn, mir zu erlauben, dieses Zeichen von Freundschaft von seiner Seite nicht annehmen zu dürfen.

Ich hatte das Vergnügen, hier meine Tante, Kubelai Khatun, zu finden, welche, wegen der Unglücksfälle unsrer

Familie und wegen meiner Abreise aus Bengalen, sich aus der Welt zurückgezogen hatte, um ihre Tage auf dem heiligen Gebiete zu endigen. Diese Zusammenkunft war durchaus unvorhergesehen, und machte uns daher gegenseitig eine große Freude.

Das Mausoleum von Kerbela und sein Umkreis, sind vor wenigen Jahren durch die Bemühungen von Mohammed-Khan-Kejar, Königs von Persien, wieder hergestellt worden. Die Kuppel ist ganz mit Goldplatten gedeckt, und das Innere durch die geschicktesten Goldarbeiter, Mahler und Ciselirer Persiens, welche man zu dem Ende hierher schickte, reich verziert und vergoldet. Das Grab des Fürsten der Märtyrer (Hussen, Sohn Aly's, und Enkel Muhammeds) befindet sich im Mittelpuncte des Gebäudes, und ist mit einem stählernen, mit Gold belegten, und stark verzierten Etui versehen. In dem Hofe findet man die Gräber von zwey und siebenzig Märtyrern, welche mit ihrem Fürsten umkamen.

Eine Viertelmeile von dem Mausoleum ist unter dem Orte, wo die Märtyrer getödtet wurden, ein Souterrän gegraben. Aus diesem Gewölbe wird die geweihte Erde von Kerbela genommen, welche in alle Theile der Welt als eine kostbare Reliquie verschickt wird.

Nahe dabey ist der Ort, wo das Zelt des Imam Zien al Abadeen (Sohns von Hussen) am Tage der Schlacht errichtet war, über welchen man ein schönes Cenotaphium auf Kosten der Gattin des verstorbenen Nabobs Assuf al Dowleh in Lucknow erbaut hat. Dieselbe Dame hatte den Anfang mit dem Bau eines Caravanserai gemacht, den sie aber bey dem Tode des Nabob aufgeben mußte.

In einer Entfernung von acht Meilen von Kerbela befindet sich ein prächtiges Grabmal eines Märtyrers, das die Pilger durchgängig besuchen. Die Verheerungen der Wechabiten sind aber Ursache, daß es gegenwärtig vernachläßigt wird. Auch ich wagte nicht, mich dahin zu begeben.

Kerbela ist mit einer Erdmauer umgeben, und war sonst der Aufenthalt einer Menge reicher Kaufleute. Seit der Plünderung der Stadt durch die Wechabiten ist sie aber in Verfall gerathen, da mehrere der reichen Einwohner sie verlassen haben. Folgendes sind die nähern Umstände dieser Begebenheit, welche sich erst eilf Monate vor meiner Ankunft ereignete.

Am 18. des Monats Zilhige (März 1802), an welchem Tage der größte Theil der achtungswerthen Einwohner von Kerbela sich nach Nejif begeben hatte, um ihre Andacht in dem dasigen Heiligthume zu verrichten, brachen plötzlich fünf und zwanzig tausend Wechabiten, auf Arabischen Pferden und schnellen Kameelen, aus der Wüste hervor, und machten sich, durch das Einverständniß mit einigen Einwohnern begünstigt, schnell Meister der Stadt. Nachdem sie einige Stunden lang gemordet und geplündert hatten, versuchten sie, die Goldplatten des Mausoleums abzunehmen, konnten aber damit nicht zu Stande kommen, weil sie zu fest angenietet waren. Sie unterließen indessen nicht, die Grabmäler und andere Theile des Gebäudes sehr zu beschädigen, und zogen sich, bey Sonnenuntergang, ohne von irgend einer Seite bedroht zu seyn, wieder zurück.

Der Gouverneur, Omar Aga, ein bigotter Sunnite, war im Verdacht einer geheimen Correspondenz mit den Wechabiten, und von ihnen bestochen zu seyn. So viel ist gewiß, daß er sich bey dem ersten Lärm in ein nahes Dorf flüchtete, ohne an Vertheidigung zu denken. Er wurde demnach von Soliman-Pascha in Untersuchung genommen, und zum Tode verurtheilt.

In der kurzen Zeit, da die Wechabiten Meister der Stadt waren, erwürgten sie fünf tausend Menschen, und verwundeten das Doppelte dieser Zahl. Dabey raubten sie allen Einwohnern ihr Gold, Silber, und was sie sonst Kostbares besaßen. Da diese Begebenheit noch nicht vor gar langer Zeit vorgefallen war, so war sie noch immer der Gegenstand der Unterhaltung der Einwohner. Bey der Erzählung der von diesen Ungeheuern verübten Grausamkeit, standen mir die Haare zu

Berge. Indessen schien es mir, daß die Niedergemetzelten sich auf eine kleinmüthige Art benommen haben mußten, ohne irgend einen Widerstand zu leisten, und sich wie Lämmer von der Hand des Fleischers haben erwürgen lassen.

Nach dem Rückzuge der Wechabiten benutzten die Araber aus der Nachbarschaft die allgemeine Muthlosigkeit, drangen in die Stadt ein, und schleppten das Kupfer und andere Gegenstände von großem Gewicht fort, womit sich zu beladen die Wechabiten nicht für gut befunden hatten. Sie tödteten gleichfalls einige Einwohner, und blieben zwey Nächte und einen Tag in der Stadt.

Während meines Aufenthaltes in Kerbela war ich bemüht, mir so viele Auskunft als möglich über die Gesetze und die Religion dieser neuen Sekte zu verschaffen. Da die Einwohner von Kerbela aber sehr indolent sind, und sich nur um das bekümmern, was sie persönlich angeht, so habe ich mir nur sehr beschränkte Kenntnisse über diesen Gegenstand erwerben können.

Ich vernahm, daß der Stifter dieser Sekte sich Abd al Wahab (der Diener des Spenders alles Guten) nennt. Er war in der Nachbarschaft von Hilla, auf den Ufern des Euphrats geboren, wurde aber von einem angesehenen Manne, Namens Ibrahim, aus dem Distrikte Nejid, erzogen, und an Kindes Statt angenommen. In seiner Jugend zeichnete er sich vor allen seinen Zeitgenossen durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, seinen Scharfsinn und sein gutes Gedächtniß aus. Auch hatte er einen großmüthigen Character. Erhielt er einiges Geld von seinem Patron, so theilte ers sogleich unter seine Untergebenen aus. Nachdem ihm die ersten Elemente der Erziehung beygebracht waren, begab er sich nach Ispahan, der damaligen Hauptstadt Persiens, wo er eine Zeitlang unter den ersten Meistern dieser Stadt studirte. Von da ging er nach Khorassan, hierauf nach Ghizni, von wo er sich nach Irac begab. Nach einem kurzen Aufenthalte an letzterm Orte, kehrte er, gegen das Jahr 1171 der Hegira (J. Chr. 1757—8), in seine Heimath zurück, und fing an, seine neue Lehre bekannt

zu machen. Anfangs waren die Fundamental-Grundsätze seiner Religion die nämlichen, wie die des berühmten Imam Abu Hanifa; doch wichen sie beträchtlich in der Auslegung des Textes davon ab. Bald hernach aber warf er das Joch des Gehorsams ab, und verkündigte eine ganz neue Lehre. Er beschuldigte die ganze Muhammedanische Kirche, aus Federalisten (da sie Gott andere Personen beyfüge), Ungläubigen und Götzendienern zu bestehen; ja, er behauptete, sie seyen noch schlimmer als Abgötter. „Denn „diese", sagte er, „entsagen in Zeiten des Unglücks ihren Götzen, „und richten ihr Gebet unmittelbar an Gott; die Muselmänner „aber rufen, selbst in ihren größten Nöthen, bloß Muhammed, „Aly oder einige andere Heilige an. Das Volk, welches seine „Gebete an den Gräbern des Propheten und seiner Abkömmlinge „verrichtet, und diese Personen anruft, um ihre Vermittler bey „Gott zu seyn, ist wahrhaft der Abgötterey schuldig; denn nie „war eine Nation stupid genug um ein Bild als ihren Gott anzu- „beten, sondern blos als die Vorstellung eines seiner Attribute, oder „eines seiner Vermittler bey der Gottheit. So gesellen die Juden „und Christen, welche Bilder von Moses und Jesus Christus haben, „diese nie Gott zu, sondern richten ihre Gebete zuweilen an sie, „als vermittelnde Wesen zwischen dem Ewigen und ihnen."

Durch solche Argumente erwarb er sich Anhänger, und fing nun an, die Gräber und Reliquiarien des Propheten und aller Heiligen zu plündern und zu zerstören, und erlangte auf diese Art große Reichthümer und einen berühmten Namen; so daß er vor seinem Tode eine unbeschränkte Macht und Gewalt besaß.

Er hatte zum Nachfolger seinen Sohn, Mohammed, der blind war, und daher seine Wohnung nie verließ, sich aber nichts destoweniger die Titel Imam und Hoherpriester ihrer Religion anmaßte. Er braucht zu seinem Gehülfen einen Menschen, Namens Abd al Aziz, welcher der Adoptiv-Bruder seines Vaters war, und eine colossale Größe und sehr starke Stimme hat. Dieser Mann ist achtzig Jahre alt, besitzt aber noch die ganze Kraft der Jugend, und weissagt, er werde nicht eher sterben, als bis die Religion der Wechabiten in ganz Arabien dauerhaft be-

gründet sey. Abd al Aziz begibt sich zweymal wöchentlich zu Mohammed, um sich mit ihm über alle Punkte der Religion zu berathschlagen, und seine Befehle zum Absenden von Truppen-Corps in verschiedene Gegenden zu empfangen. Ihre Macht und ihr Einfluß haben eine solche Höhe erreicht, daß man sagen kann, daß ganz Arabien ihnen unterworfen ist; und die Ehrfurcht ihrer Anhänger für sie ist so groß, daß sie, wenn sie in die Schlacht gehen, von ihnen Pässe für die Pförtner des Paradieses verlangen, welche sie an ihren Hals hängen, und hierauf mit der größten Zuversicht sich mitten unter die Feinde stürzen.

Obgleich die Wechabiten ungeheuere Reichthümer zusammengebracht, so haben sie demungeachtet die größte Sitteneinfachheit beybehalten, und eine außerordentliche Mäßigung in ihren Wünschen. Sie setzen sich ohne weiters auf die Erde, begnügen sich mit einigen Datteln zu ihrer Nahrung, und ein großer Mantel von grobem Zeuge dienet ihnen, zwey oder drey Jahre lang, zur Bekleidung und zum Lager. Ihre Pferde sind von der wahren Race von Nejid, deren Geschlechtsregister gehörig beurkundet ist. Auch dürfen keine außer Landes gebracht werden.

Die Wechabiten sind im Besitz von ganz Arabien, die Städte Mascate, Mekka und Medina ausgenommen *). Seit mehreren Jahren enthalten sie sich, die heiligen Städte anzugreifen; erstens, wegen ihrer Achtung für das Haus Gottes; zweytens, wegen ihrer Anhänglichkeit an den Sherif von Mekka, der sich zu ihrer Religion bekennt; drittens, weil sie von Pilgern, welche durch ihr Gebiet passiren, starken Tribut erhalten. Vor einiger Zeit schickte aber Abd al Aziz, auf Anstiften der Türken, eine große Armee in das heilige Land, unter Anführung seines Sohnes, Saoud, der, nachdem er die Gegend verheert hatte, in Mekka einzog, wo er mehrere Gräber und Reliquiarien umstürzte, und hernach aufbrach, um Jedda zu belagern. Der Sherif flüchtete sich augenblicklich auf ein Schiff, das im rothen Meere vor Anker

*) Diese Städte sind seitdem von den Wechabiten genommen worden. Siehe die Geschichte der Wechabiten, die 1810 erschienen ist.

lag; und nachdem die Einwohner sich zur Zahlung einer starken Summe verstanden hatten, marschirten die Wechabiten nach Omar. Kurz nach ihrer Ankunft in dieser Provinz stieß ein Bruder des Sultans von Mascata zu ihnen, der ihre Religion annahm, sich den Titel Imam al Mussulmeen (Hoherpriester der Muselmänner) anmaßte, und nicht säumte, die Landbewohner zu zwingen, seinem Beyspiele zu folgen, und sich für den neuen Glauben zu erklären. Sie haben demzufolge das Joch des Sultans abgeworfen, dessen Macht sich gegenwärtig blos auf die Stadt Mascate und ihre Umgebungen erstreckt.

Die Einwohner von Bassora und Hilla fürchten sich so sehr vor dem Besuche der Wechabiten, daß sie nicht eine einzige Nacht in Ruhe zubringen. Die von Nejif und Kerbela aber, die ihre kostbaren Effecten nach Kazemine geschickt haben, rauchen ruhig ihre Pfeife bis zu Tages Anbruch, indem sie sich nun vor den Angriffen ihrer Feinde gesichert glauben.

Da die Verwüstungen der Wechabiten sich bis auf einige Meilen von Bassora erstrecken, so hat man alle Ursache zu glauben, sie werden nicht zögern, sich von dieser Stadt Meister zu machen. Sie haben kürzlich den Stamm Dutub unterworfen, der durch seine Kenntnisse in der Schiffsbaukunst und Schiffahrt berühmt ist, und nun den Grund zu einer Seemacht gelegt. Sind sie erst hierin etwas weiter gekommen, so können sie sich bald nach Bassora begeben, und sich hernach leicht Bagdads bemächtigen. Ja, ich zweifle nicht, daß sie sich nach wenigen Jahren vor den Thoren von Constantinopel zeigen werden.

Die entheiligende Plünderung der Städte Mekka und Kerbela durch die Wechabiten hätte die Rache des Großherrn und des Königs von Persien erwecken, und sie bewegen sollen, ihre Macht zu vereinigen, um diesen ruchlosen Stamm auszurotten, dessen Uebermuth eine solche Höhe erreicht hat, daß er, nicht zufrieden mit der Herrschaft über Arabien, die Kühnheit gehabt hat, an diese beyden Monarchen zu schreiben, um sie zu ermahnen, seine Religion anzunehmen. Hier folgt eine Copie des Briefs ihres Generals oder Vice-Regenten an den König von Persien.

„Wir fliegen zu Gott auf,
„Um uns Satan, dem Verfluchten, zu entziehen.
„Im Namen Gottes,
„Der mitleidige und barmherzige
„Abd al Aziz, Oberhaupt der Muselmänner,
„An Futteh Aly Schah, König von Persien.

„Seit dem Tode des Propheten Muhammed, Sohns von „Abd Allah, haben sich Vielgötterey und Abgötterey unter seinen „Anhängern verbreitet. So wirft sich zum Beyspiel in Nejif und „Kerbela das Volk vor den Gräbern und Heiligthümern, aus „Stein und Erde erbauet, nieder, und richtet seine Bitten und „Gebete an die Personen, welche sie einschließen. Da es für „mich, der geringste Diener Gottes, eine unbestreitbare Wahrheit „ist, daß dergleichen Uebungen unsern Herren Aly und Hussein „nicht angenehm seyn können, so habe ich alle mögliche Mittel „angewendet, um unsere heilige Religion von diesem niedrigen „Aberglauben zu reinigen, und durch die Gnade Gottes diese „Entheiligungen längst auf dem Gebiete Nejid, und in dem größ„ten Theile von Arabien ausgerottet. Da aber jene, welche „Sorge für das Mausoleum von Nejif zu tragen haben, nebst den „Einwohnern dieser Stadt, durch Geiz und irdischen Gewinn „verblendet, das Volk angereizt haben, diese Uebungen fortzu„setzen, und meinen Ermahnungen kein Gehör gegeben haben, „so habe ich eine Armee von Gläubigen abgeschickt, was euch zu „Ohren gekommen seyn wird, um sie nach Verdienst zu bestrafen. „Wenn das Volk von Persien diesem Aberglauben ergeben ist, „so zögere es nicht, Buße zu thun; denn wer der Vielgötterey „und der Abgötterey schuldig ist, wird auf dieselbe Art gestraft „werden.

„Friede sey mit denen, die diesen Geboten gehorchen!“

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Der Verfasser setzt seine Pilgerschaft nach Nejif fort. Beschreibung der Kanäle von Husseiny und Assuffy. Lob des verstorbenen Nabob Assuf al Dowleh. Beschreibung der Städte Hilla und Nejif, und

des Mausoleums von Aly. Anekdote von einem Araber. Der Verf. überläßt sich frommen Betrachtungen. Er kehrt nach Bagdad zurück. Was ihn Anfangs bestimmt, bey dem Englischen Consul zu wohnen; üble Folgen davon. Der Verf. wird der Lebensart des Hrn. J—s überdrüßig. Art zu reisen im Frac. Der Verf. schifft sich auf dem Tigris ein.

Sobald ich alle Ceremonien der Pilgerschaft nach Kerbela erfüllt hatte, reis'te ich auf der Straße von Hilla nach Nejif ab, wo ich am ersten Tage meiner Reise ankam, da die Entfernung nur sechszehn Fersukhs beträgt. An diesem Tage passirte ich zwey über Kanäle gebaute Brücken. Der erste dieser Kanäle, den man Niher Husseiny nennt, ist nur einige Meilen von Kerbela entfernt, und auf Befehl des Sultans Murad, eines Türkischen Kaisers, gegraben worden, um das Wasser des Euphrats nach Kerbela zu leiten; eine fromme Unternehmung, welche ihm den Segen aller Bewohner dieser Gegend erworben hat. Der andere führt den Namen Niheri Hindue oder Assuffy, weil er auf Kosten des verstorbenen Nabobs Assuf al Dowleh in Lucknow gebaut wurde. Er ist viel größer wie der Kanal von Husseiny, und seine Breite die eines gewöhnlichen Flusses. Der Zweck dieser Wasserleitung war, die nöthige Menge Wassers aus dem Euphrat nach Nejif, der Grabesstätte von Aly, zu leiten. Man hat schon zehn Lac Rupien (zwey Millionen fünf mal hundert tausend Franken) darauf verwendet; die Falschheit des Pascha's aber, und die Unterschleife des Ober-Intendanten, welche ihn, anstatt in gerader Linie zu führen, um Cufa und andere Städte geleitet haben, sind Schuld, daß er noch bey vier Meilen von dem Orte seiner Bestimmung entfernt ist. Die Arbeiten daran werden indessen fortgesetzt, und nach deren Beendigung wird der Kanal das Wasser des Euphrats in das alte Bette des Flusses Ny leiten, der gegenwärtig trocken ist, und sonst an den Mauern von Nejif vorbeyfloß. Seine Breite wird alsdann der des Tigris gleichen, und er wird, nach einem beträchtlichen Umweg, von neuem in den Euphrat fließen.

Diese fromme Unternehmung des Nabob Assuf al Dowleh hat nicht nur zur Zeit den Armen dieser Gegend Arbeit verschafft, sondern wird auch den Bewohnern überhaupt zur dauernden Wohlthat werden, und dem Boden Fruchtbarkeit geben, der lange unfruchtbar war, aus Mangel am Wasser zur Bewässerung der Felder. Mit einem Worte, wenn die Segnungen und die Gebete mehrerer Millionen Frommen den Seelen der Abgeschiedenen nützlich seyn, oder ihren Freunden einigen Trost gewähren können, so kann Niemand mehr Anspruch darauf machen, als dieser Fürst. Auch ist das Volk von Irac nicht undankbar, sondern sendet täglich seine Gebete zum Himmel für sein ewiges Heil, und spricht nie seinen Namen ohne Achtung und Entzücken aus.

Hilla ist eine sehr alte und berühmte Stadt. Sie war lange Zeit die Hauptstadt der Sultans des Stammes Beni-Muzyd, während des Califats der Dynastie der Abbassiden, und liegt auf beyden Ufern des Euphrats. Die Wohnung des Pascha's und der vornehmsten Beamten befindet sich auf der östlichen Seite, nahe an der Wüste; sie haben mehrere Gärten und Häuser auf beyden Ufern des Flusses. Die berühmtesten Gebäude sind die Sonnen-Moschee und der Minaret (der Thurm) von Aly. Das erste dieser Gebäude ist über dem Ort errichtet worden, wo Aly seine Andacht verrichtete, während der Prophet der Sonne befahl, in ihrem Laufe stille zu stehen. Wenn jemand das letztere (das Minaret) besteigt, und ausruft: „durch das Recht des Aly", so bebt der Thurm; wiederholt er aber: „durch das Recht des Omar", so bleibt der Thurm unbeweglich. Man hat keinen einzigen überzeugenden Beweis von der Aechtheit des ersteren dieser beyden Wunder; was aber das zweyte betrifft, so haben mich mehrere Personen versichert, daß sie Zeugen dabey gewesen seyen, und daß sie Jemanden vor der Operation in den Schatten gestellt hätten, der diesen Schatten sich vor und rückwärts bewegen sah, nach dem Schwanken des Minarets.

Ich brachte die Nacht in Hilla zu, und setzte den andern Tag bey guter Zeit meine Reise fort. An diesem Tage besuchte ich, auf meinem Wege, das Grab des Zu al Kuffel (der Meister

des Schlosses, Schlossermeisters), so wie den Brunnen und die Station des Imam Mehedy, in geringer Entfernung von dem Fort Nejif. Ersteres liegt mitten in einem mit einer Mauer umgebenen Dorfe, dessen Bewohner sämmtlich Juden sind. Dieses Grab ist, nach Jerusalem, der geehrteste Ort von allen Arabischen Völkern dieser Sekte, welche jährlich in großer Menge dahin wallfahrten.

Die Umgebungen von Nejif bilden eine weite offene Ebene. Der Boden besteht aus Thon mit Sand vermengt, und befördert eine üppige Vegetation; daher man eine unendliche Varietät von Blumen, Pflanzen und Gesträuchen und eine natürliche Fruchtbarkeit findet, die nur, meiner Meinung nach, mit der auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung verglichen werden kann.

In der Nachbarschaft dieser Stadt steigen sehr dichte Dünste aus der Erde auf, besonders aber aus den trockenen Flußbetten. In der Entfernung von hundert Schritten haben diese Dünste ganz das Ansehen eines schönen Flusses; so daß dieses Phänomen oft die Hoffnung der müden und von Durst gequälten Reisenden, welche die Wüste passirten, betrogen hat.

Nejif ist mit einem Walle umgeben, dessen Winkel mit Bastionen versehen sind. Der Graben ist noch neu. Zur Zeit, wo die Einwohner einen Angriff von Seiten der Wechabiten sehr befürchteten, gab der verstorbene Nabob Assuf al Dowleh eine starke Summe Geldes zur Vertheilung unter die Armen und die frommen Personen dieser Stadt. Als der Gouverneur dieses Geschenk erhielt, versammelte er die bedürftigen Einwohner, und schlug ihnen vor, anstatt dieses Geld auf die angezeigte Art zu vertheilen, es zur Ausführung eines guten Grabens, der ihnen zur Vertheidigung gegen den Feind diene, zu verwenden. Dieser Vorschlag wurde mit Eifer angenommen, und man war mit dieser Arbeit schon beschäftigt, als ich mich in Nejif befand.

Das Mausoleum von Aly, nebst den Wohnungen, welche sich rings um den Hof und um das Thor befinden, sind von der schönsten architektonischen Ordnung. Die Kuppel und die kleinen Thürme, welche mit goldenen Ziegeln gedeckt sind, wurden auf

Kosten eines der Günstlinge des Usurpators Nadir Schah wieder aufgebaut. Der innere Theil des Doms und die Mauern der ihn umgebenden Häuser, so wie das Eingangsthor, sind mit jenen bemahlten Ziegeln bekleidet, wovon ich weiter oben gesprochen habe, und auf der Vorderseite des Mausoleums befindet sich ein ungeheures Sopha oder Altan von weissem Marmor, zum Ruheplatz für die Pilger. Die Thore des Mausoleums, das Grab und die kleine Kuppel, welche es deckt, sind alle von massivem Silber. Obgleich der größte Theil der zu diesem Heiligthume gehörigen Kostbarkeiten nach Kazemine in Sicherheit gebracht worden ist, so sind doch mehrere reiche Teppiche, so wie silberne Lampen und Kronleuchter ꝛc., zurückgeblieben.

Nachdem die Pilger ihre Andacht bey Aly's Grabe verrichtet haben, so wird ihnen gesagt, ihr Gesicht gegen einen der Winkel des Gebäudes zu kehren, und ein Gebet an den Imam Hussen zu richten, dessen Kopf, wie man versichert, von seinem Sohne Zein al Abadeen aus Syrien gebracht worden ist, und an diesem Orte begraben liegt. Nach Endigung dieser Ceremonie begibt man sich an den Fuß des Grabs, und fällt zweymal auf sein Angesicht, einmal für Adam, das anderemal für Noa, von denen die Priester des Heiligthums behaupten, daß sie an diesem Orte begraben seyen.

Außerhalb des Mausoleums, an dem Thore, befinden sich, unter dem Pfade, der dahin führt, die Reliquien des Schah Abbaß von Persien; und auf der andern Seite des Gebäudes, in der Nähe des Altans, auf welchem man Gebete hersagt, ist in einem kleinen Saale das Grabmal des Mohammed Khan Kejar, Königs von Persien, das nur aus einem einfachen Block von weissem Marmor besteht, auf welchem man beständig Aloeholz brennt. In der Nacht werden mit Campher zubereitete Wachskerzen in silbernen Kronleuchtern angezündet, und fromme Personen sind darin Tag und Nacht beschäftigt, den Koran zu singen. Diese pomphaften Ceremonien ziemen sich wenig in der Nähe des Heiligen, und können nur der Unwissenheit und der Dummheit der Abkömmlinge dieses Prinzen zugeschrieben werden.

Beym Eintritt in das heilige Reliquiarium wurde ich so sehr von religiöser Ehrfurcht durchdrungen, daß ich, obgleich von vier Personen unterstützt, wie ein Laub zitterte, und nur mit vieler Mühe gelang es mir, die heiligen Ceremonien zu verrichten. Während dessen trat ein Beduine (Araber der Wüste) in das Heiligthum; er hatte einen weissen Bart, der bis auf den Nabel herunterhing, und nie gekämmt worden zu seyn schien, den Körper mit einem groben und schmutzigen Hemde bedeckt, und statt der Beinkleider ein Stück Tuch um seine Lenden geschlagen; seine Füße waren, von vielem Gehen, hart wie die Hufe eines Pferdes, und voller Schwielen; so daß man gesagt haben würde, er komme so eben von einer langen und beschwerlichen Reise zurück. Er kümmerte sich im geringsten nicht um die Priester des Tempels, sondern marschirte ohne Umstände um das Grab herum, und schrie, anstatt die vorgeschriebenen Gebete herzusagen, mit lauter Stimme: „Ya abul Hussen! (O Vater Hussen!) Friede sey mit dir!“ Indessen, ungeachtet seines anscheinenden Mangels an Achtung und Schicklichkeit, war er doch so erfüllt von seinem Glauben und der aufrichtigsten Inbrunst, daß er häufige Thränen vergoß. Anfangs glaubte ich, da ich die wenige Achtung sah, mit welcher er sich an dieser erhabenen Grabesstätte betrug, Abul Hussen sey einer seiner Cameraden oder vertrauten Freunde, der in dem Mausoleum eingeschlafen wäre, und den er aufwecken wollte; als ich ihn aber mit Aufmerksamkeit beobachtet hatte, und die Aufrichtigkeit und Reinheit seines Herzens sah, und mein eigenes geringes Verdienst, so überzeugte ich mich, daß seine Bitten eher erhört zu werden verdienten, als die meinigen, und beneidete nunmehr seinen Eifer und sein Glück.

In geringer Entfernung von dem großen Mausoleum befinden sich zwey Cenotaphien, zum Andenken des Zein al Abadeen (Sohns von Hussen) und des Suffeh-Suffa errichtet. Da aber die Armee von Mousul, die hier angekommen ist, um Nejif gegen die Wechabiten zu beschützen, in der Nachbarschaft gelagert ist, so haben die brutalen Türken diese heiligen Oerter durch alle Arten von Unreinigkeiten entweihet.

Der Oberintendant des Mausoleums, von Nejif gebürtig, hieß Mula-Mahmud, und war ein achtungswerther, unterrichteter und religiöser Mann, der mich, auf die Empfehlung des Pascha's von Bagdad, mit vieler Höflichkeit behandelte. Er bewilligte mir eine Wohnung in dem Hofe des Mausoleums, und schickte mir Leute zu meiner Bedienung. Auch lud er mich ein, während meines Aufenthaltes in der Stadt bey ihm zu speisen. Da er Persische und Hindostanische Bedienten hatte, so war seine Tafel besser besetzt und mit mehr Eleganz servirt, als ich es bisher bey den Türken gesehen hatte. Obgleich er ein Sunnite war, so verrichtete er doch regelmäßig seine Gebete in der Moschee des Mausoleums. Da er das Persische vollkommen verstand, so fand ich viel Vergnügen an seiner Unterhaltung.

Seit meiner Abreise aus Constantinopel hatte ich mich frommen Betrachtungen überlassen, und unterwegs zwey Elegien zu Ehren Hussen's und Aly's verfertigt. Ich ließ sie in Bagdad ins Reine schreiben, und hieng sie bey den Gräbern dieser berühmten Heiligen zu Kerbela und Nejif auf. Diese Elegien erhielten den Beyfall beyder Oberintendanten, welche mir versprachen, dafür zu sorgen, daß sie nicht weggenommen, und als einen Beweis meines religiösen Eifers aufbewahrt würden.

Nachdem ich in den Heiligthümern von Nejif alle vorgeschriebenen Ceremonien erfüllt hatte, dachte ich an meine Rückkehr nach Bagdad. Weil Wechabiten-Haufen das Land durchschwärmten, so hielt ich es für besser, auf dem Wege, den ich gekommen war, zurückzukehren, obgleich es einen viel kürzern gab.

Zwischen Nejif und Hilla verrichtete ich meine Andacht in der Moschee des Cufa und im Dom des Kameels. Personen, welche in der Muhammedanischen Geschichte unterrichtet sind, kennen das, was Cufa anbetrifft, zu gut, als daß es nöthig sey, hier davon zu sprechen. Der Dom des Kameeles wurde zur Erinnerung an die merkwürdige Begebenheit mit einem Hügel erbaut, der sich neigte, um das Kameel zu grüßen, das den Körper Aly's trug. Dieser Hügel ist seitdem immer in der nämlichen Lage ge-

blieben. — Ich schlief die erste Nacht in Hilla, die zweyte in Kerbela, und am dritten Tag war ich wieder in Bagdad.

Nachdem ich so von den Begebenheiten und Beschwerlichkeiten Bericht erstattet habe, welche mir auf dem Wege nach meinem geistigen Heile aufstießen, will ich nun zu meinen weltlichen Geschäften zurückkehren. Als ich von Mohammed-Pascha, Gouverneur von Mousul, an dessen Güte ich immer mit Dankbarkeit denken werde, Abschied nahm, übergab er mir einen Brief für Aly-Pascha, Statthalter von Bagdad, und empfahl mir aufs ernstlichste, mich sogleich nach meiner Ankunft in dieser Stadt, in das Haus des Pascha's zu begeben. Er fügte hinzu: „Ihr seyd „zwar bereits im Besitze der Kaiserlichen Pässe, welche euch ohne „Zweifel die öffentlichen Beweise seiner Achtung sichern. Dieser „Brief wird euch aber seine vertraute Freundschaft verschaffen, „welche euch sicher und ohne Aufenthalt nach Bassora bringen „wird, wo es euch nicht schwer fallen kann, durch das Interesse, „das er an euch nimmt, einen Platz auf einem Arabischen, nach „Bombai bestimmten Schiffe zu erhalten."

Ich versprach dem Pascha, seinen Rath zu befolgen, und verließ Mousul mit diesem Entschlusse. Als ich aber unterwegs der unangenehmen Lebensweise der Türken, und der schmutzigen Wohnungen der Pascha's gedachte, und die gastfreundliche Aufnahme, deren ich mich immer von Seiten der Engländer zu erfreuen hatte, und die Annehmlichkeiten ihrer Wohnungen in mein Gedächtniß zurückrief, so fühlte ich mich geneigter, meine Wohnung bey dem Englischen Consul, Hrn. J—s, zu nehmen, als dem Pascha mit meiner Person zur Last zu fallen. Es war spät, als ich in Bagdad einzog, und war sehr ermüdet, und alle meine Kleider troffen vom Regen; alles dieß bestimmte mich, die Ruhe und Erleichterung des Augenblicks künftigen Vortheilen vorzuziehen; ich gab demzufolge meinem Wegweiser Befehl, mich in das Haus des Hrn. J—s zu bringen.

Dem Pascha, der, von meiner Ankunft unterrichtet, die nöthigen Vorkehrungen zu meinem Empfange getroffen, für eine Wohnung, und für zwey Dolmetscher, einen Persischen und

einen Hindostanischen, gesorgt hatte, mißfiel dieses Benehmen von meiner Seite sehr. Auch alle andern Muhammedanischen Beamten, worunter mehrere waren, an die ich Empfehlungsbriefe hatte, waren sehr unzufrieden darüber, daß ich die Gesellschaft eines Christen der ihrigen vorgezogen hatte. Eine Folge dieses unüberlegten Schrittes war, daß der Pascha mich mehrere Tage lang nicht vor sich lassen wollte, als ich ihm durch Hrn. J—s meinen Paß zuschickte, unter dem Vorwande, er sey sehr beschäftigt mit der Ausrüstung einer Armee, welche er gegen die Curden schicken sollte. Als ich ihm endlich meinen Besuch abstattete, ließ er mich zwey Stunden lang in einem Zelte warten, bevor er mir Audienz ertheilte, und emfing mich hierauf mit großen Ceremonien, aber wenig Achtung. Ich verdankte alles dieß, wie ich in der Folge erfuhr, meiner Verbindung mit Hrn. J—s, mit dem er in Uneinigkeit war.

Obgleich nun der Pascha mir auch nicht den geringsten Beweis von persönlicher Freundschaft gab, so war er doch genöthigt, den Befehlen des Kaisers zu gehorchen, und mich mit Pässen, Briefen und Wegweisern für die heiligen Städte zu versehen, wie ich es schon weiter oben erzählt habe.

Die einzigen Personen, welche mich in dem Hause des Hrn. J—s besuchten, waren Hajy-Hussen und drey andere Kaufleute von Ispahan. Da sie aber schon lange in Bagdad wohnten, so hatten sie die Persischen Sitten vergessen, ohne die der Türken angenommen zu haben, und glichen dem Raben in der Fabel, der, indem er umsonst den Gang des Feldhuhns nachahmen wollte, darüber den vergaß, der ihm natürlich war. Ihre Gesellschaft war mir in Wahrheit sehr zuwider; da ich aber fühlte, daß ich nur meiner eignen Unklugheit meinen verlassenen Zustand zuzuschreiben hatte, so hütete ich mich wohl, die geringste Klage darüber zu führen.

Ich würde diese Zurücksetzung von Seiten der Muhammedaner mit mehr Gleichgültigkeit ertragen haben, wenn ich mich nicht in meiner Hoffnung grausam getäuscht gesehen hätte, die

nöthigen Bequemlichkeiten in dem Hause des Hrn. J—s zu finden, das sehr schmutzig und in großer Unordnung war, sey es als Folge seines langen Aufenthalts unter den Türken, oder aus Mangel an Regelmäßigkeit in seiner häuslichen Oekonomie. Zuweilen frühstückte er um neun Uhr Morgens, zu andern Zeiten um Mittag. Die Stunde des Mittagessens war gleichfalls sehr unregelmäßig bey ihm, und seine Tafel folglich schlecht servirt. Während dem Mahle war die Unterhaltung immer geschmacklos und langweilig; nie belebten sie Geist und Fröhlichkeit, und man sah überdem auf seinem Gesichte den Widerwillen und selbst den Abscheu gemahlt, welche ihm seine Mitgäste verursachten, sie mochten Asiaten oder Europäer seyn. Er war endlich eifersüchtiger Gemüthsart, und konnte nicht leiden, daß ich den geringsten Dienst von Seiten der Türkischen Beamten annahm, indem er, so sagte er, da ich mich unter seinen Schutz begeben habe, nicht wolle, daß ich mich der Hülfe irgend einer andern Person bediene. Da er sich indessen für zu wichtig hielt, um sich selbst mit meinen Affairen zu bemengen, so beauftragte er seinen Vertrauten damit, einen Armenier von Ispahan, und Erz-Spitzbuben, dessen Schliche mir vielen Verdruß verursachten, und mir selbst beynahe das Leben gekostet hätten.

Gewöhnlich begibt man sich zu Wasser von Bagdad nach Bassora, besonders in der Regen-Jahrszeit, wenn der Tigris hoch, und sein Lauf schnell ist. Ich hatte mir daher vorgenommen, mich noch mit Einer oder zwey achtungswerthen Personen zu vereinigen, welche die nämliche Reise machen, und dazu eine geräumige Barke mit Zimmern miethen wollten. Ich würde auf diese Art wohlfeil und bequem gereist seyn. Am Tage meiner Zurückkunft von Nejif, sagte mir aber der Armenier, in wenigen Stunden werde ein großer und bequemer Nachen, mit Waaren, der Ostindischen Compagnie gehörig, beladen, unter der Aufsicht der Conducteurs des Hrn. J—s nach Bassora abgehen, und daß ich wohl thun würde, diese Gelegenheit zu ergreifen, und mich, ganz kostenfrey, und geschützt gegen die Gefahren der Reise, nach dieser Stadt zu begeben.

Da ich voraussetzte, daß dieses Fahrzeug gehörig equipirt

sey, so nehm ich den Vorschlag an, ohne die Vorsicht zu gebrauchen, es selbst zu besichtigen, und bat den Armenier, meine Bagage an Bord bringen zu lassen. Als ich am Ufer des Tigris ankam, fand ich ein großes, altes, plattes Fahrzeug, mit Kisten beladen, ganz unbedeckt, und mit einer Mannschaft von schlechtem Ansehn besetzt; es war mit einem Worte, ein Nachen, der ganz genau denen glich, deren man sich in Calcutta bedient, um Holz aus den Sunderbunds (Wäldern) zu führen. Bey dem Anblick dieses Schiffs erschrack ich, und war auf dem Punct, zu Hrn. J—s zurückzukehren; als ich aber über das Benehmen dieses Consuls, und über die alberne Rolle, die ich in Bagdad spielte, nachdachte, entschloß ich mich, allem Ungemach dieser Reise zu trotzen, und sprang an Bord. Ich hatte vier und vierzig Tage in Bagdad und mit dem Besuchen der heiligen Oerter zugebracht.

Beynahe hätte ich vergessen, anzuführen, daß kurz nach meiner Ankunft in Bagdad Hajy-Aly, mein Mehmander, ein Certificat seiner guten Aufführung von mir verlangte. Als ich es ihm abschlug, bewog er den Armenier des Hrn. J—s sich für ihn bey seinen Herrn zu verwenden, der schwach genug war, mich zu bitten, ihm zu verzeihen, und die Gunst zu bewilligen, um welche er nachsuchte. Da ich aber den Reisenden, welche vielleicht in der Folge dieses Menschen bedürfen könnten, einen schlechten Dienst zu leisten glaubte, wenn ich mich erweichen ließe, so verwarf ich auf das bestimmteste seine Vermittelung.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Der Verfasser verläßt Bagdad. Er kommt zu Sook al Shyukh an. Beschreibung dieses Dorfes. Der Verf. wird am Fieber krank. Er kommt zu Makul, oder Markile, Englischen Factorey zu Bassora, an. Er ist genöthigt, sich in diese Stadt zu begeben. Character der Einwohner von Bassora. Beschreibung dieser Stadt. Character des Gouverneurs. Der Verf. wird zu Hrn. M—y eingeladen. Seine Idee von diesem Residenten. Der Verf. verfehlt die Gelegenheit, sich nach Bombai zu begeben, und ist in Bassora zurückgehalten. Sonderbare Begebenheit, welche sich in dieser

Stadt zugetragen hat. Benehmen des Hrn. M—y bey dieser Gelegenheit. Der Verf. ist mißvergnügt, so lange in Bassora zurückgehalten zu seyn. Er begibt sich an Bord eines Grab (Art Englischen Schiffs), des Shannon.

Ich verließ Bagdad gegen Abend des 16. des Zykad; und da die Seeleute Tag und Nacht ruderten, so kamen wir am 20. zu Sook al Shyukh (dem Markte des Shaikh) an, das, wie man rechnet, hundert und funfzig Meilen von Bagdad entfernt ist, und zwischen dieser Stadt und Bassora liegt.

Dieser Ort ist die Haupt-Residenz des Arabischen Stammes Muntefakh, der die Wüste zwischen beyden Städten bewohnt. Es ist daselbst ein ziemlich guter Markt, wo man alles, was zum Lebensunterhalte nöthig ist, findet. Das Oberhaupt des Stammes heißt Shaikh Anfiteleh, und ist von großer politischer Wichtigkeit, da er vierzig bis funfzig tausend Mann versammeln kann, welche hauptsächlich in Cavalerie bestehen. Vor einigen Jahren flößte er der Regierung von Bassora viel Unruhe ein; wird aber gegenwärtig als der Vertheidiger dieser Stadt gegen die Wechabiten betrachtet. Der Markt ist mit einem Erdwalle umgeben. Die Hauptvertheidigung der Stadt besteht aber in ihrer niedrigen Lage auf den Ufern der Tigris, weil man, bey Annäherung des Feindes, durch Durchstechung der Heerstraße das Land auf mehrere Meilen in die Runde unter Wasser setzen kann. So schickten die Perser, als sie sich vor nicht gar langer Zeit, unter den Befehlen des Kerim Khan Meister von Bassora machten, eine Armee ab, um sich dieses Platzes zu bemächtigen. Die Araber erlaubten ihr, sich der Stadt zu nähern, durchstachen aber in der Nacht die Dämme, und die Perser waren von Wasser umgeben, ehe sie an diese Gefahr denken konnten. Der Shaikh überfiel sie hierauf, und tödtete ihren General, Aly-Murdan-Khan, und den größten Theil ihrer Armee.

Da ich mich auf meiner Reise den Tigris abwärts weder am Tage gegen die Sonnenhitze, noch in der Nacht gegen Re-

gen und Reif schützen konnte, so wurde ich am vierten Tage von einem heftigen Fieber überfallen, das mich, nach meiner Ankunft in Bassora, einen ganzen Monat im Bette hielt.

Den 22. erreichten wir die Stadt Korna, unter deren Mauern der Tigris und Euphrat sich vereinigen, und einen großen Strom bilden, der zweymal so breit, wie der Ganges seyn kann, und alsdann Schat al Arab (der Fluß der Araber) genannt wird, und seinen Lauf fortsetzt, bis daß er sich in den Persischen Meerbusen ergießt.

Den 23., als an dem siebenten Tage dieser unglücklichen und langweiligen Reise, kamen wir zu Makul, das die Europäer Markile nennen, zwey Fersukhs von Bassora, an. Hier hat die Englisch-Ostindische Compagnie eine kleine Factorey, wo der Consul wohnt. Das Haus ist mit einer Erdmauer umgeben, und führt daher den Namen Kote Frengy (das Europäische Fort): Kote bedeutet auf Arabisch ein kleines Fort.

Der Anblick dieses Orts verursachte mir großes Vergnügen, weil ich mir schmeichelte, nach dem, was ich von dem Character des Herrn M—y im Allgemeinen gehört hatte, von dem Residenten mit Herzlichkeit aufgenommen zu werden, und mich bey ihm von meiner Krankheit, welche meinen Geist und Körper sehr ermattet hatte, schnell wieder herstellen zu können.

Unglücklicherweise für mich hatten, kurz vor meiner Ankunft in Bassora, einige Personen aus besondern Absichten, welche hier zu erzählen zu weitläuftig seyn würde, die Nachricht verbreitet, daß die Zeichen der Pest sich in Bagdad hätten spüren lassen. Dieß bestimmte Hrn. M—y, der von furchtsamem Character, und sehr für seine Person besorgt ist, allen von Bagdad kommenden Personen den Eintritt in die Factorey zu untersagen. Indessen kam er an das Ufer des Flusses, als er Nachricht von meiner Ankunft erhielt, grüßte mich von weitem, und bat mich, mich nach Bassora zu begeben, wo er ein Haus zu meinem Empfange in Stand habe setzen lassen.

Da mir die Falschheit jenes Gerüchtes bekannt war, so mißfiel mir dieses Benehmen; um jedoch seinem Wunsche zu

genügen, setzte ich meinen Weg nach der Stadt fort, wo ich ein Appartement zu meiner Aufnahme bereit fand, in dem Hause des Kaufmanns und vertrauten Freundes von Hrn. M—y, Aga-Mohammed-Abdal-Nubby, den der König von Persien vor einiger Zeit an seinen Hof berufen hat, um ihn mit der Würde eines Gesandten bey dem General-Gouverneur von Indien zu bekleiden, an die Stelle des Hajy-Kheleel-Khan, der durch einen Zufall in Bombai ums Leben kam, und dessen Körper auf Kosten der Ostindischen Compagnie nach Nejif gebracht wurde, um in dem dasigen heiligen Reliquiarium mit vielem Pompe und öffentlicher Trauer beygesetzt zu werden.

Das Haus, worin ich wohnte, stand unter der Aufsicht eines großen einäugigen Mannes, dessen wahrer Name Fiez-Aly war, dem aber das Volk den Spottnamen Hajy-Ferzeen (die Königin im Schachspiel) gegeben hatte, wegen seiner Unverschämtheit und zänkischen Gemüthsart. Dieser Mensch bezeigte sich sehr nachläßig, und eben nicht eifrig in der Erfüllung meiner Wünsche; ein Benehmen, das, zu einer Zeit, wo ich sehr schwach war, viel dazu beytrug, meinen Geist niederzuschlagen, und den lebhaften Wunsch in mir erregte, Bassora zu verlassen. Wie oft habe ich auf dieser Reise bereuet, nicht in England geblieben zu seyn!

Bassora wird von einer großen Anzahl Perser von guten Familien bewohnt, welche, durch die Folgen der verschiedenen Revolutionen, die dieses Reich lange verwüstet, genöthigt waren, ihr Vaterland zu verlassen. Mehrere von ihnen kamen zu mir, und luden mich zu sich ein. Ich fand, im Allgemeinen, liebenswürdige Leute an ihnen, und den Eingebohrnen von Bassora weit überlegen, welche größtentheils beschränkte Köpfe mit illiberalen Ideen sind, obgleich sie übrigens streng Wort halten, und daher in ihren Commercial-Verhandlungen unter einander keine schriftliche Versicherung verlangen.

Bassora, das viel größer wie Bagdad ist, wird als der Sammelplatz der Kaufleute aller Theile des Orients angesehen. Ein guter Wall und ein tiefer Graben, den der Fluß mit

Wasser versieht, vertheidigen es gut. Das Fort enthält mehrere Datteln-Bosquets, große Gärten und einige Weinberge, welche durch einen Kanal, dem der Fluß, der durch die Stadt fließt, das Wasser liefert, gehörig bewässert werden. Die Häuser sind im Durchschnitte aus Erde, aber sehr unregelmäßig erbaut, und sind, in Wahrheit, nicht viel besser als Hütten. Da das Clima sehr heiß, und die Stadt von Sümpfen umgeben ist, so kann sie nicht anders als sehr ungesund seyn. Während der vier Monate der Regen-Jahrszeit tritt der Fluß oft aus seinem Bette, und überschwemmt das Land. Die Araber machen alsdann große Gräber in das Ufer, um das Wasser, zur Bewässerung der Wüste, dahin zu leiten; fällt nun der Fluß, so bilden sich Moräste von stehendem Wasser, deren Ausdünstungen sehr schädlich sind; und wenn die Krankheit, welche aus diesen Ursachen entsteht, nicht die Pest ist, so muß es wenigstens eine Epidemie seyn, welche ihr sehr gleicht. Die Araber geben der Regen-Jahrszeit den Namen Maa al Moun (das Austreten der Gewässer), welches die Engländer die Gewässer des Todes übersetzt haben.

Die Einwohner von Bassora waren sonst durch die Einfälle der Araber so geplagt, daß sie mit dem Stamme Munafekh die Uebereinkunft trafen, ihm die Hälfte des Ertrags ihrer Ländereyen zu bezahlen, unter der Bedingung, daß er sie in dem Genuß des übrigen gegen die andern Stämme beschütze. Ungeachtet dieser Uebereinkunft aber nähern sich zur Nachtzeit öfters herumstreifende Araber der Stadt, und schleppen fort, was ihnen in die Hände fällt.

Zum Schutze der Meyereyen und Landhäuser hat der Gouverneur Abdullah Aga vor einiger Zeit auf der Seite der Wüste eine Mauer aufführen lassen, welche sechszehn Fersukhs lang ist, und eine Menge Felder und Meyereyen umgibt; auch hat er alle Thore mit Schildwachen versehen; kurz, dieser wackere Mann hat alle Mittel in Anwendung gebracht, welche ihm zur Wohlfahrt des Volkes, dessen Sorge ihm anvertraut ist,

nöthig geschienen haben. Auch hören die Einwohner von Bassora nicht auf, ihm Lob und Segen zu spenden.

Acht Meilen von Bassora findet man die Gräber von Talcha und Zobeir (zweyen Jüngern Muhammeds). Da sich aber die Horden der Wechabiten und die herumschweifenden Araber in der Nachbarschaft der Stadt zeigten, so wagte ich nicht, sie zu besuchen.

Da Hr. M—y nach zwölf Tagen sich überzeugte, daß ich nicht an der Pest krank läge, so erzeigte er mir die Ehre, mich zu sich einzuladen. Ich hatte diesen Beweis von Aufmersamkeit von seiner Seite einem Empfehlungsbriefe des Lords Pelham, und den Befehlen der Directoren, welche Hrn. M—y beauftragten, mir alle von ihm abhängende Hülfe zu leisten, zu verdanken. Sehr unwillig über sein vorheriges Benehmen gegen mich, verlangte ich weiter nichts von ihm, als mir einen Platz auf dem ersten nach Bombai abgehenden Schiffe zu verschaffen. Selbst hierin hielt er nicht Wort.

Da Hr. M—y in Bassora der Repräsentant der Ostindischen Compagnie ist, so betrachten ihn die Einwohnen dieser Stadt als einen Mann von Wichtigkeit, und überhäufen ihn mit Schmeicheleyen, was ihn eitel und hochmüthig gemacht hat; daher er nun das freye und loyale Wesen der Engländer für grob und unverschämt hält. Voll von diesen Ideen, hatte er beschlossen, mich zu demüthigen, und mich das ganze Gewicht seines Einflusses fühlen zu lassen.

Ein Theil seines Geschäftes besteht darin, die Depeschen und Pakete, welche ihm aus Indien zugeschickt werden oder dahin bestimmt sind, an ihren Bestimmungsort zu befördern, für welche Bemühung man ihm eine starke Geldsumme bewilligt hat. Seit mehreren Jahren hatte er gewöhnlich die Kaufleute des Stammes Outub mit diesen Depeschen beauftragt, welche sie in ihre Fahrzeuge, Grabs genannt, nahmen, und nach Bombai brachten, oder mit einem Englischen Schiffe, das sich zufällig bey der Ankunft des Pakets in Bassora befand, expedirten. Da aber Hr. M—y ein Mann war, der seine Sache

verstand, so sah er bald ein, daß es vortheilhafter für ihn sey, eigne kleine Fahrzeuge zu haben, welche er mit Waaren beladen, und zugleich seine Depeschen, ohne weitere außerordentliche Kosten, absenden könnte. Er entschloß sich daher, sechs oder acht solcher Fahrzeuge bauen zu lassen, oder vollständig ausgerüstet zu kaufen, mit welchen er nun, man kann es sagen, allein den ganzen Handel nach Bassora führt. Die Patrone und Mannschaften dieser Schiffe sind alle seine vertrauten Diener, und müssen daher blindlings seinen Befehlen gehorchen.

Einige Tage nachdem ich in dem Hause des Hrn. M—y gewesen war, sagte er mir, es sey ein Schiff bereit, nach Bombai unter Segel zu gehen, ich müsse mich aber selbst mit dem Patron wegen des Preises der Ueberfahrt verstehen, weil dieses eine Sache sey, worein er sich nicht mischen wolle.

Ich begab mich auf der Stelle zu dem Kapitän, der fünf hundert Rupien (funfzehn hundert Franken) für meine Ueberfahrt verlangte. Diese Forderung schien mir übertrieben, und bey weitem mehr, als die Einwohner von Bassora bezahlen, daher ich vermuthete, man wollte mich prellen. Ich weigerte mich demnach, diese Summe zu bezahlen, und kehrte zu Hrn. M—y zurück, der mir sagte, er könne in dieser Sache nichts thun.

Den folgenden Tag begab ich mich wieder zum Kapitän, und bot ihm drey hundert Rupien (neun hundert Franken), welche er annahm, und mir sagte, ich müsse mich auf der Stelle an Bord begeben, weil der Wind günstig sey, und er die Anker lichten wolle. Ich antwortete ihm, daß sich der größte Theil meiner Bagage in Bassora befinde, wenn er aber Eine oder zwey Stunden warten könnte, so würde ich mich bis dahin bestimmt an Bord begeben. Er nahm diesen Vorschlag nicht an, weil, wie er sagte, der Wind sich in zwey Stunden ändern, und ihn hernach mehrere Tage auf dem Fluß zurückhalten könnte. So verlor ich denn diese Gelegenheit zur Abreise.

Einige Tage nachher schickte Hr. M—y ein anderes Fahrzeug ab, ohne mir Nachricht davon zu geben, und als ich ihm Vorwurfe darüber machte, antwortete er mir: „Sie wollen die

„Schönheiten und Merkwürdigkeiten von Bombai sehen, und „dieses Fahrzeug ist nach Bengalen bestimmt.“ Ein drittes Fahrzeug wurde expedirt, und auch hier fand man eine elende Entschuldigung, daß man mich nicht davon benachrichtigt hatte. Dieses Benehmen reizte mich dergestalt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen, sein langer Aufenthalt im Orient müsse ihm alle Principien, welche die Englische Nation auszeichnen, in Vergessenheit gebracht haben. Auch verfertigte ich ein satyrisches Gedicht auf ihn, wovon ich in seiner Gegenwart einige Verse hersagte. Statt aller Antwort sagte er mir ich sey durch die Sorge und Aufmerksamkeit, welche man in London an mir verschwendet habe, so verwöhnt, daß man mir gegenwärtig nichts mehr recht machen könne.

Alle diese Zänkereyen und Vorwürfe geschahen indessen in einem Tone, der zugleich an Scherz und Ernst gränzte. In jeder andern Hinsicht brachte ich meine Zeit sehr angenehm in dem Hause des Hrn. M—y zu, weil er seine Gäste gut aufnahm, und unsere Gesellschaft durch die Unterhaltung des Kapitäns Sp—s und des Doctors H—l belebt war.

Während meines Aufenthaltes in Bassora machte ein Vorfall viel Lärm, und man befürchtete selbst, er werde traurige Folgen haben. Ein gewisser Kapitän W—te, Patron eines Fahrzeugs des Hrn. M—y, hatte ein Haus in der Stadt, worin er ein Armenisches Weib unterhielte. Als nun eines Tages ein armer Araber vor seiner Thüre vorbey ging, fand er einen in Arabischer Sprache geschriebenen Brief auf der Erde, folgenden Inhalts:

„Volk von Bassora, ich verlange deinen Schutz. Ich bin „eine Muselmännin, in Egypten geboren, und kam, bey dem „Einfall der Franzosen in dieses Land, in die Gewalt dieses „Christen, den ich verabscheue. Ich bitte dich daher, mich aus „seinen Händen zu erretten.“

Der Araber trug diesen Brief auf der Stelle in den Gerichtshof, und schwur, er sey ihm aus dem Hause des Kapitäns W—te zugeworfen worden. Es erschienen noch andere Zeugen,

welche erklärten, daß, da sie oft in dem Hause des Kapitäns W—te gewesen wären, sie die Frau dieselben Klagen haben erheben gehört. Nach diesen Aussagen war der Cadi verbunden, einen Gerichtsdiener abzuschicken, um die Frau vor sein Tribunal zu laden. Diese Begebenheit schien so außerordentlich, daß sich eine große Menge Volks versammelte, welches den Gerichtsdiener begleitete. Der Kapitän weigerte sich, die Frau auszuliefern, und benachrichtigte, nachdem er seine Thüre verrammelt hatte, Hrn. M—y von dem Vorfalle. Da dieser, durch seine Reichthümer und den öffentlichen Character, womit er bekleidet war, sehr großen Einfluß auf alle Türkischen Beamten hatte, so schickte er einen Boten an den Gouverneur, um ihn zu bitten, das Verhör der Partieen auf den andern Tag zu verschieben, wo er sich alsdann selbst auf das Tribunal begeben wolle. Zugleich versprach er, wenn die Frau eine Muselmännin sey, oder die Muhammedanische Religion anzunehmen wünsche, den Befehl zu ertheilen, sie auf der Stelle frey zu lassen. Der Gouverneur nahm diesen Vorschlag an, und ließ durch einige Soldaten das Volk zerstreuen.

Der Zufall wollte, daß der Patron eines andern Schiffes, das nach Bombai befrachtet war, auch in dem Hause des Kapitäns W—te wohnte. Dieser Mann, beunruhigt durch das, was vorfiel, hielt es für klug, einiges Geld und andere Gegenstände von Werth an Bord seines Fahrzeugs zu bringen. Dieß veranlaßte das Gerücht, die unterdrückte Muselmännin werde so eben auf das Schiff gebracht, und bald der Gewalt des Gerichts entzogen seyn.

Das Volk versammelte sich nun von neuem, drang in das Haus des Kapitäns W—te, bemächtigte sich der Frau, und brachte sie vor das Tribunal. Bey dem Verhöre erklärte sie, die ganze Geschichte sey ersonnen; sie und alle ihre Verwandten seyen Christen, und daß sie gar kein Verlangen habe, die Religion zu ändern, oder ihren Herrn zu verlassen. Auf diese Erklärung erschienen eine Menge Zeugen, welche sämmtlich die Frau der Falschheit beschuldigten, weil sie sie das Glaubens-

bekenntniß der Muhammedaner haben ablegen hören. Der Cadi befand sich in großer Verlegenheit, und sagte zur Frau:

„Durch die Aussage dieser Muselmänner seyd ihr überführt, „euch zu unserm Glauben bekannt zu haben; läugnet ihr es „nun, so bekennt ihr euch für eine Abtrünnige, und macht euch „dadurch der Todesstrafe schuldig. Schwört ihr demnach binnen „dreyen Tagen eure Ketzerey nicht ab, so bin ich genöthigt, „das von dem Gesetze vorgeschriebene Urtheil gegen euch aus„zusprechen.“ Er befahl hierauf, sie in das Haus des Mufti zu führen, und sie in den Harem (das Appartement der Weiber) einzusperren.

In der zweyten Nacht fand die Frau Gelegenheit, zu entfliehen, und begab sich auf die Englische Factorey. Sie wurde indessen wieder ergriffen, und von neuem in das Haus des Mufti gebracht. Den andern Tag wurde sie zum zweytenmal vor den Cadi geführt, der ihr die Wahl ließ, entweder die christliche Religion abzuschwören, und einen Muhammedaner zu heyrathen, oder sich zum Tode zu bereiten. Die arme Frau, auf diese Alternative nicht vorbereitet, willigte ein, den Islam anzunehmen. Man veranstaltete alsdann auf der Stelle eine Collecte von tausend Kurushs zu ihrer Aussteuer, und den folgenden Tag wurde sie an einen Soldaten verheyrathet, der sie im Triumph in seine Wohnung führte.

Diese Begebenheit demüthigte den Stolz des Hrn. M—y, der dem Gouverneur sagen ließ, die Frau sey ohne Zweifel eine Christin, und unter seinem Schutze; man möge sie ihm folglich auf der Stelle ausliefern, wo nicht, so sey alle Freundschaft zwischen ihnen abgebrochen, und sein Benehmen dürfte ihn gereuen. Er gab zugleich Befehl, die Thore der Factorey zu schließen, und verbot, sie keinem Einwohner von Bassora zu öffnen.

Der Gouverneur bezeugte ihm sein Bedauern mit dem Vorgefallenen, und warf die Schuld auf das Volk, dessen Ungestüm er nicht habe bändigen können. Da übrigens die Frau einen Muselmann geheyrathet, und die Muhammedanische Religion

angenommen habe, so sey es ihm nicht möglich, das gegebene Urtheil, nach dem Gesetze, durch den Richter widerrufen zu lassen.

Da der Hochmuth und das beleidigende Benehmen des Hrn. M—y die Eigenliebe mehrerer der vornehmsten Einwohner von Bassora empört hatte, so argwohnte man allgemein, dieser Handel sey von einigen seiner Feinde angesponnen worden, um ihn zu kränken. Wenn dieser Argwohn gegründet ist, so hatten sie in der That Ursache, ihr Verfahren zu bereuen.

Diese Geschichte war noch nicht beendigt, als ich Bassora verließ. Ich habe aber seitdem vernommen, daß Hr. M—y, nachdem er sich zuerst an den Pascha von Bagdad, und nachher an den Divan in Constantinopel gewendet hatte, nicht allein die Widerrufung des Urtheils des Cadi erlangt habe, sondern selbst die Absetzung dieser Magistratsperson. Der Gouverneur empfing auf seiner Seite einen harten Verweis, und mehrere Häupter des Auflaufs wurden aus der Stadt verbannt. Ich habe diese Frau seitdem in Calcutta gesehen, wo sie mir alles bestätigte, was ich gehört hatte. Diese Begebenheit beweiset, daß die Engländer in Bassora beynahe eben so viele Gewalt besitzen, als in Indien, und daß man sich sehr in Acht nehmen müsse, das Geringste zu thun, was ihnen mißfallen könnte.

Wenn ich, bey meiner Ankunft in Bassora, hätte voraus sehen können, daß ich so lange daselbst würde aufgehalten werden, so würde ich mich zu Land nach Suster, und von da nach Schiraz begeben haben, von wo aus ich in einen Persischen Hafen hätte kommen, und mich nach Bambai einschiffen können. Auf diese Art hätte ich eines Theils das Vergnügen gehabt, ein Land zu durchreisen, das ich sehr zu sehen wünschte, und mich andern Theils dem Hochmuth und der Tyranney des Hrn. M—y entzogen.

Endlich, nachdem ich fünf und funfzig Tage in Bassora zugebracht hatte, gelang es mir, meine Ueberfahrt auf einem der Grabs des Hrn. M—y, der Shannon genannt, zu erhalten, und ich schiffte mich am Abend des 29. des Mohurrem 1218 (10. Mai 1803.) ein.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Der Verfasser verläßt Bassora. Erzählung seiner Reise und Beschreibung des Persischen Meerbusens. Er kommt in das Meer Oman und in den Indischen Ocean. Seine Ankunft in Bombai. Herzlicher Empfang von Seiten des Gouverneurs. Beschreibung von Bombai, der Parsen und anderer inländischen Nationen. Beschreibung des Forts; der Muhammedanischen Einwohner. Aufmerksamkeit des Gouverneurs für den Verfasser. Er verschafft ihm seine Ueberfahrt auf einer Fregatte von Bombai. Der Verf. schifft sich nach Bengalen ein. Das Schiff kommt auf der Rhede von Balasore an, und geht am Ganges vor Anker. Der Verf. begibt sich nach Calcutta.

Ich war kaum an Bord, als der Kapitän Befehl gab, die Anker zu lichten. Da wir einen frischen günstigen Wind hatten, so erreichten wir, den andern Tag um Mittag, die Mündung des Flusses, welche neunzig Meilen von Bassora entfernt ist, und kamen in den Persischen Meerbusen.

Dieser Meerbusen ist ein Arm des Meers von Oman, das selbst wieder ein Arm des Indischen Oceans ist. Der Persische Meerbusen geht von Nordwest nach Südost, hat ungefähr fünf hundert Meilen in der Länge und an einigen Orten eine Breite von hundert und funfzig Meilen, bey seiner Mündung aber nur von zwey und dreyßig. Man rechnet, daß die Entfernung von Bassora nach Bombai funfzehn hundert Meilen beträgt.

Am 20. waren wir auf der Höhe der Insel Kharek, welche ungefähr neun Meilen in der Länge und drey Meilen in der Breite haben kann. Die Holländer haben sie ehedem besessen; sie wurde ihnen aber von dem Arabischen Shaikh von Bundarik entrissen.

Den 21. passirten wir vor Abu-Sheher, einem der berühmtesten Häfen Persiens, vorbey. Bald hernach trat eine Windstille ein, welche uns mehrere Tage lang in dieser Gegend zurückhielt. Ich bedauerte sehr, daß der Wind uns nicht früher

verlassen hatte, damit ich Gelegenheit gehabt hätte, ans Land zu gehen, und eine Persische Stadt zu sehen.

Am 25. umsegelten wir die Insel Abu-Shanib, deren Länge man auf hundert und funfzig Meilen angibt; und am Abend desselben Tages gingen wir bey der Insel Kies vor Anker, um Wasser einzunehmen.

Den 27. befanden wir uns der Insel Hormuz (Ormus) gegenüber, welche nur sechs Meilen in der Länge, und drey Meilen in der Breite hat.

Am 28. umsegelten wir Kißhimy, eine Insel, deren Länge sechzig, und deren Breite zwanzig Meilen beträgt, und kamen am 30. in das Meer Oman. Beym Eingang in dieses Meer entdeckt man zugleich die Persischen und Arabischen Küsten.

Der Persische Meerbusen enthält mehrere unbewohnte Inseln, wovon die eine von den Engländern das Grab des Zoom genannt wird, nach einer Tradition, daß einer der Generäle Alexanders darauf begraben liege. Eine andere Insel, blos ein unfruchtbarer Felsen, ist mit einem so heftigen Wirbel umgeben, daß, wenn ein Schiff das Unglück hat, hinein zu gerathen, es auf der Stelle zerschmettert wird.

Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Meeres ist ein Fisch, den die Engländer Star-Fish nennen. Er ist rund, und verbreitet in der Nacht einen hellen Schein, der einem mit Strahlen umgebenen Vollmond gleicht. Er fühlt sich so zart an, wie Gallerte, und ist, meiner Meinung nach, eine Art Zwischenwesen des Thier- und Gewächsreichs. Wenn man diesen Fisch auf einen Theil des Körpers legt, so entsteht eine Blase, welche zuweilen in eine lästige Wunde ausartet. Ich habe oft mehrere Stunden der Nacht auf dem Verdeck mit der Untersuchung dieses sonderbaren Phänomens zugebracht.

Kurz nach unserm Eingang ins Meer Oman, erhob sich ein ungünstiger Wind, der sehr heftig wurde, da er aber nicht mit Regen begleitet war, so belästigte er uns nicht sehr.

Es verdient bemerkt zu werden, daß ich während meiner Reisen das Indische Meer, den Mittäglichen und Atlantischen

Ocean, so wie das Mittelländische, Italienische, Jonische (Griechische), Persische und die Meere von Marmora und Oman beschiffte, und auf allen Stürme erduldete, ohne jedoch, Gott sey Dank! irgend einen Schaden zu nehmen.

Den 5. des Suffer passirten wir die Höhe von Maskate, jedoch nicht nahe genug, um die Küste erkennen zu können. Den folgenden Tag kamen wir von neuem in das Indische Meer, wodurch der Cirkel meiner Seereise geschlossen wurde, weil die Bay von Bengalen, wo ich ausgereist war, als ein Theil dieses Oceans betrachtet wird. Auf dieser Höhe entdeckten wir das östliche Vorgebürg von Arabien, welches man Rasalgat nennt, und das hundert und zwanzig Meilen von Maskate entfernt ist.

Den 10. des Monats Suffer (3. Juni), warfen wir, Eine Stunde nach Sonnenuntergang, Anker in dem Hafen von Bombai, Ein Jahr weniger vier Tage nach meiner Abreise von London.

Ich muß dem Kapitän des Grab die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir, obgleich das Schiff sehr klein war, doch alle mögliche Bequemlichkeit hatten, und daß ich meine Zeit auf eine sehr angenehme Art auf dieser Reise zubrachte.

Ich begab mich, kurz darauf, nachdem das Schiff Anker geworfen hatte, ans Land, und verfügte mich unverzüglich in den Regierungspalast, zu dem Gouverneur, Hrn. D—n, den ich in Bengalen gekannt hatte. Da es noch früh war, so war er noch nicht aufgestanden. Die Bedienten aber, welche mir ausnehmend höflich vorkamen, führten mich in einen Saal, und setzten mir Houkah und einige Erfrischungen vor.

Um acht Uhr benachrichtigte man mich, der Gouverneur sey angekleidet, und erwarte mich zum Frühstück. Ich zögerte nicht Sr. Excellenz meine Aufwartung zu machen, welcher mich auf die höflichste und freundschaftlichste Art empfing, mir zu meiner Zurückkunft in Indien Glück wünschte, und mich bat, ihn oft, während seines Aufenthalts in Bassora, zu besuchen. Da sein Haus schon mit Gästen angefüllt war, so beauftragte er seinen Haushofmeister, ein Appartement für mich in der Nachbarschaft

zu miethen; und kaum hatten wir das Frühstück eingenommen, so sagte man mir schon an, das Haus sey zu meinem Empfange bereit. Der Gouverneur befahl hierauf seinen Leuten, mir alles Nöthige zu liefern, und sagte mir endlich, er erwarte mich täglich zum Frühstück und Diner, wenn ich nicht anderswo engagirt sey. Dieser Empfang war so verschieden von dem, den ich in Bassora hatte, daß ich von Dankbarkeit durchdrungen war.

Mein Freund, Abd al Lutief Khan (den Gott erhalten möge!), hatte an diesem Tage meine Ankunft vernommen, suchte mich auf, und verlangte durchaus, daß ich ihn nach seinem Hause begleiten sollte, das in einer kleinen Entfernung von der Stadt liegt. Da nun bey meiner Reise nach Bombai, mein Hauptzweck gewesen war, diesen erhabenen Freund zu sehen, so konnte ich ihm seine Bitte nicht abschlagen; obgleich ich befürchten mußte, dem Gouverneur dadurch zu mißfallen. Ich verfügte mich demnach noch einmal zu Sr. Excellenz, welche ich in Kenntniß meiner Lage setzte, und welche gütig erwiederte: „Thun Sie sich „keinen Zwang an, und genießen Sie der Gesellschaft Ihrer „Freunde. Wenn aber das Vergnügen, oder ein Geschäft, „Sie nach der Stadt führt, so nehmen Sie Besitz von Ihrem „Hause, und kommen Sie zu mir zum Diner.“ Ich sagte Sr. Excellenz tausend Dank für die Beweise seiner Güte, und begleitete meinen Freund auf das Land. Weil ich aber mehrere Verbindungen und einige Geschäfte in Bombai zu ordnen hatte, so war das Haus des Gouverneurs mir von großem Nutzen. Auch Hr. L—e, Mitglied des Conseils, der Obrist G—n, Commandant der Truppen, und einige andere Personen, gaben mir häufige Beweise von Freundschaft.

Bombai liegt zwischen dem achtzehnten und neunzehnten Grad nördlicher Breite, und zeichnet sich durch seine reine Luft und sein vortreffliches Wasser aus. Seine Umgebungen liefern alle Früchte und Getraidearten der andern Theile von Indien. Besonders habe ich aber die Mandeln, wovon sich einige Bosquets auf der Insel befinden, viel vorzüglicher als anderswo gefunden.

Die Stadt, wo alle Engländer wohnen, liegt in dem Fort; alle Häuser haben drey oder vier Stockwerke, sind aus Backsteinen und Ciment erbaut, und mit bemahlten Thüren und Fenstern versehen. Die Dächer sind, nach Europäischer Art, abhängig, und mit Ziegeln gedeckt. In der ganzen Stadt ist nicht ein einziges Haus, das mit dem schlechtesten in Chouringhy (einem Quartier in Calcutta) verglichen werden könnte. — Die Stadt wird hauptsächlich von Engländern, Parsen, Indianern, Portugiesen, und Hindus bewohnt.

Die Parsen stammen von den alten Gebern, Feuer-Anbetern, ab. Vor ungefähr eilfhundert Jahren, verließen ihrer eine große Menge Persien, wegen dem übertriebenen Eif. und der Unterdrückung der Muselmänner, und begaben sich nach Surate, Bombai und an andere Orte dieser Küste. In Bombai ist ihre Zahl so groß, daß die meisten Handwerksleute und Bedienten von dieser Sekte sind. Es gibt auch achtungswerthe Kaufleute unter ihnen, wovon einige sehr reich sind. Außer ihrer eigenen Sprache, verstehen sie alle das Englische und Hindostanische, wenige aber sprechen das Neu-Persische.

Da sie sich nur unter einander verheyrathen, und mit keinen andern Stämmen Gemeinschaft haben, so gleichen sie sich alle genau an Physionomie und Farbe. Man behauptet selbst, es sey mit ihnen, seit der Zeit, daß ihre Voreltern hierher gekommen sind, nicht die geringste Veränderung vorgegangen.

Englische Philosophen behaupten, daß die mehr oder weniger große Entfernung der Sonne nicht den geringsten Einfluß auf die Haut des Menschen habe, und führen das Beyspiel der Parsen in Bombai, und das der Armenier in Julfa (Vorstadt von Ispahan) an, deren Hautfarbe, in dem Laufe so vieler Jahrhunderte, nicht die geringste Veränderung erlitten hat. Wenn aber dieses Axiom wahr ist, so kann ich nicht begreifen, warum die Europäer weiß, die Aethiopier schwarz, und die Indier schwarzbraun sind.

Die Parsen versichern, noch Altäre, und selbst etwas von ihrem heiligen Feuer zu besitzen, welche sie vor acht hundert Jahren mit sich aus Persien gebracht haben. Sie beten zwey Gott-

heiten an, wovon die eine das Princip des Guten ist, welches sie Ormudz nennen, die andere das Princip des Bösen, Ahriman genannt. Da nun der menschliche Geist mehr von der Furcht, als von der Dankbarkeit beherrscht wird, so richten die Parsen ihre Gebete häufiger an letztere dieser Gottheiten, als an erstere.

Sie sind außerordentlich eifersüchtig auf die Ehre ihrer Frauen, und wenn sie nur den geringsten Argwohn einer Untreue von ihrer Seite haben, so entledigen sie sich ihrer heimlich. Nicht einer unter ihnen hat die geringste Idee von geselligem und freundschaftlichem Umgang. Während meines Aufenthaltes in Bombai besuchte mich kein einziger, und kein einziger lud mich folglich zu sich ein. Sie glaubten vielleicht, mein Rang sey über den ihrigen zu sehr erhaben, als daß ich ihre Einladung annehmen würde.

Der einzige Parse von einer liberalen Erziehung, der mir zu Gesichte kam, war Mula Firoz, den ich in dem Hause eines Freundes traf. Er war ein artiger und sehr unterrichteter Mann, und war in Persien gereis't, wo er sich auf die Mathematik, die Astronomie und auf die Wissenschaft Zoroasters gelegt hatte. Er sprach das Persische geläufig; ich glaube aber nicht, daß er ein großer Dichter in dieser Sprache war.

Zwey Meilen nördlich von dem Fort, liegt eine andere Stadt, mit einem vortrefflichen Bazar, der den Markt des Forts mit Lebensmitteln versieht. In ihrer Nachbarschaft befinden sich mehrere Gärten und Baumpflanzungen, welche verschiedenen Reichen der Insel angehören. Auch Cocos-Bosquets findet man, die so dicht gepflanzt sind, daß man nur mit vieler Mühe durchpassiren kann.

Die niedrigen Volksklassen sind, meiner Meinung nach, häßlicher, als irgend eine in Indien. Es sind Menschen von kleiner Statur, sehr schwarz, und nichts als Haut und Knochen. Man sieht zwar Parsische Weiber, die groß, fett und weiß sind, ihre Züge sind aber männlich, und ihre Manieren grob und widerlich. Ich habe oft gehört, daß die Bewohner von Surate, das nur einige Tagreisen von Bombai entfernt ist, außerordentlich schön seyen, kann es aber unmöglich glauben. Man urtheilt wahr-

scheinlich nach dem schönen Teint der Parsen. Ich bin aber der Meinung, daß die Bengalischen Weiber viel lebhafter und munterer sind, und in jeder Hinsicht den Vorzug verdienen.

Zwischen der Stadt und dem Fort liegt eine große Ebene, welche immer mit schönem Rasen bedeckt ist, und den Truppen zum Waffenplatz, und den Einwohnern zur Promenade dient. Westlich dieser Ebene genießt man einer sehr ausgedehnten Aussicht auf das Meer, und östlich hat man den angenehmen Anblick der Wälder und Gebürge von Concan.

Das Fort von Bombai ist größer und besser vertheidigt, als das von Calcutta. Auf einer Seite ist es vom Meere, und auf den drey andern von einem breiten und tiefen, mit Seewasser angefüllten Graben umgeben. Die Wälle und Bastioneu sind nach Art der von Calcutta erbaut; rings herum aber, innerhalb des Walles, hat man eine Mauer von Stein aufgeführt, um das Einstürzen des Erdreichs durch das Regenwasser zu verhindern. Es hat mehrere Thore und Ausfälle, deren Eingänge durch Zugbrücken und Fallgatter vertheidigt sind. Dieses Fort ist ursprünglich von den Europäischen Portugiesen, zur Zeit ihrer großen Macht in Indien, erbaut worden, und wurde an einen König von England, als Heirathsgut einer Prinzessin von Portugal, abgetreten. Seit dieser Zeit ist es in den Händen der Engländer geblieben, welche es bedeutend vergrößert und verschönert haben.

Die würdigsten und respectablesten Muhammedaner, welche zur Zeit, als ich mich in Bombai befand, in dieser Stadt wohnten, waren erstens Abd al Lutief-Khan, der von einer sehr alten Persischen Familie abstammte, und sich unter den Gelehrten durch ein Werk, betitelt: Tohfit al Aalum (die Wunderbarkeit der Welt), ausgezeichnet hat. Ich habe von ihm die stärksten Beweise von Freundschaft und Güte erhalten, und war den größten Theil der Zeit meines Aufenthaltes in Bombai sein Gast.

Zweytens, Aga Hussen, der Neffe vou Hajy Kheleel, des unglücklichen Persischen Gesandten, der in einem Tumulte zwischen den Parsen seines Gefolges und den Sipoyen der Ehrengarde getödtet wurde. Aga Hussen war ein liebenswürdiger und

guter junger Mann, der damals kaum von fünf bis sechs Wunden, die er in dem Streite empfangen hatte, wiederhergestellt war. Er erwartete in Bombai die Ernennung zur Gesandtschaft, welche sein verstorbener Onkel bekleidet hatte, und erhielt unterdessen eine Pension von der Ostindischen Compagnie. Er lebte auf eine ausgezeichnete Weise, und lud mich oft zu sich ein, wo er mir eine Menge Fragen über Europa vorlegte, besonders aber sehr zu wünschen schien, von der Geschichte der Freymaurer unterrichtet zu werden. Kurz vor meiner Abreise von Bombai erhielt er die Nachricht, daß Aga Abd al Nubby, Kaufmann von Bassora, an die Stelle seines Onkels ernannt worden sey, worüber er sich sehr grämte, und genöthigt war, nach Persien zurückzukehren.

Drittens, Mirza Mehdy Khan. Er war Perser von Geburt, und begab sich nach Indien, um sein Glück zu machen. Er machte den Anfang damit, den Hof des Nizam, zu Hyderabad, zu besuchen; von da begab er sich nach Lucknow, wo er durch die Bemühungen des Hrn. R. J—n, eine Pension erhielt. Da er aber eine sonderbare Richtung des Geistes hatte, so wurde er in einige Händel verwickelt, woraus er sich jedoch zog. In Benares, wohin er sich hierauf begab, erregte er die Aufmerksamkeit des Hrn. D—n, dem er folgte, als dieser zum Gouverneur von Bombai ernannt wurde. Hr. D—n, der eine sehr hohe Meinung von seinen Fähigkeiten hatte, schickte ihn in der Eigenschaft eines Agenten der Ostindischen Compagnie nach Persien, an Abu Sheher. Da diese Ernennung aber nicht den Beyfall des General-Gouverneurs hatte, so wurde er zurückberufen, und erhielt eine Pension von achthundert Rupien monatlich. — Es befanden sich, außer den Genannten, mehrere reiche und achtungswerthe Muhammedanische Kaufleute in Bombai; es war indessen keiner darunter, den man als eine Person von einiger Wichtigkeit hätte betrachten können.

Während der fünf und vierzig Tage, welche ich in Bombai blieb, speis'te ich ein- oder zweymal wöchentlich bey Hrn. D—n, und wohnte den Bällen bey, welche er jeden Montag im Regie-

rungspalaste gab, wo ich Gelegenheit hatte, alle Damen, so wie die vornedmsten Einwohner dieses Etablissements, zu sehen.

Ich bezeigte Hrn. D—n oft meinen Wunsch, mich nach Bengalen zu begeben, und bat ihn, für meine Ueberfahrt zu sorgen. Er wollte aber nicht darein willigen, mich sobald abreisen zu lassen, indem er überzeugt sey, fügte er hinzu, daß ich mich noch nicht genug von den Beschwerlichkeiten meiner ersten Reise erholt habe, um eine neue beginnen zu können. Ich könne mich übrigens versichert halten, er würde mir einen Platz an Bord eines guten Schiffes verschaffen.

Endlich hielt die Fregatte Bombai, ein sehr schönes, der Ostindischen Compagnie gehöriges Schiff, Befehl, sich nach Calcutta zu begeben, und Hr. D—n sagte mir, wenn der Anfenthalt in Bombai mir Langeweile verursache, so würde er dem Kapitän den Befehl ertheilen, mich an Bord aufzunehmen, und dafür zu sorgen, daß ich aller möglichen Bequemlichkeit genösse. Ich antwortete ihm, an einem Orte, wo sich Sc. Excellenz befänden, könnte ich nie Langeweile fühlen. Da mein Wunsch aber natürlich sey, meine Familie wieder zu sehen, von der ich seit mehrern Jahren entfernt lebe, so nähme ich sein Anerbieten an. Er ließ auf der Stelle den Kapitän H—s, der die Fregatte kommandirte, rufen, stellte mich ihm vor, und empfahl mich aufs angelegentlichste seiner Obsorge. Auf diese Art kam ich ohne die geringsten Kosten nach Calcutta, während ich am Bord eines Kauffahrtheyschiffes zwey tausend Rupien (sechs tausend Franken) hätte bezahlen müssen. Mit einem Worte, Hr. D—n. bezeigte mir so viele Güte, daß ich nicht weiß, wie ich ihm meine Dankbarkeit beweisen soll.

Den 26. des Monats Rubby al Avul (16. Julius), schiffte ich mich auf der Fregatte Bombai ein, und da der Wind günstig war, so erreichten wir bald das Weite, so daß wir in eilf Tagen auf der Rhede von Balasore, an der Mündung des Ganges, ankamen, ohne daß uns etwas Merkwürdiges begegnete. Während der Reise benahmen sich der Kapitän und seine Gattin, welche ihn begleitete, mit aller möglichen Höflichkeit und Aufmerksamkeit

gegen mich; und da das Schiff groß und in gutem Stande war, so genoß ich alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, welche man auf der See haben kann.

Wir mußten einige Tage, in der Erwartung eines Steuermannes, liegen bleiben; er kam endlich an, und brachte das Schiff auf dem Flusse bis Volta, wo ich mich in eine Schaluppe begab. Den 15. des Rubby Assany 1218, welcher mit dem 4. August 1803 übereinstimmt, stieg ich in Calcutta ans Land, und dankte Gott, daß er mich frisch und gesund in mein Vaterland zurückgeführt habe.

Anhang A.

Siehe Seite 85.

Der Obrist Symes kehrte im Jahr 1801 nach Indien zurück, und wurde, im Anfange des folgenden Jahres, von dem Marquis von Wellesley, von neuem als Gesandter an den Hof von Ava geschickt, zwischen welchem und der Englischen Regierung (in Indien) sich ernsthafte Mißhelligkeiten erhoben hatten, die in Verbindung mit den geheimen Insinuationen des Französischen Hofes, diese Negotiation schwieriger, als das erstemal, machten.

Dieser Zwist war von der Art, daß der König bey versammeltem Hofe zu sagen beliebte, nur der Oberst Symes könne ihn wieder mit den Engländern aussöhnen.

Der Eifer und die Geschicklichkeit, welche der Oberst Symes bey dieser Gelegenheit an den Tag legte, bewogen den Marquis von Wellesley, einige Zeit nach der Zurückkunft dieses Officiers von seiner Gesandtschaft nach Ava, ihn zu einer Stelle von großer Wichtigkeit an dem Hofe von Dehly zu ernennen; aber eine gefährliche Krankheit zwang ihn, dieser schmeichelhaften Aussicht zu entsagen, und sich gegen Ende des Jahrs 1803 nach Europa einzuschiffen.

Als die unglückliche Expedition unter den Befehlen des Sir John Moore beschlossen wurde, verzichtete der Oberst Symes, der damals Mitglied des Kriegsraths, und dessen Gesundheitszustand nicht der beste war, auf diese Stelle, und übernahm das Commando des sechs und siebenzigsten Regiments. Kurz nachher schiffte er sich nach Spanien ein, unter den Befehlen des General Baird, der den Obersten Symes dazu brauchte, den Zustand der Spanischen Armeen zu untersuchen. Seine Berichte über diesen Gegenstand, befinden sich in der Beschreibung der Expedition. Während dieser Mission machte er in einem Tage achtzig Meilen auf schlechten Wegen, und dieß in Verbindung mit den Beschwerden des übereilten

Rückzuges von Corunna, erschöpfte dergestalt seine Kräfte, daß er zwey Tage nach seiner Wiedereinschiffung starb.

Während des Zwischenraumes der Zurückkunft des Obersten Symes von Ava, und seiner Ernennung zu seiner Mission nach Dehly, kam Mirza Abu Taleb Khan in Calcutta an. Letzterer verlor keinen Augenblick, seinen Freund zu besuchen, und wurde, mehrere Monate hindurch, von ihm häufig zur Tafel geladen, wo der Englische Uebersetzer dieses Werks oft das Vergnügen hatte, ihn zu treffen, und eine Menge Begebenheiten, welche ihm während seiner Reise begegnet waren, erzählen zu hören.

Als der Oberst seine Bestimmung nach Dehly erhielt, wollte ihn Abu Taleb begleiten, und bat um die Ernennung zu seinen Gehülfen. Da dieser Plan aber durch die Krankheit seines Freundes scheiterte, so begab er sich zu seinem Freunde in Benares, Hrn. August Brooke, aufs Land, auf dessen Empfehlung er zum Empfänger einer der Distrikte von Bundlekund ernannt wurde, in welchem Platze er in Jahr 1806 starb.

Da er wenig Vermögen hinterließ, so bewilligte die Ostindische Compagnie seiner Frau und Familie großmüthig eine Pension.

Anhang B.

Siehe Seite 112.

Die folgende Widerlegung der Begriffe, welche man in Europa von der Freyheit der Frauen in Asien hat, wurde von Mirza Abu Taleb Khan während seines Aufenthaltes in England geschrieben, und von seinem Freunde und Reisegefährten von Calcutta nach Cork, dem Kapitän Richardson — der, wie man befürchtet, auf einem Indischen Schiffe, von dem man nichts mehr gehört hat, verunglückt ist — ins Englische übersetzt. Der geschickte Autor und Sammler, Hr. Dundas-Campbell, hat sie in der Asiatic Annual Register für 1801, bekannt gemacht.

Widerlegung der Ideen,

welche man in Europa von der Freyheit der Asiatischen Weiber hat.

Von

Mirza Abu Taleb Khan.

Eines Tags befand ich mich in London in einer Gesellschaft, als die Rede auf die Freyheit kam, von welcher die Engländer die gesundesten und erhabensten Begriffe von der Welt zu haben vorgeben. Eine Englische Dame bemerkte, indem sie ihre Rede an mich richtete, daß die Frauen in Asien nicht die geringste Freyheit genössen, sondern wie wahre Sklavinnen, ohne Ehre und Ansehen, unter der Gewalt ihrer Gatten lebten. Sie tadelte die Männer, wegen dieses ungerechten Benehmens, und die Frauen wegen der Schwachheit, sich diesem zu unterwerfen. Aller Mühe ungeachtet, ihr diesen Irrthum durch die Bemerkung zu benehmen, daß die Sache sich gerade umgekehrt verhalte, und daß die Frauen in Europa nicht die geringste Gewalt haben, konnte ich sie doch nicht überzeugen. Sie schwankte jedoch in ihrer Meinung, und bat mich, da sie endlich zu zweifeln anfing, meine Ideen zu Papier zu bringen, damit sie sie besser fassen, und dadurch zur Unterscheidung der Wahrheit vom Irrthum gelangen könne. Da diese falsche Meinung in dem Geiste aller andern Europäer eben so fest eingewurzelt ist, und oft der Gegenstand von Discussionen war, so habe ich es für nöthig gehalten, mich in etwas über die Vorrechte, deren sich das schöne Geschlecht, nach den Gesetzen und Gewohnheiten, in Europa und Asien zu erfreuen hat, zu verbreiten; habe aber

das übergangen, was beyden Welttheilen gemein ist, und nur das Eigenthümliche beyder herausgehoben, und mit einander verglichen, damit die, welche einiger Ueberlegung fähig sind, leichter den Unterschied fassen, und die wahre Lage der Sache erkennen können.

Man muß zuerst als Grundmaxime annehmen, daß in der gesellschaftlichen Ordnung Achtung für die Gesetze der Billigkeit und der Höflichkeit, so wie Sorge, andern keinen Schaden zuzufügen, wesentlich nöthige Bedingungen sind. Denn, ohne sie, würde die Freyheit des einen der der andern nachtheilig seyn. Nehmen wir zum Beyspiel an, daß einer befugt sey, mit seinem Hause vorzunehmen, was das Haus seines Nachbars in Gefahr bringen könnte, so hieße dieß, der Freyheit dieses Nachbarn Nachtheil zufügen; oder wenn man, zu seiner Bequemlichkeit bey heißem Wetter, seine Freunde im Hemde, oder im Nachtkleide besuchte, so würde dieß allerdings angenehm, und eine Handlung persönlicher Freyheit seyn, aber zugleich einen Mangel an Lebensart beurkunden. Die Beobachtung dieser Gesetze ist also wesentlich.

Die Freyheit der Asiatischen Frauen erscheint, meiner Meinung nach, aus folgenden sechs Gründen eingeschränkter, als die der Europäerinnen:

Der erste Grund ist „ihre wenige Gemeinschaft mit den Männern, und die Zurückgezogenheit, in welcher sie, zufolge der Gesetze und ihrer besondern Gewohnheiten, leben.“ Dieses ist wohl der Hauptgrund, in so fern er die falschen Begriffe veranlaßt hat, welche die Europäischen Frauen in dieser Hinsicht hegen. Sie bilden sich ein, die Asiatinnen seyen von Natur geneigt, in den Straßen und auf den öffentlichen Märkten spazieren zu gehen, würden aber von ihren Männern, welche Wächter an ihre Thüren stellten, eingeschlossen gehalten. Es ist hier zu bemerken, daß die Vortheile dieses Mangels an Gemeinschaft, der allen Uebeln vorbeugt, welche aus dem Zutritte der Fremden entstehen, und der Arbeit und nützlichen Beschäftigungen so viele Zeit gönnt, so klar sind, daß es unnöthig ist, ihre

Evidenz beweisen zu wollen. Sie ist durch die Gewohnheit in London, die Thüren der Häuser verschlossen zu halten, und die verächtliche Lage der Männer auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, außer allen Zweifel gesetzt. Demungeachtet aber ist in England beyden Geschlechtern gegenseitiger Umgang gestattet. Man muß dieß der Kraft der Tugend der Englischen Frauen, und der Furcht vor größern Unannehmlichkeiten zuschreiben, wovon ich hier vier Hauptarten herausheben will, deren Wirkungen in Asien nicht bekannt sind.

Die erste dieser Ursachen ist „der hohe Preiß aller Nothwendigkeiten, und die kleine Zahl von Bedienten und Appartements.“ Wollte Mann und Frau, jedes ein besonderes Haus, Tafel und Equipage halten, so wäre es unmöglich, die Kosten davon zu bestreiten. Die Nothwendigkeit zwingt daher Mann und Frau, ihr Mahl gemeinschaftlich mit ihren Gästen in demselben Saale einzunehmen, in Einem Zimmer zu schlafen, und folglich immer bey einander zu seyn. In Asien hingegen erlaubt der niedrige Arbeitslohn den Frauen, getrennte Wohnungen zu haben, und sich nicht der Zeit und den Umständen, welche ihren Männern am bequemsten dünken, fügen zu müssen. Befinden sie sich in Gesellschaft ihrer vertrauten Freundinnen, so entbehren sie gern die Gesellschaft ihrer Männer mehrere Tage lang, und schicken ihnen alsdann das Mahl ins Murdannah (Appartement der Männer). Eben so ist es, wenn der Mann allein zu seyn wünscht; er ißt und schläft in diesem Falle allein in dem Murdannah.

Die zweyte Ursache ist „die Kälte des Klima's (Englands), welche Spaziergänge und Bewegung, so wie das Zusammenschlafen des Mannes mit der Frau nöthig macht. Spazieren kann man aber nicht gehen, ohne sich den Augen der Welt zu zeigen.“ Dieser zweyte Fall ist übrigens einer andern Ursache, nämlich dem Mangel an Raum, zuzuschreiben; denn ohne diesen Mangel würde die natürliche Neigung des Mannes, ihn, wenn er in Unglück oder Trübsal ist, zur Einsamkeit und zum Alleinschlafen in einem abgesonderten Zimmer stimmen.

Die dritte Ursache ist, „daß hier (in England) nur Eine Art von Menschen ist.“ In diesem Reiche, das in einem Winkel der Erdkugel liegt, wohin weder Fremde kommen, noch wegreisen, ist die Gemeinschaft beyder Geschlechter nicht mit der Sittenverderbniß, wie in Asien, verbunden, wo Menschen verschiedener Nationen in Einer Stadt wohnen. Wollte man hier bey der großen Gefahr von Corruption den Weibern eine gleiche Freyheit gestatten, so wäre dieß ein strafbarer Eingriff in die Freyheit der Männer, was (wie es im Anfange dieser Widerlegung bewiesen worden ist) der Gerechtigkeit zuwider ist. Daß aber da Sittenverderbniß einreißen muß, wo verschiedene Völker unter einander gemischt sind, ist zu offenbar, als daß es eines Beweises bedürfte. Ehe die Muselmänner nach Hindostan kamen, waren die Weiber nicht genöthigt, sich den Augen der Männer zu entziehen. Selbst heut zu Tage findet dieß in den Hindostanischen Dörfern noch nicht statt, und man weiß doch, mit welcher Sorgfalt die Hindus ihre alten Gebräuche bewahren, und wie sehr sie daran hängen. Gegenwärtig beobachten aber die Weiber in großen Städten mit solcher Strenge die Gewohnheit, sich vor dem Anblick der Männer zu verbergen, daß eine verheyrathete Frau sich sogar ihrem Schwiegervater nicht zeigt, und daß die Schwester nur selten vor ihrem Bruder erscheint.

Eine vierte Ursache liegt „in der Nothwendigkeit, daß die Europäischen Weiber sich einige Erfahrung in den Geschäften der Welt erwerben, und manches lernen müssen, wozu sie die Pflicht treibt, die sie zu erfüllen haben, wenn sie an dem Schicksal ihrer Gatten Antheil nehmen wollen.“ Diese Erfahrung können sie in der Zurückgezogenheit nicht erlangen, während die Asiatischen Frauen, da ihre Pflichten sich bloß auf die Sorge für das Vermögen ihrer Männer, und auf die Erziehung der Kinder beschränken, diese Erfahrung entbehren können, und nicht nöthig haben, sich von der eingeführten Gewohnheit, in der Einsamkeit zu leben, zu entfernen. Das Gesagte soll beweisen, daß die Asiatischen Frauen nicht in der Nothwendigkeit sind, sich öffentlich zu zeigen. Dabey ist noch zu bemerken, daß sie mehrere

Gründe haben, diese Abgeschiedenheit vorzuziehen, wovon einer ihre Liebe der Ruhe und Stille ist; ein zweyter, der Wunsch, ihre Ehre vor Makel zu bewahren, indem sie sich mit dem gemeinem Volke nicht einlassen, und sich den Beleidigungen grober und brutaler Menschen, welche die Straßen immer anfüllen, nicht aussetzen; eine Gesinnung, die sie mit dem Europäischen Adel gemein haben, der, um seine Würde zu behaupten, nie in den Straßen spazieren geht, und selbst mit den Weibern von Privatpersonen, welche weder am Tage, noch viel weniger in der Nacht, ohne von einem Freunde, oder Bedienten, begleitet zu seyn, um sie im Fall der Noth zu beschützen, ausgehn. Die Meinung der Europäischen Frauen, daß die Asiatinnen nie ein anderes Mannsgesicht sähen, als das ihres Gatten und daß sie aller Annehmlichkeiten der Gesellschaft beraubt seyen, kann nur den falschen Begriffen, welche man ihnen über diesen Gegenstand beygebracht hat, zugeschrieben werden. Es ist ihnen erlaubt, der Gesellschaft der männlichen Verwandten ihres Mannes und ihres Vaters, so wie der ihrer alten Nachbarn und Bedienten zu genießen, und bey ihren Mahlzeiten befinden sich immer mehrere Männer und Frauen gegenwärtig. Auch dürfen sie sich in Sänften in die Häuser ihrer Verwandten und zu den Frauen ihres Standes begeben, ohne vorher selbst ihre Männer davon benachrichtigt zu haben. Die Gärten stehn ihnen offen, nachdem die Fremden entfernt worden sind. Auch ist ihnen gleichfalls gestattet, Musikanten und Tänzer zu ihrer Unterhaltung in ihre eignen Appartements kommen zu lassen; endlich haben sie noch mehrere andere Mittel, ihre Zeit auf eine angenehme Art zuzubringen.

Der zweyte Grund ist „das Recht, daß das Gesetz den Männern bewilligt, mehrere Frauen zu heyrathen," was in den Augen der Europäerinnen die schrecklichste Unterdrückung ist, daher sie die für niederträchtig halten, welche sich ihm unterwerfen. Eigentlich beruht aber der Grund dieses Gesetzes und dieser Gewohnheit auf der physischen Constitution der Frau, vermöge welcher sie während der letzten Monate ihrer Schwangerschaft,

und so lange sie ihre Kinder säugt, von ihrem Manne getrennt ist. Die Asiatischen Frauen haben außerdem noch andere Epochen, wo ihre Männer ihnen nicht beywohnen können.

Da die Englischen Gesetze dieses Vorrecht den Männern nicht bewilligen, so entsteht ein sehr unangenehmer Zwang für sie daraus, während die Gesetze Asiens, indem sie die Polygamie gestatten, dem Manne Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ohne der Frau unrecht zu thun. Denn die Ehre der ersten und rechtmäßigen Gattin leidet nicht darunter, weil die Frauen, welche einen verheyratheten Mann ehelichen, nicht in die Gesellschaft der Damen zugelassen werden, indem sie nie von einer berühmten oder reichen Familie abstammen, da ein Mann von Ehre nie darein willigen wird, daß seine Tochter eine solche Heyrath eingehe. Die Art, wie diese andern Frauen leben, ist folgende. Diejenigen, welche von einer ehrbaren Familie sind, bewohnen ein besonderes Haus, wie dieß in England mit den sogenannten unterhaltenen Damen (femmes entretenues) zu geschehen pflegt; die gemeinerer Art, leben in dem Hause der rechtmäßigen Gattin auf dem Fuße von Bedienten, und der Gatte besucht sie zuweilen auf eine heimliche Weise. Diese Frauen können sich überdieß keines der Vorrechte der rechtmäßigen Gattin wünschen; denn obgleich sie, wie jene, nach dem Gesetze, Anspruch an die Verlassenschaft haben, so ist doch zu bemerken, daß, da die rechtmäßige Gattin sich nie ohne die Versicherung eines starken Witthums verheyrathet, alles, was der Mann besitzt, zu ihrer Befriedigung verwendet wird, so daß nichts für seine Erben übrig bleibt. Die Meinung, daß die Asiaten gewöhnlich drey bis vier Weiber haben, ist durchaus ohne Grund, weil sie in der Regel nur Eine heyrathen. Von tausend Männern haben vielleicht kaum funfzig mehr als eine Frau, und von diesen kaum zehn mehr als zwey. Die Furcht vor den schlimmen Folgen der Polygamie verursacht, daß die Männer sich geduldig darein fügen, von ihren rechtmäßigen Gattinnen in den von der Natur vorgeschriebenen Epochen getrennt zu leben, als der klügste Entschluß: Denn

nach meinen Erfahrungen ist es leichter mit zwey Tigerinnen, als mit zwey Frauen zu leben.

Der dritte Grund ist „das Recht des Mannes, die Ehe zu trennen.“ Das Gesetz erlaubt es; doch wird selten Gebrauch davon gemacht. Denn wenn eine große Beleidigung der Grund der Verstoßung einer Frau ist, und Beweise dafür vorhanden sind, so erhält sie die Strafe auf Befehl des Magistrats, oder mit Genehmigung der ganzen Familie, von Seiten des Mannes. Ist die Beleidigung nicht von Bedeutung, als: üble Laune, Ungeselligkeit ꝛc., so bestraft sie der Mann, indem er das Quartier der Weiber verläßt, und in seinem Appartement bleibt. Die Ursachen der Ehescheidung aber, welche sich in der Disposition des Mannes befinden, sind rechtlich auf das Gesetz und auf die Gewalt des Mannes über die Frau, wegen des größern Antheils, den er an den Angelegenheiten der Familie nimmt, gegründet; denn alle beschwerliche Arbeit wird ihm zu Theil, während die Frauen ihr Leben in Ruhe und Zufriedenheit zubringen. Wenn indessen die Frau eine Klage gegen ihren Mann vor das Criminalgericht bringt, z. B. daß er seine Zeit nicht gleich unter seinen Frauen vertheile, oder daß er ihr den nöthigen Lebensunterhalt entziehe, so erreicht sie gleichfalls ihren Zweck, sich von ihm trennen zu lassen, wenn er auch nicht darein willigt.

Der vierte Grund ist „der wenige Glauben, den das Gesetz in Asien dem Zeugnisse der Frauen leiht.“ In allen Gerichtshöfen wird ein Factum, auf das Zeugniß von zwey Männern, als bewiesen angenommen; während vier Weiber dazu erforderlich sind. Man muß dieß nicht der Oberherrschaft des einen Geschlechts über das andere zuschreiben, sondern dem geringen Wissen und der Unerfahrenheit der Frauen, und ihrem leichtsinnigen Character.

Der fünfte Grund ist „der Gebrauch, der den Frauen nach dem Tode ihrer Männer befiehlt, Bällen und andern Vergnügungen, kostbaren Kleidern und Zierrathen zu entsagen.“ Dieß ist der großen Achtung, welche sie dem Andenken ihrer Männer zollen,

so wie ihrer Anhänglichkeit an die ihnen eigenen Gewohnheiten und Gebräuche zuzuschreiben; denn nichts hindert sie, einen zweyten Mann zu nehmen, es sey denn etwa die Furcht, sich dem Spott und dem Tadel der Frauen ihres Standes auszusetzen.

Der sechste Grund besteht darin „daß die Töchter in Asien nicht die Freyheit haben, sich selbst ihre Gatten zu wählen.“ Ueber diesen Punct ist nichts zu sagen. Denn in Europa ist die Freyheit in dieser Hinsicht nur ideal, weil die Wahl der Tochter ungültig ist, wenn sie nicht die Zustimmung von Vater und Mutter erhält. Blos die Entführungen werden dadurch begünstigt (wie dieß in Indien, unter den Sklaven beyder Geschlechter zu geschehen pflegt), und Kälte und Uneinigkeit unter den Gliedern einer Familie erzeugt. Nimmt man eine solche Freyheit in England an, so kann nichts anders als Schande und Elend daraus erfolgen. Die Wahl eines Mädchens, das kaum die Amme verlassen hat, ist eine Sache, wovon das Glück ihres ganzen Lebens abhängt; sie kann daher nur in sofern Achtung und Beyfall verdienen, als sie die Zustimmung der Eltern erhalten hat, welche die Erfahrung erleuchtet, und eine blinde Leidenschaft nicht verführt.

Die Vorzüge der Asiatischen Frauen aber vor den Europäischen, sowohl im Gesetze, als in der Gewohnheit begründet, können unter acht Kapitel gebracht werden.

Erstes Kapitel. „Das Recht welches der Gebrauch ihnen auf das Vermögen und auf die Kinder ihrer Gatten gibt.“ Die Morgenländer betrachten als die beyden Hauptzwecke der Ehe, nach dem der Fortpflanzung ihres Geschlechts zur Anbetung Gottes, die Sorge für ihr Geld und ihre Effecten, und die Erziehung ihrer Kinder, damit sie sich, frey von diesen Sorgen, ganz der Betreibung ihrer verschiedenen Geschäfte hingeben können. Aus diesem Grunde legen sie den größten Theil ihrer Reichthümer in die Hände ihrer Frauen, daher es in der Macht dieser steht, an einem Tage ein Vermögen zu Grunde zu richten, dessen Erwerbung ein Menschenleben erfordert hat. Zwar tritt dieser Fall selten ein; jedoch geschieht es zuweilen, daß der Mann, nach-

dem er sich in seinen blühenden Jahren ein großes Vermögen erworben hat, es der Obhut seiner Frau anvertraut, die, anstatt es ihm in seinem Alter zurückzugeben, ihm nur Kostgeld bewilligt, und das übrige für ihre Kinder behält. Die Gewalt der Frauen, in Beziehung auf ihre Kinder, ist so groß, daß sie oft heranwachsen ohne den geringsten Unterricht, oder in der frühen Kindheit sterben. Denn aus Mangel an Geist und Erfahrung, machen die Mütter Schwierigkeiten, sich von ihren Kindern zu trennen, um sie in Schulen, oder auf Reisen zu schicken, und wenn sie krank werden, so geben sie ihnen, nach dem Rathe ihrer Vertrauten, schädliche Mittel, oder bewilligen ihnen, aus mütterlicher Zärtlichkeit, alles, was Kranke gewöhnlich wünschen, und sind, durch diese schlecht angebrachte Nachgiebigkeit, Ursache ihres Todes.

Zweytes Kapitel. „Ihr auf Gewohnheit gegründetes Recht, ihre Kinder zu verheyrathen, und ihnen nach ihrem Belieben religiöse Grundsätze einzuprägen.“ Will der Mann eins seiner Kinder verheyrathen, und die Frau billigt die getroffene Wahl nicht, so ist der Contract ungültig; im entgegengesetzten Fall aber geht die Heyrath gewöhnlich vor sich. Da die Kinder, sowohl Knaben als Mädchen, ihre Mutter beynahe nicht verlassen, welche sie als ihre Beschützerin gegen ihren Vater betrachten, der in ihren Augen als böse erscheint, wegen der mehr oder wenigeren Erziehung, die er ihnen will geben lassen; so nehmen sie die Religion an, die ihnen ihre Mutter einprägt, und die ihres Vaters bleibt ihnen ganz fremd. Es geschieht oft, daß wenn die Mutter eine Schiitin und der Vater ein Sunnite ist, die Kinder aus natürlicher Neigung und durch den Unterricht ihrer Mutter verleitet, mit Verachtung von den Häuptern der Sekte der Sunniten in Gegenwart ihres Vaters sprechen, der, obgleich er an einem Manne eine solche Sprache mit dem Tode ahnden würde, sie geduldig von Seiten seiner Kinder erträgt, welche er mit ihrem Mangel an Urtheilskraft entschuldigt. Durch die Wiederholung ähnlicher Reden wird seine Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter nach und nach er-

schüttert, und er entsagt ihm mit der Zeit wohl gar, oder hält doch nur noch schwach daran.

Drittes Kapitel. „Ihre Autorität über ihre Bedienten.“ Die Bedienten des Appartements des Mannes, worüber dieser nach Gefallen verfügt, sind demungeachtet unterwürfiger gegen die Frau, als gegen ihren Herrn, aus Furcht, daß jene Klagen gegen sie erhebe, wenn sie sie auf Fehlern ertappt, wie dieß häufig geschieht. Die Bedienten des Zenana aber, über welche die Frau die Aufsicht hat, fürchten sich so sehr vor ihrer Gebieterin, daß manche ihr ganzes Leben im Zenana zubringen, ohne ein einziges Mal vor dem Manne zu erscheinen. Manche von ihnen bedienen ihn nie, und andere, welche es thun, sprechen nicht mit ihm. Die Frauen sind in diesem Punct so unerschütterlich, daß der Mann sich das Recht nicht anmaßen würde, einen ihrer Bedienten fortzujagen. Ja, seine Klagen in dieser Hinsicht sind Empfehlungen für sie; während sein Lob als Klage gilt, und sie dem Unwillen ihrer Gebieterin aussetzt. Das Gegentheil von dem Gesagten hat in Rücksicht der Europäischen Frauen statt, welche über ihre Kinder und Bedienten nicht allein verfügen können, sondern bloß vertraute Gäste in dem Hause ihres Mannes zu seyn scheinen.

Viertes Kapitel. „Die Befreyung der Asiatischen Frauen von der Theilnahme an den Geschäften des Mannes, und von der Bedienung der Gäste;“ während dieß durchgehends die Pflicht der Europäerinnen ist, ihre Männer mögen nun einen angenehmen Stand haben, wie der des Juweliers, Krämers, Parfümiers, ꝛc., oder ein niedriges und grobes Handwerk ausüben. Ich sah Frauen die Tafel verlassen, um die Fragen eines Kunden zu beantworten. Wenn dieß nun auch nicht von allen Damen verlangt wird, so gibt es doch Pflichten der Art, welche sie allgemein ausüben, wie z. B. die Gäste zu unterhalten, bey Tafel vorzuschneiden und vorzulegen, Thee und Kaffee zu bereiten; während die Damen in Asien keine dieser Mühen auf sich haben, sondern auf die weiter oben angeführte Art leben.

Fünftes Kapitel. „Die größte Nachgiebigkeit gegen den Eigensinn der Frauen in Asien, und ihr unverjährbares Recht, ihre Männer unter allerley Vorwand zu quälen;“ was als eine wesentliche und unentbehrliche Eigenschaft der Schönheit betrachtet wird, weil eine Frau, wenn sie dieß Mittel nicht in Anwendung bringt, und sich in allem dem Willen ihres Mannes unterwirft, in seinen Augen bald keine Reize mehr hat. Wenn z. B. eine Frau ausgeht, um ihren Vater zu besuchen, so kehrt sie nie zu ihrem Manne zurück, als bis er mehreremale selbst gekommen, sie abzuholen, und sie eben so oft das Vergnügen gehabt hat, ihn unnützerweise zurückzuschicken. Wenn das Diner servirt ist, so läßt sie ihren Mann, unter einem leeren Vorwande, so lange auf sich warten, bis die Gerichte kalt sind; eben so benimmt sie sich beym Schlafengehen. In allen diesen Fällen, kann der Mann keine andere Parthie ergreifen, als sich in Geduld zu fassen. Ich kannte einige schöne Frauen, welche, in ihrer Zuneigung beständig, und ihren Gatten innig ergeben, aus Mangel jener Hülfsmittel schnell die Liebe ihrer wunderlichen Männer einbüßten, die sich an mittelmäßige Frauen hingen, welche sie in Athem zu erhalten wußten.

Sechstes Kapitel. „Das größte Vertrauen der Asiaten in die Tugend ihrer Frauen, auf Gesetz und Gewohnheit gegründet.“ Man weiß, daß die Europäischen Damen, obgleich sie die Freyheit auszugehen, und sich mit Fremden zu unterhalten, genießen, dieß doch nicht anders, als in Gesellschaft einer vertrauten Person, entweder von Seiten ihres Mannes oder ihres Vaters, thun können; noch weniger können sie die ganze Nacht anderwärts zubringen. Alles dieß ist in Asien anders. Hier sind die Frauen, welche eine Dame ihrer Bekanntschaft, wenn letztere auch dem Manne ganz fremd ist, von Niemand, weder von Seiten des Vaters noch des Gatten, begleitet. Sie bringen nicht bloß eine oder zwey Nächte in dem Hause ihrer Freundin zu, sondern wohl gar eine ganze Woche. Zwar hat der Hausherr alsdann in das Appartement der Frauen keinen Zutritt, wohl aber zur Familie gehörige Knaben von funfzehn Jahren, weil diese noch als Kinder betrachtet werden.

Siebentes Kapitel. „Der Antheil an den Kindern, welche das Gesetz ihnen zuspricht.“ Hat die Ehescheidung statt, so gehören die Knaben dem Vater, und die Mädchen der Mutter. Auch dieß ist der in England eingeführten Gewohnheit entgegen, wo die Mutter, nachdem sie zwanzig Jahre ihrer Lebenszeit der Erziehung ihrer Kinder gewidmet hat, sie im Falle einer Trennung alle an den Vater kommen sieht, während sie, dem Schmerz zur Beute, genöthigt ist, das Haus zu verlassen.

Achtes Kapitel. „Die Leichtigkeit, womit sich die Frau, nach Gesetz und Gewohnheit, wegen einem Zwiste von ihrem Manne trennen kann, ohne daß eine Entscheidung daraus erfolgt.“ In diesem Falle begibt sich die Frau, eine Stunde nach dem Zank, mit ihren Kindern in das Haus ihres Vaters oder eines Verwandten, und kehrt nicht eher zu ihrem Manne zurück, als bis dieser ihr Genugthuung für die, ihrer Meinung nach, erlittene Beleidigung, gegeben hat.

Außer den acht Hauptvortheilen, in deren Genusse, wie wir gesehen haben, die Asiatischen Frauen vor den Europäischen den Vorzug haben, gibt es noch mehrere andere, wovon ich nicht gesprochen habe, um nicht zu weitläuftig zu werden. Das Gesagte wird den Verständigen genügen. Adieu!

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Abū-ālib ān,

Reise des Mirza Abu Taleb Khan durch Asien, Afrika und Europa in den Jahren 1799, 1800, 1801, 1802 und 1803 Nebst einer Widerlegung der Begriffe, welche man in Europa von der Freyheit der Asiatischen Weiber hat

Heidelberg 1812

40.7119
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702545-6